Heinrich Federer

im Spiegel seines journalistischen Schaffens

Inaugural-Dissertation

der philosophischen Fakultät I der Universität Bern
zur Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Arnold H. Schwengeler
von Winterthur

Paul Haupt
Akademische Buchhandlung vorm. Max Drechsel
Bern und Leipzig
1931

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Von der philosophischen Fakultät I angenommen auf Antrag des Herrn Prof. Dr. Fritz Strich.

BERN, den 23. Januar 1931.

Der Dekan : Prof. Dr. E. KURTH.

Meinen Eltern

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41544718_0029

I. Einleitung

Die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde zum Ausgangspunkte jener zwangsläufigen Bewegung, die man als den Annäherungsprozess von Literatur und Journalismus bezeichnen kann. Unschwer lässt es sich durch die Jahrhunderte hin verfolgen, dass in dem Masse wie die Zeitung[1]) sich vervollkommnete, Ansehen und Macht gewann, die Beziehungen der Dichter und Schriftsteller zur periodischen Presse immer enger und bedeutungsvoller sich gestalteten. Unschwer erkennt man die Herausbildung einer stofflichen und mehr und mehr auch persönlichen Verbundenheit, sieht die Ausnahme zur Regel, das Gelegentliche zum Gewohnten, das erst Nebensächliche zum Bedürfnis, ja zur fast unbedingten Forderung erwachsen. Der Literat von heute, der ohne ein Verhältnis zur Zeitung schafft, läuft Gefahr, ein Abseitiger, ein Sonderling zu werden. Denn der Geist der Zeit spricht durch den Mund der Presse am unverhülltesten. Hier ertönen täglich die Fragen der Gegenwart und ihre Antworten; hier spiegelt sich das wirkliche Leben und die lebendige Wirklichkeit.

Die entscheidende Phase in der Entwicklung auf diesen Zustand fruchtbarer Verquickung hin liegt im 19. Jahrhundert. Hand in Hand mit dem Vordringen des Liberalismus nahm die Presse einen ungeheuren Aufschwung, um nach dem Märzsturm von 1848, der die letzten Fesseln der Reaktion sprengte, zum obersten Diktator der öffentlichen Meinung aufzurücken. Doch seit der Julirevolution schon begann das allgemeine Buhlen um ihre Gunst und der Kampf um ihren Besitz: Wer die Presse für sich hatte, dem war der Erfolg gewiss.

Auf dem Boden unserer Sprache erfasste das Junge Deutschland zuerst die ganze Tragweite dieser Tatsache und nützte sie, wenngleich von der sterbenden Zensur noch empfindlich gehindert, in wirkungsbewusster Weise. Die politische Epoche gebar den politischen Schriftsteller grossen Gepräges, führte aber auch, wie alles Ungewohnte und Neuartige berauschend,

[1]) Wir verstehen unter Zeitung jede Form der periodischen Presse, also auch die Zeitschrift, den Almanach und den Kalender.

zur Ueberschätzung und zum Missbrauch des journalistischen Tuns. Der Dichter vergass über den Zielen des Tages die wertvolleren Aufgaben der Zeit, verlor über der Polemik die Kunst. Jedoch das historisch Wichtige war dieses : Die einmal mit der Tagesschriftstellerei eins gewordene Literatur hatte ihre Unabhängigkeit eingebüsst. Die Zeitung fing an, das Buch zu ersetzen oder ihm doch voranzugehen. Sie wurde zum bevorzugten Vermittler und Werber für das dichterische Werk. Der Feuilletonroman und die Feuilletonnovelle traten ihren Siegeszug an. Der moderne Dichter wiederum erblickte eine neue Lebensmöglichkeit. Die rasch an Zahl zunehmenden und immer mannigfaltigeren Ansprüchen genügenden Periodica verlangten und zahlten seine begabte, gewandte Feder. So verdient er jetzt, der bisher als Beamter und Angestellter sein Auskommen gefunden oder als nur der Schöpfung lebender Künstler sich durchgehungert hatte, sein sicheres Brot als Mitarbeiter von Zeitungen oder geradezu als Berufsjournalist. Oft ist ihm diese Beschäftigung nur Mittel, nur Durchgangsweg zum Erfolg ; häufiger bleibt er der Tagespresse fest verpflichtet, da der finanzielle Ertrag seiner Dichtung zu gering ausfällt, um ihm ein völlig selbständiges Dasein zu erlauben. Aber auch der freie Schriftsteller kommt dem Journalismus — als Gebender wie als Empfangender — immer wieder nahe.

Aus dem Gesagten erhellt unmissverständlich die Bedeutung des Zeitungswesens für die wissenschaftliche Forschung. Als täglicher Bewahrer des geistigen und materiellen Geschehens der Welt ist es nicht nur die umfassendste, sondern auch die denkbar aufschlussreichste Fundgrube. Es kündet von den grossen wie kleinen Erscheinungen, vom Allgemeinen wie Besonderen, vom Kollektiven wie Individuellen. Es zeigt das lebendig bewegte Gesicht der sich wandelnden Zeit und ihres Menschen. Es bedeutet die einzigartige und unentbehrliche Grundlage jeder modernen Kulturgeschichte und somit auch jeder Geschichte der modernen Literatur.

Dieses vermutete schon 1898 ein unbekannter Pfarrhelfer im abgelegenen Toggenburger Dörfchen Jonschwil, als er schrieb : «....man darf wohl annehmen, dass ein künftiger Litteraturforscher als Hauptquelle die alten Zeitungen benützen wird»[2]). Er schrieb es, ohne zu ahnen, wie sehr sich das Wort gerade an seinem Schriftstellertum bewahrheiten sollte. Heinrich Federers Lebensweg, der über das Priestersein zum Journalismus

[2]) Heinrich Federer in der «Ostschweiz», Nr. 294.

und von da zur Dichtung führte, wurde zur eindrücklichen, gleichniskräftigen Bestätigung des frühen Gedankens. Die periodische Presse erwies sich als ein unschätzbarer Spiegel der Wesenheit des Künstlers und seines Schaffens. Sie ist es, auch wenn wir das poetische Werk, das ja in manchen und nicht den schlechtesten Stücken durch die Zeitung dem Leser bekannt wurde, beiseite lassen, wenn wir also — wie es in dieser Untersuchung geschieht — nur die eigentliche Journalistik Federers betrachten. Und das heisst: Wir sehen die äusseren Strecken und Stationen in der Laufbahn des Schriftstellers; wir erkennen die Basis seiner persönlichen Artung und die Persönlichkeit selbst in ihren bedeutsamen Zügen; wir erfahren vom Wollen des Künstlers, der seine Programmatik, die Theorien über Dichtung und Dichtungsgattungen im Journalismus niedergelegt hat; wir finden endlich den Journalisten in seinen Bestrebungen und seiner Tätigkeit.

Ein Bild des Einzelnen entsteht demnach auf diesen Blättern, doch keineswegs das Bild eines Vereinzelten. Um Heinrich Federers Persönlichkeit deutlich zu machen, war es nötig, auch die Zeit des Dichters, soweit ihr Gehaben ihn berührte, und sein Wirken darauf Bezug hat, zu zeichnen. Nur im Zusammenklang und Widerspiel mit der Gesellschaft erhält das Individuum Sinn und Wert. So wird die Darstellung der Umwelt zum beziehungsvollen Rahmen, der das Gemälde des Menschen in die umfassende Gemeinschaft alles Seienden rückt. Diese ist ein unendlicher, mächtiger Strom, dessen zahllose Arme das Land der Geschichte durchfluten, auf deren einem der Einzelne — ohne darum seine bewusste Eigenschaft aufgeben zu müssen — dahintreibt. Er wird Teil einer bestimmten und besonderen Bewegung in der allgemeinen Bewegtheit des Lebenden, Repräsentant des Zweigflusses menschheitlichen Geschehens, der ihn trägt.

Es ist nicht müssig, in einer Studie über Heinrich Federer auf diese Bindungen hinzuweisen, denn sein Auftreten zu Beginn des 20. Jahrhunderts dünkt uns symptomatisch für das gewaltige Erstarken irrationaler Geistigkeit, die sich sogleich bemerkbar zu machen begann, als der Rationalismus der liberalistischen Aera vom Angreifer zum Herrscher geworden war. Im Reiche der Literatur hatte das verstandesmässige und materialistische Denken im Naturalismus seinen entwicklungsgeschichtlichen Gipfelpunkt erreicht, nachdem es seinen künstlerischen bereits überschritten hatte. Jetzt folgte dem Stoss der Gegenstoss. Eine Wendung zur Metaphysik vollzog sich, als

deren vielleicht auffälligstes Zeichen die aktive Wiederbeteiligung eines kulturellen Faktors angesprochen werden muss, der lange verstummt war : Der deutsche Katholizismus, der sich seit den Tagen der Romantik aus dem Geistesleben zurückgezogen hatte, witterte Morgenluft. Im Erwachen einer neuen Religiosität fanden seine Weltanschauung und deren Manifestationen wieder das Echo, das er seit Jahrzehnten vermisst hatte. Der Expressionismus, in welchem die Katholiken mit guten Namen vertreten sind, tat die Gottgläubigkeit einer jungen Generation inzwischen am überzeugendsten dar, ohne doch deren Möglichkeiten irgendwie auszuschöpfen.

Heinrich Federer besass keinerlei Beziehungen zum Expressionismus, noch, so viel wir wissen, die Expressionisten zu seinem dichterischen Werke. Aber was besagt dieses, wenn wir fortwährend auf Gemeinsamkeiten stossen, wenn wir zahlreichen Postulaten des Schweizers, ähnlich in Wort und Klang, beim Expressionismus wieder begegnen ? Es beweist uns eine geheimnisvolle Gesetzlichkeit, die über dem Schaffen geistiger Perioden waltet, eine schicksalhafte Macht, die auch scheinbar Unvereinbares auf einen tragenden Nenner zwingt. Der 1866 geborene Heinrich Federer, dessen realistische Kunst ihre Vorbilder im 19. Jahrhundert holte, wurde durch seine Einstellung zur Welt Vorläufer einer literarischen Richtung, deren charakteristische Aeusserungen noch nicht weit zurückliegen. Er wurde es, weil ein neues Menschtum in ihm aufgebrochen war, ein neues Lebensgefühl in ihm brannte.

Wohl stand sein Fuss konservativ auf dem Boden eines alten und zum Teil bereits versinkenden Erbes. Und doch diente sein Wirken seltsam fruchtbar einer anderserwachsenen Gegenwart. Denn sein Blick ging in die Zukunft und seine Hand baute an einem neuen Himmel.

II. Der Weg

«Lieber lesen als schreiben!» — So lautet der Titel jenes grossen Essays der Erinnerungen, den Heinrich Federer auf seinen 60. Geburtstag in Velhagen & Klasings Monatsheften veröffentlichte[1]). Und der Dichter, dessen Gesamtschriftwerk nach Umfang und Bedeutung wahrlich nicht gering ist, gestand: «Schreiben! Darf ich es sagen, ohne blöd oder eitel gescholten zu werden, dass ich in meinem Leben nichts unlieber tat und es immer einen rauhen Druck von aussen brauchte, bis ich unwirsch die Feder in den schwarzgalligen Hafen tunkte? Ich bin vierzigjährig geworden, ehe ich eine Ahnung hatte, dass ich noch bei den Schriftstellern landen würde».

Gewaltiger Wunsch nach eigenmächtiger Daseinsgestaltung — ein Geschenk des unseligen Vaters — erfüllte den Knaben, der hinter seinen gesunden, kräftigen Kameraden zurückstehen musste: «O, wenn sie gewusst hätten...., wie gerne ich mehr aktiv gelebt als passiv geträumt hätte....»[2]). Der Trieb ins Weltweite beunruhigte quälend sein Blut, die Lust zur alles überragenden Tat stachelte sein Fleisch. Doch das Asthma würgte unerbittlich die stolzen Pläne, schlug den Körper in strenge Fesseln, denen er nur selten und durch grausameres Leiden gestraft sich entwand. Das Unerfüllbare aber belastete schmerzlich die Psyche, stieg immer wieder ins Bewusstsein, wenn Federer die Schranken fühlte, die ihn vom Leben der Starken trennten: «Eine bittere Bewunderung verliess mich nie für die Gewaltigen, die Harten und Herrischen, und so ein Schlingel schlüpfte mir später irgendwie fast in jedes Buch»[3]). Nur das frühe Ahnen eines geistigen Heldentums liess die Ohnmacht des Leibes minder schwer empfinden und lenkte das unbändige Gebietenwollen vom Aeusserlichen auf das Inwendige des Menschen. So erwachte im jungen Heinrich, dessen fabulierendes Wort die Altersgenossen in atemlosen Bann schlug, der Gedanke des seelenbeherrschenden Priestertums, ehe noch das eigentliche Wesen seiner Religion sich ihm erschloss.

---

[1]) 1926, Septemberheft.
[2]) Ebenda.
[3]) Velhagen & Klasings Monatshefte, Septemberheft 1926.

Einsame Stunden formten das Bild zukünftigen Wirkens, trotzige Bejahung überwand die Schatten der Krankheit, sah selbst hier Geschenk des Schicksals, deutete das Uebel als Gewinn : «Wenn du so tagelang an deinen Lehnstuhl gefesselt bist, bewegungslos wie Lots versteinertes Weib, da kommt die Beobachtungsgabe des Kleinen über dich. Was andere, welche die Türe aus- und eingehen, nie beachten, siehst du. Du kennst jede Fliege in der Stube, die Spinne ist deine vertrauteste Genossin, jede Figur an der Tapete, jedes Brettlein am Boden weisst du auswendig.... Und in die Bücher vertiefst du dich. Deine Kameraden kollern draussen herum, du aber führst deinen Geist auf tausend Pfaden spazieren, die deine Kameraden nie begehen werden. Und das Asthma macht dich sehr nachdenklich. Wenn man gar nichts tun kann, nicht lesen, noch schreiben, noch gehen, so denkt man wenigstens, forscht, sinnt, dichtet und grübelt, entwirft Pläne, phantasiert und die Phantasie wird gross und immer grösser, mächtiger, herrlicher und sättigt dich stunden- und tagelang mit ihren feinsten Zauberspielen»[4]). So schrieb der Kaplan. Nach Jahrzehnten bekräftigte der Schriftsteller : «Ich habe nie eine langweilige Stunde gehabt. Und doch sitze ich oft monatelang ohne Buch und Feder, ohne Gesellschaft von Mensch oder Hund und Katze im Stuhl, kaum zehn Worte den ganzen Tag hörend oder sprechend, von meinem Brustübel wie ein Büblein gebändigt.... Das Leben spukt mit tausend Gesichtern und Einfällen ringsum und ich habe alle Mühe, ihm ordentlich mit meinen Sinnen zu folgen. Jede Stunde ist anders, jeder Tag hat eine neue Stimme, vom Fenster, von der Türe herein, aus den Zimmerwinkeln, Kästen, Schubladen, von der Lampe, dem stummen Klavier, den schweigenden Bücherrücken, aber auch aus meinem Hosensack und müden Schuh, aus meinem Kopf und Seelchen flüstert, redet, braust, fragt und rät, erzählt und befiehlt, singt und schielt die unermessliche Welt»[5]).

Welch weite Spanne trennt dieses beglückende Erleben in der Beschränkung von Triumphe des Jünglings, der die Berggipfel der Heimat stürmend besiegte : Ungeheure Not und Entsagung zeichnen den Weg. Es ist schrittweises Aufgeben alles natürlich Erstrebten, alles ursprünglich Ersehnten, ist unaufhaltbares Abgedrängtwerden von vermeintlichen Zielen : hin zu der einen, letzten und höchsten Bestimmung. Die Ausübung

---

[4]) Vaterland 1898, Nr. 213.
[5]) Velhagen & Klasings Monatshefte, Septemberheft 1926.

des geistlichen Berufes gewährte noch das unmittelbare Wirken von Mensch zu Mensch. Die Arbeit des Redakteurs der «Zürcher Nachrichten» bedeutete Heinrich Federer — obschon sehr enge Fühlung zum Leserkreis bestand — bereits übersetztes Tun. Denn der hervorragende Erzähler wertete die geschriebene Zeile nur als schwächlichen Abklatsch des gesprochenen Wortes, das vom lebendig fliessenden Augenblick Sinn und Form empfängt. Das Schaffen des freien Schriftstellers endlich schloss die direkte Beeinflussung der Umwelt überhaupt aus. Sein Buch ging zu einer Gemeinde von Unbekannten.

Aeussere Momente — unter denen die Krankheit voransteht — waren es gewiss, die Federer zum dichterischen Werk hinführten. Allein sie machten ihn nicht zum Dichter. Es wäre falsch, auf einen Kausalnexus zu schliessen. Das Schöpferische ist ein Gegebenes, von allem Anfang an Daseiendes. Vererbung, Milieu, Krankheit sind Sekundärfaktoren, die den Genius wohl nachhaltig bestimmen, niemals aber erzeugen oder vernichten können. Das Asthma prägte dem Gesicht Federerscher Dichtung sehr charakteristische Züge auf — ursächlich hat es nichts damit zu tun. Die urproduktive Natur des Dichters fand in der literarischen Tat — im Schreiben weiterhin — nur letzte Bestätigungsmöglichkeit ihres aktiven Lebenswillens, einzige, ihr unverbaute Strasse, die noch vollständige Bejahung des Daseins erlaubte.

In der Art des alemannischen Menschen liegt spätes Reifen, und es ist ihm eigentümlich, erst im Mittag des Lebens die Kraft zur weitausholenden Tat zu finden. Dieses gilt auch dort, wo frühes Können vorhanden ist, wo frühes Wollen öffentlich sich auswirkt. Es mag als Vorspiel, als Uebung und Läuterung betrachtet werden. Kaplanjahre und Journalistenzeit waren für Heinrich Federer Stufen solcher Heranbildung. Beide bewahren freilich ihren tief eigenen Sinn : In jedem dieser Berufe setzte sich der Dichter mit völliger Hingabe seines Wesens ein, sah in ihnen nacheinander endgültige Aufgabe. Darum aber erschlossen sie ihm, der ihnen so ungeteilt und ehrlich diente, ihren Zauber und verborgenen Reichtum in seltenem Masse. Er blieb ihnen eng verbunden, als er längst die Aemter niedergelegt hatte : einte in sich den Priester, den Zeitungsschreiber, den Poeten.

Vor Jonschwil bereits veröffentlichte Federer erste Gedichte in den «Monat-Rosen», der Zeitschrift des Schweizerischen Studenten-Vereins. Im Mai 1893 nahm er seine Tätigkeit als Pfarr-

helfer im Toggenburger Dorfe auf, und bald nachher begann ein — allerdings sehr lockeres — Verhältnis zur Tagespresse. Das Organ Georg Baumbergers — «Die Ostschweiz» — erhielt gelegentlich einen «Brief» ; im «Altoggenburger» und «Wiler Boten» erschienen kleine kulturpolitische Essays und Leitartikel. Doch der Journalismus galt als blosses Füllsel müssiger Stunden : «Ich hatte viel freie Zeit. Da fing das Lesen der Historiker und Dichter, ein bisschen Zeitungsschreiben und Musizieren und das Geschichtenerzählen unter den Kindern wieder an. Aber keine Zeile Schriftstellerei ! Und ich kam schon tief in die dreissiger Jahre»[6]). Arnold Ott, dessen Werk und Persönlichkeit der Theologiestudent in Luzern lieben gelernt hatte, bestimmte das Thema zahlreicher Aufsätze. Ueber ein Jahrzehnt dauerte der begeisterungsheisse Kult des grossen Schweizer Dramatikrs, dieses zügellosen Genies, das an der eigenen Masslosigkeit zugrunde ging.

Durch Ott angeregt, beschäftigte sich Federer eingehend mit Fragen des Theaters, rezensiv besonders in der 1895 gegründeten «Schweizerischen Litterarischen Monats-Rundschau», daneben auch selbstschöpferisch. Ein «Columbus» und ein Stück aus den Zeiten der Christenverfolgungen entstanden. Am 9. April 1898 wurde in Sarnen das historische Trauerspiel in fünf Akten «Thomas Becket» — ein Versuch, das Bild des C. F. Meyerschen «Heiligen» im katholischen Sinne umzuformen — aufgeführt. Die sehr wohlwollende Kritik konnte freilich nicht über die Schwächen des Dramas — Mängel die bezeichnenderweise in der späteren Epik wieder auftauchen — hinweggehen. So schrieb «Die Ostschweiz» : «Den grössten Fehler möchten wir darin erblicken, dass er [Federer] von seinen poetischen Mitteln gar zu reichen Gebrauch macht, gar zu verschwenderisch und mannigfaltig die Farben aufträgt, dass er ein Bild geschaffen hat, das mehr in die Breite als in die Tiefe geht ; eine einfachere, mehr einheitliche und zielbewusste Handlung würde die Gesamtwirkung nur erhöht haben»[7]).

In diesem Jahre 1898 wendete sich Heinrich Federer mit entschiedener Betonung der Zeitung zu. Das bedeutendste Katholikenblatt der Schweiz, das «Vaterland», gewann ihn als festen Mitarbeiter. Er bereicherte dessen Feuilleton durch seine geistvoll plaudernden «Sonntagsposten», deren frischer Ton und warmes Ethos den Autor rasch bekannt machten. Er liess in ihren Spal-

---

[6]) Velhagen & Klasings Monatshefte, 1926, Septemberheft.
[7]) Die Ostschweiz, 1898, Nr. 86.

ten aber auch — unter dem Pseudonym Philaletes — die programmatischen Abhandlungen über «Klassische und moderne Dichter» erscheinen, stolze Sturmfackeln, die der katholischen Belletristik die Möglichkeiten einer angemessenen Stellung innerhalb der Zeitliteratur weisen wollten. Georg Baumberger, in dessen Blatt Federer die Kampagne im «Vaterland» (als —ch) geschickt sekundierte, schätzte die Artikelserie «als das Beste und Tiefste, was seit Langem aus einer katholischen Feder deutscher Abstammung über dieses Kapitel geschrieben wurde....»[8]). Die Stimme des strengkritischen Philaletes erregte starke Wellen in der gesamten konfessionellen Presse. Eine heftige Polemik erhob sich, in der schliesslich die Befürworter einer realistischen Gegenwartskunst über die orthodox konservativen Bedenken einen deutlichen Sieg errangen. Wertvolle Hilfe leisteten dem Jonschwiler Kaplan vor allem die Broschüren von Karl Muth-Veremundus, dem damaligen Redaktor der «Alten und Neuen Welt» in Einsiedeln.

Die Macht der Zeitung wurde hier Federer zum erstenmal voll bewusst. Ihre Probleme begannen den Beobachter im stillen Dorfe näher zu beschäftigen. Oft spiegeln die Essays sein Mühen um das Verständnis des grossen und kleinen Weltgeschehens, häufig greifen die Skizzen ein Ereignis des Tages als Vorwurf auf. In gleichem Masse, wie der Körper seine Dienste verweigerte, erstarkte das Interesse am Journalismus. Als die Krankheit zum Aufgeben des Priesterstandes zwang, fühlte Federer wohl schmerzlich, dass die «seligen Vormittage seines Lebens» vorüber waren — doch er hatte bereits eine Brücke sicheren Vertrauens hinüber zum Land der neuen Berufung geschlagen. Die Erinnerung verklärte später das Toggenburger Idyll, unterstrich die Schattseiten des Wechsels: «Das Asthma wuchs und hinderte mich unsäglich am Pastorieren. Oft stand ich die ganze Nacht am kleinen Kreuzstockfenster hinter dem Spalierlaub und schnob in Erstickungsnöten zur stillen Wiese hinaus. Gegen Mitternacht brachte die Jungfer Therese einen heissen, schwarzen Kaffee. Dann gings ein Weilchen luftiger und ich hörte stundenfern vor unsern Hügeln und Wäldern den Nachtschnellzug Zürich-München dahinfahren, ein leises, entlegenes, fernes Tosen. Dann kehrte ich mich glücklich in die Stube und dachte: «Nur nie da hinaus in jene Welt! Hier in ihrem Rücken allein ist's gut».

---

[8]) Die Ostschweiz, 1898, Nr. 153.

Doch das Uebel kehrte heftiger wieder. Predigt, Unterricht, Krankenbesuch litten schwer darunter. Da lud man mich von Zürich an ein kleines Blatt. Hier winkte das nötige Brot und ich konnte im Stuhle sitzen bleiben und verschnaufen»[9]).

Der Abschied von Jonschwil war für Federer, der in der Toggenburger Landschaft wie im hochgiebligen Pfarrhaus heimisch geworden war, der «an jedem Hügel und Wald, Gehöfte und Menschengesicht hing», nicht leicht. Mit bewegten Worten schilderte er das Leid dieser Trennung in einer «Sonntagspost»[10]).

Im Dezember 1899 übersiedelte er nach Zürich und übernahm die Schriftleitung der Ende 1895 gegründeten «Zürcher Nachrichten». Die Stadt zählte damals bereits über zweihunderttausend Einwohner, wovon ein Fünftel sich zum katholischen Glauben bekannte. Diese beträchtliche konfessionelle Minderheit hatte das natürliche Bedürfnis nach angemessener Vertretung ihrer Interessen. Die ausgeprägt liberale Vorherrschaft auf politischem Boden, die als schwere Unbill empfundenen Auswirkungen des Kulturkampfes drängten zu gemeinsamem Handeln. Das stärkste Mittel geistiger Bindung erblickte man in einer eigenen Zeitung. So erstanden, zweimal wöchentlich erscheinend, die «Nachrichten». Ihr erster Redakteur, Dr. August Erb, erklärte programmatisch, «dass dieses Organ, auf dem Boden der Kirche stehend, die Katholiken der Diaspora Zürich sammeln, belehren und politisch schulen wolle, dass es Angriffe auf Kirche, ihre Lehre und Institutionen abwehren und dafür christliche Prinzipien zur Geltung bringen werde. Weiter sagten wir, es sei Aufgabe aller Freunde der Wahrheit, des Rechtes und der Freiheit, die Bewegung der Geister zu verstehen, zu ergründen und dahin zu wirken, dass Vorurteile und alte Lügen fallen, Theorien, die auf Hypothesen und Trugschlüssen gegründet, ans Licht gezogen und die Prinzipien einer sittlichen Politik wieder zur öffentlichen Meinung gebracht werden. Endlich erklärten wir, dass wir Jedem freudig die Hand reichen wollen zur Mitarbeit an den hohen Zielen der Volkswohlfahrt und der Verfechtung guter Grundsätze für den wahren Fortschritt»[11]).

Heinrich Federer suchte mit Erfolg die Thesen seines Amtsvorgängers zu verwirklichen. Unermüdlich arbeitete er am Aufbau der katholischen Volkspartei Zürichs, deren schwächliche

[9]) Velhagen & Klasings Monatshefte, Septemberheft 1926.
[10]) Vaterland, 1899, Nr. 278.
[11]) Zürcher Nachrichten, 1899, Nr. 98.

Keime jahrelang zu keiner Entwicklung kommen wollten[12]). Hand in Hand damit ging die Ausgestaltung seiner Zeitung, die er bemerkenswert rasch empor zu führen verstand. Die zweieinhalb Jahre seiner Tätigkeit legten das sichere Fundament, auf dem bald nachher (1904) die täglich herauskommenden «Neuen Zürcher Nachrichten» ihr bedeutsames Gebäude errichten konnten.

Das Blatt bot um 1900 ein Bild trostloser Dürftigkeit. Dem Redakteur, der weder über Geldmittel noch feste Mitarbeiter verfügte, lag nicht nur das Sichten des spärlich eingehenden Stoffes und das Lesen der Korrekturen ob, er musste nicht nur — um die wöchentlichen sechs Textseiten zu füllen — die wenigen, meist belanglosen Depeschen ins Ungemessene aufbauschen, hatte nicht allein fast die gesamte lokale Berichterstattung zu bewältigen, als Kunst- und Theaterkritiker zu urteilen, sondern auch einen umfangreichen, allgemein orientierenden oder richtungweisenden Leitartikel zu schreiben. Hätte Federer nicht seine ganze unverbrauchte geistige Vitalität für diese Pflichten aufgewendet — was wiederum nur möglich war, weil er in ihrer Erfüllung sieghafte Mission seiner Weltanschauung sah — er hätte solche Last, die einem völlig gesunden Menschen schwer werden musste, nicht zu tragen vermocht. Zum Kampf mit den leeren Spalten gesellte sich ein beständiges Ringen um die finanziellen Grundlagen. Auch hier durfte der Redakteur nicht untätig zuschauen. In einem Leitartikel klagte er einmal beweglich über die grosse Not:

«Unser Töchterlein, die «Zürcher Nachrichten», ist nicht immer guter Laune. Das kommt nicht daher, dass es verwöhnt und verzogen wäre und keinen Mückenstich ertrüge. O nein! Im Gegenteil, es ist ein ziemlich abgehärtetes Kind, welches auch grosse Bremsen, Wespen und etwa einmal selbst den Grimm einer surrenden Hornisse dulden mag». — Das Unbehagen wird veranlasst durch Inseratentzüge katholischer Kaufleute und Geschäftsinhaber, die finden, dass ihre Annoncen im konfessionellen Parteiblatt von dessen Leserschaft zu wenig berücksichtigt würden. Doch damit sind die Sorgen noch nicht zu Ende:

«Von der Abonnentenzahl weiss das Töchterchen auch Klägliches zu erzählen. Ist es nicht genug, dass man ihm kein schönes Röcklein mit bunten Knöpfen und feinen Spitzen, das heisst mit Annoncen, Inseraten, Aufrufen gibt? Soll man das ärmlich

---

[12]) Vergl. Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 92, und 1902, Nr. 64.

gekleidete, an Liebesmangel frierende Kind auch noch von einer Pforte zur andern wandern, an katholischen Häusern klopfen und hartherzig abweisen lassen ?» — Inständig bittet Federer : «Jeder Leser binnen 1 Monat einen neuen Abonnenten !... jeder Leser nur einen, versprecht mir das ! und dann» — schon reckt unverwüstlich der Optimismus sein Haupt — «wird die runzlige Laune schwinden, die «Zürcher Nachrichten» werden wieder lachen und sich lachend vergrössern und schliesslich ein katholisches Tagblatt werden. Ist das nicht zum lachen ?»[13])

Die vielfachen Bemühungen des Redakteurs zeitigten allmählich gute Frucht. Er durfte später ohne Ueberheblichkeit schreiben : «Obwohl man die «Zürcher Nachrichten» wenig zu beachten schien und uns — vielleicht geflissentlich — selten zitierte, so war doch eine gewisse Aufmerksamkeit der Gegner, vor allem aber ein wachsendes Interesse der Katholiken für städtische und kantonale Angelegenheiten nicht zu verkennen. Ringsum erstanden junge Talente und wuchsen als angehende Juristen, Aerzte, Techniker, Geschäftsleute ins politische Zürcherleben hinein. War anfänglich (Dr. Erb) das Blatt sozusagen über der knappen Leserschaft gestanden, so stand nun die Leserschaft über dem Blatt, und das Gefühl der Ungenüge wurde allgemein»[14]). An einen Rücktritt freilich dachte Federer, unter dessen Leitung das einstige «Mitteilungs- und Vereinsorgan»[15]) derart aufgekommen war, kaum. Aeusserte er auch bescheiden : «Wir waren keine Genies, nicht einmal Talente in politicis»[16]), er hätte ohne Zweifel mit der Entwicklung Schritt zu halten vermocht. Freiwillig wäre Federer nicht von seinem Platze gewichen, und wenn er gelegentlich von dieser Möglichkeit sprach, so entsprang der Wunsch einer missmutigen, vorübergehenden Laune. Beispielsweise, als im Mai 1902 eine Wochenzeitung «Der Katholik in der Diaspora» zur Ausgabe gelangte. Empört über die unnötige Neugründung, die schädlichen Zwiespalt in das Gefüge der eben erst gefestigten Partei tragen musste, glossierte Federer das Unternehmen mit scharfen Worten und schloss : «Wenn der Ehrgeiz irgend eines dort engagierten Herrn dadurch, dass er die Redaktion der «Zürcher Nachrichten» übernimmt, befriedigt werden kann, so sind wir jeden Augenblick zur Abdankung bereit. Man möge uns beim Wort nehmen !»[17])

---

[13]) Zürcher Nachrichten, 1900, Nr. 70.
[14]) Neue Zürcher Nachrichten, 1928, Nr. 117.
[15]) Ebenda.
[16]) Ebenda.
[17]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 53.

Solche Sätze sind Ausfluss blosser Gefühlsreaktion: das Opfer der eigenen Person sollte der überpersönlichen Sache nützen. Es ist nicht möglich, dass Federer bei ernsthafter Ueberlegung den Entschluss fassen konnte, die Schriftleitung aufzugeben. Mochte er die Fron des Tages, die Widerwärtigkeiten seines Amtes oft mit Unwillen empfinden, und mochte dann das Bild eines freien Schriftstellerlebens lockend durch seine Träume gaukeln — ruhige Erwägung zeigte ihm sogleich die Unmöglichkeit dieses Beginnens. Hunger und Entbehrung standen unverkennbar deutlich am Eingang der Strasse ins Ungewisse. Die Rückkehr ins Priestertum kam ja nicht in Frage.

Ein furchtbarer Schlag von aussen stürzte Heinrich Federer vom Redaktionssessel, eine Katastrophe, unerwartet und vernichtend. Am 6. August 1902 meldete seine Zeitung: «Redaktor Federer ist vergangenen Samstag auf einer Ferienreise in Stans in Untersuchungshaft zurückbehalten worden. Alles weitere wird die gerichtliche Untersuchung ergeben»[18]). Die Anklage lautete auf unsittliche Vergehen gegenüber Kindern.

Federer war homosexuell. Ob er aber die Schuld der Tat auf sich lud, ist fraglich. Die Aussagen der Zeugen, die gegen ihn auftraten, sind zweifelhaft. Federer selbst leugnete alles ab. Nur eine Reihe mehr zufälliger und erst im Zusammenhang mit dem Verdacht belastender Umstände bestimmte das Gericht zu einer Verurteilung. Man wird nie sicher wissen, wo die Wahrheit liegt.

Federer ging vollständig gebrochen aus diesen dunklen Tagen hervor. Es dauerte Monate, bis er den Mut und die Kraft zu frischer Arbeit aufbrachte. Von den einstigen Freunden verlassen und verkannt, geschmäht und verleugnet, musste er in jeder Hinsicht neu anfangen. Die liberale Presse hatte den «Fall Federer» auch konfessionell verwertet; die unmittelbare Folge war ein ängstliches Abrücken der katholischen Blätter von ihrem bisher «hochverehrten» Mitarbeiter. Jede Gemeinschaft mit dem plötzlich Verfemten wurde aufgegeben. Die begehrten Sonntagsplaudereien im «Vaterland» — Federer hatte auch als Redakteur das Feuilleton der Luzerner Zeitung regelmässig bedient — verstummten für immer. Einzig die «Zürcher Nachrichten» fanden ein Wort des Dankes und der Anerkennung, gestanden mit Schmerz die Grösse ihres Verlustes:

«Es war eine Freude zuzusehen, wie in den mannigfaltigen geselligen und künstlerischen Anregungen der Stadt Zürich das

---

[18]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 63.

anfangs etwas verschüchterte Talent des ehemaligen Einsiedlers von Jonschwil auftaute und sich entfaltete. Er entpuppte sich selbst, was niemand geahnt, als ganz tüchtiger Politiker. Er stupfte und legte Feuer allüberall und neues Leben zog durch die alten Reihen. Und nun soll diese vielseitige und herrlich fruchtbare Wirksamkeit, dieses reiche Talent, nun sollen unsere besten Hoffnungen mit einem Schlag vernichtet sein ?»[19])

Federer vergass seiner Zeitung den ehrlichen Mut nicht. Sie blieb die bevorzugte Veröffentlichungsstelle journalistischer Artikel, als bereits bedeutendste Blätter des Auslandes sich um Beiträge aus seiner Feder bemühten.

Ueber die sorgenvollen Jahre nach 1902 berichtet der Dichter : «Bald verlor ich die Zeitung, ohnehin ein übler Parteimann, und schrieb nun Kritiken und Feuilletons und hielt mich so über Wasser und erzählte den Kindern wieder Geschichten. Das, dünkte mich, sei eben doch mein wahrer Beruf, und ich war traurig, dass man in der nüchternen Schweizerstadt nicht an einem öffentlichen Brunnen sitzen und die Jugend herbeirufen und wie in Bagdad oder Damaskus ihr Märchen auf Märchen erzählen dürfe.

Aber die Schnitte Brot wurden immer schmaler, der Milchkaffee immer wässeriger, der Braten fast so selten wie das Schaltjahr und dennoch konnte ich nicht lassen, jeweilen im Sommer das letzte Geld in einer Bergfahrt durchs Bündnerland und einer Wanderung in Italien, im grünen Umbrien und in den dunklen Abruzzen vor allem, zu verschleudern»[20]).

Erst die wachsende äussere Not, der Geldmangel trieb Federer zur reinen Belletristik : «....ich fing wahrhaftig im Schwabenalter an, Geschichtlein aufzuschreiben. Sie machten mir wenig Mühe. Ich schrieb einfach auf, was ich oft und oft erzählt hatte, vom Vater und Sohn im Examen, vom Nachtwächter Prometheus, vom Gestohlenen König von Belgien, von Sisto e Sesto und dem letzten Stündlein des Papstes und viel, viel anderes. Aber als es geschrieben dalag, wagte ich doch nur das wenigste und nicht einmal unter meinem Namen in der «Alten und Neuen Welt» der Benziger zu Einsiedeln zu veröffentlichen. Eine unüberwindliche Scheu, eine schwitzende Scham packte mich vor der Publikation....

Also das meiste wanderte in die Schubladen und vieles liegt noch dort, anderes ging verloren und manches kann ich nicht

---

[19]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 64.
[20]) Velhagen & Klasings Monatshefte, September 1926.

mehr lesen, da alles mit der Hast einer widrigen Arbeit auf Fetzen jeder Gestalt hinstenographiert ist»[21]).

Zwei Zeitschriften der Verlagsanstalt Benziger (Einsiedeln) waren es, die Federer über die schlimme Zeit hinweghalfen: das grosse Familienblatt «Alte und Neue Welt» und das Literatur- und Anzeigeblatt «Der Wanderer». Neben der Novelle[22]) pflegte er in ihnen den Essay, häufig fortschreitend zu längeren Aufsätzen und Studien. Dramatische Probleme standen im Vordergrund. Die Gestalten Schillers[23]) und Ibsens[24]) wurden beschworen, Otts «Karl der Kühne und die Eidgenossen»[25]) erfuhr eine begeisterte Besprechung, über «Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne» wurde gestritten[26]). Wieder ging es programmatisch um die Grundlagen und Aufgaben einer modernen katholischen Literatur. Den «Bergtouren auf den Parnassus» — einer umfassenden kritischen Abhandlung, die zehn Jahre nach der Pilaletes-Serie erschien — kommt hier besondere Bedeutung zu[27]).

Die, erste, nicht konfessionell bestimmte Zeitschrift, zu der Heinrich Federer in Beziehungen trat, war «Die Schweiz». Das 1896 gegründete Monatsblatt behauptete ein Vierteljahrhundert lang die führende Stellung innerhalb der schweizerischen Periodica literarischen und künstlerischen Gepräges. Sein Eingehen nach 25 Jahren war nicht zuletzt eine Folge des unbeirrbaren Niveauhaltens. Der erste Schriftleiter, Karl Bührer, hatte bereits den Jonschwiler Pfarrhelfer um Gefolgschaft ersucht[28]). 1899 brachte «Die Schweiz» dann einen Beitrag Federers: eine Studie über Arnold Ott.

Mit dem Uebergehen der Redaktion an Otto und Maria Waser

---

[21]) Velhagen & Klasings Monatshefte, September 1926.

[22]) Im 38. Jahrgang der «Alten und Neuen Welt» (1903/04) ein «lokalpolitisches Sittenbild aus der Neuzeit» unter dem Pseudonym E. Mensch: «Die Republik». Ebenda (39. Jahrgang) die Lachweiler Geschichten «Der gestohlene König von Belgien» und «Unser Nachtwächter Prometheus», die Märchen «Fritz Nock» (1906/07) und «Hans Guckebub» (1908/09). — Im «Wanderer» erschienen «Die Manöver» (1905) und ein sinniges «Weihnachtsmärchen» (1904). Die Lachweiler Geschichten in der «Alten und Neuen Welt» gingen unter dem Autornamen E. Sëin.

[23]) Alte und Neue Welt, 39. Jahrgang, 1904/05.

[24]) Ebenda, 41. Jahrgang, 1906/07.

[25]) Ebenda.

[26]) Alte und Neue Welt, 39. Jahrgang, 1904/05.

[27]) Der Wanderer, 1908 und 1909.

[28]) Die Schweiz, 25. Jahrgang, 1921: «Nach 24 Jahren».

und der Veränderung der Lebensbedingungen Federers entspann sich ein regerer Verkehr, dessen persönlicher Niederschlag in Briefen des Dichters an Maria Waser erhalten ist. Freilich datieren die ältesten erhaltenen Dokumente von Ende 1910, wann Federer sich öffentlich durchzusetzen beginnt und schreiben kann : «Ich habe jetzt für viele Revuen des Auslandes lohnende literarische Aufträge und Arbeit genug»[29]). Oder : «Ich bin im Moment, schriftstellerisch endlich in den grossen deutschen Zeitschriften zur Geltung zu kommen. Im Durchgegangsmoment !»[30]) Trotz dieses an sich späten Zeitpunktes spiegeln die Briefe deutlich die äusseren Schwierigkeiten, mit denen Federer in diesen Jahren zu kämpfen hatte ; sie erlauben auch die Beobachtung der Mittel und Wege, die er, die Existenznot überwindend, nützte. Wie in Federers Schaffen Gefühlsströmungen über der verstandesmässigen Reflexion sich behaupten, so war der Dichter auch im Alltagsgeschäft, der Auseinandersetzung mit den Faktoren der Wirklichkeit, kein kühler Rechner. Nicht, dass sein Vorgehen deswegen ungeschickt gewesen wäre : Eine instinktgetriebene Bauernschlauheit, eine selten fehlratende Kenntnis des Menschen, ein scharfer Blick für Zusammenhänge und Möglichkeiten bestimmten Rede und Tun, sicherten — oft unbewusst — den Vorteil.

In kaum einem der Schreiben an die Redaktorin der «Schweiz» fehlen Erörterungen von Honorarfragen ; ja, oft bewegen sich die Gedanken Federers fast ausschliesslich um diesen Punkt. Die finanziellen Erträge seiner schriftstellerischen Arbeiten waren ihm auch später nie unwesentlich. Stets vertrat er die Meinung, die eigenes Erfahren ihm gebracht hatte : «Man kann sagen was man will, aber Armut ist ein schweres Uebel der Poeten und Künstler, ein weit grösseres Hindernis als Fördermittel der Kunst»[31]). Damals nun, als er sein Brot gleichsam von Artikel zu Artikel erwarb, besass das Problem vitalste Bedeutung. Er äusserte : «Zur Zeit muss ich, ganz auf meine Feder abgestellt, noch sehr auf das Honorar schauen. Nach zwei, drei Jahren hoffe ich, steht es dann auch ökonomisch so : dass ich Ihnen aus reinem Patriotismus in die «Schweiz» schreiben kann....»[32]). Um günstige Bedingungen zu erlangen, schreckte Federer vor breiten Selbstempfehlungen nicht zurück : «Könnten Sie mir nun angeben, was Sie, im Falle meine Arbeit Ihnen

[29]) Brief an Maria Waser vom 19. Oktober 1910.
[30]) Brief vom 25. Oktober 1910.
[31]) Der Aar, 2. Jahrgang, 1911/12, 2. Band, Seite 143.
[32]) Brief an Maria Waser vom 25. Oktober 1910.

durch und durch behagte, pro ....Manuskriptseite ... zahlen könnten. Die «Deutsche Alpenzeitung», auch nicht auf fetter Weide stehend, hat mir ihren Maximalbetrag anerboten 15 frs.[33]) Von «Ueber Land und Meer» erhalte ich im Minimum 30 frs. — Aber auch die schlechtzahlenden katholischen Zeitschriften «Alte und Neue Welt», «Deutscher Hausschatz» geben jetzt 12 Mk. oder 15 frs. für recht gute Sachen. Etwas literarisch nicht ganz Tüchtiges — dies getrau ich mir zu sagen — biete ich nicht an. Jüngst bot ich der Redaktion von Velhagen und Klasing zwei kleine römische Skizzen an. Sie wurden sogleich hoch bezahlt und der Herausgeber kündigte mir seinen Besuch und weitere literarische Besprechung der Mitarbeit mündlich für Ende Oktober zu». Mit freimütiger Offenheit fuhr Federer nach solchem Auftakt weiter : «Ich notiere das nur, um ein bisschen aufgeputzt und literarisch empfohlen vor Sie zu treten. — Sehr wohl verstehe ich nun, dass die «Schweiz» im Honorar eng beschränkt ist. Aber wollen Sie mir nun doch sagen, geschäftsmässig heraussagen, was Sie mir pro Manuskriptseite geben können. Ich kann darnach berechnen, was ich Ihnen offerieren soll, ohne mich finanziell stark zu schädigen. Ich bin hier unverschämt offen gewesen ; bitte, seien Sie es nun auch, so weit eine liebe vornehme Frau Ihrer Art es sein kann»[34]).

Ein Egoist jedoch war Federer nicht. Konnte er die Ansprüche des Geldbeutels mit den persönlichen Sympathien irgendwie in Einklang bringen — und «Die Schweiz» stand seinem Herzen sehr nahe — dann folgte er unbedenklich seinen Neigungen. So schrieb er am 8. Dezember 1910 : «Wenn ich.... darauf zählen könnte, pro Manuskriptseite (950 Silben) 15 frs. zu erhalten, würde ich Ihnen in den neuen Jahrgang eine neue Romanerzählung schaffen von zirka 100—120 Seiten. Und ich könnte Ihnen den Titel wohl bestimmt noch vor Neujahr angeben. Wenn ich die Sicherheit habe, dass Sie einen solchen Roman brauchen und so honorieren — denn gelebt muss man ja von Milch, nicht von Tinte haben ! — dann ordne ich alles so ein, dass Sie bis 15. Februar im Besitze des Manuskriptes sind. In diesem Falle würde ich für einige Zeit die lohnenden Aufträge über die Grenze liegen lassen. Sie werden mir glauben, dass ich für Sie viel skrupulöser, feiner und inniger schaffe als anderswohin. Denn mein erstes Werk in der «Schweiz» soll mich gut repräsentieren und im Vaterland empfehlen. Ich sehne

---

[33]) Erstdruck des «Pilatus».
[34]) Brief an Maria Waser vom 25. Oktober 1910.

mich selber auch, einmal ins heimatliche Ohr singen und sagen zu dürfen, was mir träumt»[35]).

Das Unternehmen des Ehepaares Waser fand in Federer einen begeisterten Anwalt. «Die Schweiz den Barbaren, — wenn sie Ihre Hefte nicht als Primum und Ultimum ihrer literarischen und künstlerischen Kultur erkennt! !» schrieb er am 17. November 1910. Aber bereits als Leiter der «Zürcher Nachrichten» hatte er mit uneingeschränktem Lob nicht zurückgehalten. 1900 rief er aus: «....es ist mir ernst, wenn ich sage: Kein Schweizer, der die «Schweiz» nicht liest»[36]). Oder er äusserte: «Unter der meisterlichen Redaktion Karl Bührers leisten die Hefte.... literarisch im Text und künstlerisch in der Illustration zur Zeit im ganzen deutschen und schweizerischen Volksgebiet das Höchste»[37]). Er warb im Feuilleton des «Vaterland» für die Zeitschrift und ihre Mitarbeiter[38]), zeichnete sie später im «Aar» als «ein Halbmonatsheft, wie es vielleicht auf der übrigen Erde kein ähnliches gibt....»[39]) und beurteilte sie noch kurz vor seinem Tode als «unsere verdienteste, leider nun an den Kriegsfolgen verstorbene Zeitschrift....»[40]). Nachdrücklich betonte er die Bedeutung, die er seinem Verhältnis zu ihr beimass: «Die Schweiz» hat fast allen unsern Schriftstellern die Wege in die weitere Anerkennung geebnet. Auch mir hat sie das erste bedeutende Plätzchen gegeben, wo ich etwas sagen durfte. Und sie war auch gleich diejenige Zeitschrift, die mit dem Autor nicht feilschte, sondern ihm auch mit der Münze einigen Mut machte»[41]).

Die Beiträge Federers an «Die Schweiz» tragen — dem Wesen des Periodicums gemäss — nicht eigentlich journalistischen Charakter. Die Abhandlung über «Nikolaus von der Flüe»[42]) beispielsweise ist eine ausgesprochen wissenschaftliche Arbeit; und zahlreich sind auch die freierzählenden Stücke[43]). Zum

---

[35]) Es handelt sich um die «Regina Lob», die im Laufe des Jahres 1911 entstand. Die Briefe werden helles Licht in das Martyrium, das Federers Schaffen an diesem Roman umgibt.
[36]) Zürcher Nachrichten, 1900, Nr. 48.
[37]) Ebenda, 1901, Nr. 37.
[38]) Vaterland, 1902, Nr. 130.
[39]) Der Aar (Friedrich Pustet, Regensburg), 1. Jahrgang, 1910/11, 2. Bd.: «Zeitschriften-Rundschau», Seite 861 ff.
[40]) Velhagen & Klasings Monatshefte, September 1926.
[41]) Die Schweiz, 1921: «Nach 24 Jahren».
[42]) Ebenda, 1917.
[43]) Regina Lob. Roman 1911 — Umbrische Reisegeschichtlein, 1914. — Spitzbube über Spitzbube, 1921.

Wertvollsten gehört ein grosser Essay von 1908 : «Das Gaiserbähnli. Verschmitzte Kulturbildchen aus Ausserrhoden». Eine witzige Plauderei über Appenzeller Land und Leute, leichtflüssig im Stil, treffsicher in der Schilderung.

Noch ehe Federers erste Bücher ihre mächtigen öffentlichen Erfolge errangen, war sein Name auch in deutschen — hauptsächlich katholischen — Zeitschriften zu Ansehen gekommen. Er trat in ein treues Mitarbeiterverhältnis zu «Velhagen & Klasings Monatsheften», zum «Gral» (Münster in Westfalen), zum «Daheim» (Berlin) ; er schrieb Artikel für «Die Gartenlaube», die «Petrus-Blätter» (Trier), die «Epheuranken» (Haag bei Morbach).

Regelmässig veröffentlichte «Der Volksverein»[44]) von 1910 bis zum Beginn des Weltkrieges nachdenkliche Feuilletons des Schriftstellers. Federers Gedanken fanden durch dieses Periodicum eine Verbreitung, wie sie grösser kaum möglich erschien. «Ihm gefiel, dass unsere Vereinshefte von 800 000 Mitgliedern gelesen werden....» bemerkt der Herausgeber Dr. August Pieper[45]).

Sehr eng gestalteten sich die Beziehungen zu der neugegründeten «illustrierten Monatsschrift für das gesamte katholische Geistesleben der Gegenwart» : «Der Aar» (Regensburg). Hier ging der Roman «Berge und Menschen», freilich «aus Prüderie an manchen Stellen eigenmächtig verändert und verwässert»[46]), in Erstdruck[47]). Hier steht ein grosser Essay über Leo Nikolai Tolstoi[48]) und eine umfassende Besprechung des «Gœthe» von Baumgartner-Stockmann[49]). Aber weit mehr aussagend, Federers dichterische Wesenheit spiegelnd und erklärend, sind die vielen Kritiken, in welchen er sich mit den wichtigsten Neuerscheinungen des deutschen Büchermarktes jener Jahre auseinandersetzte. Die umfangreichen Rezensionen — sie zeugen von starkem Einfühlungswillen und sind oft kleine Nachschöpfungen von eigenstem Gehalt — erheben sich meist auf allgemeinen theoretischen Grundpfeilern, stützen ihre Urteile durch prinzipielle ästhetische Erwägungen, finden ihr Für und Wider im künstlerischen Ausdrucksbedürfnis Federers. — Die ungemein

---

[44]) Zeitschrift des Volksvereins für das katholische Deutschland. München-Gladbach.
[45]) Brief an Prof. Dr. Harry Maync vom 13. November 1928.
[46]) Brief an Maria Waser vom März 1911.
[47]) 1. Jahrgang, 1910/11.
[48]) Ebenda.
[49]) 2. Jahrgang, 1911/12.

furchtbare Tätigkeit nahm im Herbst 1913 ein Ende, als die Zeitschrift, von den in Frage kommenden Kreisen zu wenig unterstützt, ihr Erscheinen schon nach drei Jahrgängen einstellte.

Der Krieg unterband die Bedienung der ausländischen Periodica — die «Süddeutschen Monatshefte» und «Ueber Land und Meer» hatten sich zugesellt — vollständig. Umso eifriger bemühte sich die schweizerische Presse um Beiträge aus der Feder des führenden alemannischen Erzählers. Schon damals hatte der Dichter jede konfessionelle Engherzigkeit überwunden und sah eine der höchsten Aufgaben seines Wirkens im Ueberbrücken der Gegensätze zwischen den einzelnen Glaubensbekenntnissen. Der tiefst religiös Gefestigte erkannte die Unwürdigkeit jenes nutzlosen Haderns und Eiferns, dem er selber — als Redakteur — nicht hatte entgehen können, und er suchte in wahrhaft brüderlichem Geiste den Samen der Versöhnung und der christlichen Liebe auszustreuen. So schmückten Heinrich Federers Feuilletons bald die Spalten auch solcher Blätter, die er einst bitter befehdet hatte : der «Neuen Zürcher Zeitung» und des «Bund» in Bern.

Doch gehören diese Jahre des furchtbaren Völkermordens zu den stillsten Schaffensperioden des Schriftstellers, und erst die Zeit der Inflation der deutschen Mark brachte eine letzte, reiche und vielseitige journalistische Tätigkeit. Einen wesentlichen Teil seiner Artikel hielt Federer den «Neuen Zürcher Nachrichten» zu ; eine Reihe kleinerer Zeitungen wie «St. Galler Tagblatt», «Oberländer Tagblatt» (Thun), «Obwaldner Volksfreund» (Sarnen) brachten gelegentliche Beiträge. Wieder spannten sich Fäden über die Grenze: In der «Frankfurter Zeitung»[50]), den «Münchner Neuesten Nachrichten»[51]), der «Neuen Freien Presse»[52]) erschienen Feuilletonskizzen; für die «Kölnische Volks-

---

[50]) Die Aare. (Abendblatt vom 9. August 1925). — Die erlösende Geburt. (2. Morgenblatt vom 25. Dezember 1925). — Ernst Zahn. (1. Morgenblatt vom 25. Januar 1927).

[51]) Um den Santo von Assisi herum (26. September 1926).
Das verflixte Latein (Pfingsten 1927).
Jeder See hat eine Seele (28. Mai 1927).
Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser (Ostern 1927).
Hermann Aellen (30. Juli 1927).
Selbstbespiegelung (30. Juli 1927).
Die erste Beichte (28./29. Januar 1928).
Eine mysteriöse Algebrastunde (15. April 1928).

[52]) Agostino und Roberta (23. Mai 1926).
Eine sonderbare Sylvesternacht (25. Dezember 1926).
Von Bruder Heinzens verlorener und wieder gewonnener Kutte. (24. April 1927).

zeitung» schrieb der Dichter eine liebevoll bewundernde Rezensionenserie über Ludwig von Pastors «Geschichte der Päpste», den intuitiven Essay über «Martha und Maria» von J. Anker Larsen[53]).

Mit zahlreichen Zeitschriften wahrte er enge Fühlung. Der Hottinger «Lesezirkel» (Zürich), «Westermanns Monatshefte», die «Schweizerische Rundschau» (Einsiedeln-Zürich) treten neu ins Blickfeld. Wochenblätter wie «Schweizer Illustrierte Zeitung» und «Leipziger Illustrierte Zeitung», mehrere Almanache und Kalender kommen hinzu.

Manche der Aufsätze und Plaudereien erschienen in Zweit- und Drittdrucken, wie etwa das Geschichtlein aus der Wettinger Klosterchronik «Von Bruder Heinzens verlorener und wiedergewonnener Kutte»[54]), die Erinnerungszeilen «Lieber lesen als schreiben»[55]) oder langvergessene «Sonntagsposten» aus dem «Vaterland»[56]).

Die Gesamtzahl der Periodica und Tageszeitungen, denen sich Heinrich Federer journalistisch verband, übersteigt das halbe Hundert. Nach seinem Umfang dürfte dieses Schriftwerk dem dichterischen die Wage halten, ja es sogar übertreffen.

Zeitlich zerfallen die Beziehungen Federers zum Journalismus in vier Abschnitte, die zugleich nach ihrer Wesensbedeutung sich scheiden. Die erste Periode dauerte von 1892 bis Ende 1899; es sind die Korrespondentenjahre des Jonschwiler Kaplans. Die zweite Stufe ist die der Redaktionstätigkeit an den «Zürcher Nachrichten» (1900 bis Mitte 1902). Weniger scharf umgrenzt erscheint die dritte Phase: der Zeitraum, in welchem Federer sein Brot hauptsächlich als freierwerbender Journalist gewann. Sie beginnt 1903 und endet ungefähr ein Jahr vor Beginn des Weltkrieges. Der letzte Abschnitt, der bis zum Tode des Dichters geht, hat den Charakter des Beruflichen verloren. Die Zeitungsartikel entstehen vorwiegend als gelegentliche Seitentriebe am wachsenden Baume des schöpferischen Werkes.

Die Jonschwiler Korrespondenzen bedeuteten ursprünglich wenig mehr denn ein Ventil für die in der Stille des Dorfes sich

---

Was das Mätteliseppi den Kindern erzählt (26. April und 5. Juni 1927). Schöner als Schubert (27. Mai 1928).

[53]) 1925, Nr. 938.

[54]) Neue Freie Presse, 24. April 1927.
Kölnische Volkszeitung, 24. Juli 1927.

[55]) Velhagen & Klasings Monatshefte, September 1926.
Neue Zürcher Nachrichten, 1926, Nr. 273.
Die Woche im Bild (Zürich), 9. Oktober 1926.

[56]) Vor allem in Hermann Aellens «Heimatstimmen» (Chur).

aufspeichernden und nach Entladung drängenden Kräfte des produktiven Menschen. Erst die aufkeimende Erkenntnis des körperlichen Ungenügens für das Priesteramt wandelte das Spiel zum ernsthaften Versuch, zur zielstrebigen Arbeit. Die Presseerfolge von 1898 und 1899 brachten dann die Berufung nach Zürich.

Als Redakteur wurde Heinrich Federer in den stürmisch bewegten Strom des öffentlichen Geschehens gerissen. Sein Leben und Tun glitt im Wechsel des Tages — und keiner ist mannigfaltiger als der des Journalisten — auf und nieder. Er lernte die Wirklichkeit kennen, wie sie sich, aller Schleier entkleidet, den träumerische Phantasie um sie legte, in nackter Brutalität zeigte, er lernte ihre Machtfaktoren benutzen und verwendete sie — wie nie vorher und niemals später — bald siegend, bald geworfen. — Als Redakteur eignete sich Heinrich Federer andererseits die leichte, schreibgewandte Hand an, die ihm ermöglichte, das unaufhaltsam reiche Quellen seiner Gedanken, Gesichte und Gefühle so unmittelbar ins Wort umzusetzen.

Dieses unter dem Druck der Stunde erworbene Können war Notwendigkeit in den folgenden, von Unsicherheit und Daseinsnot erfüllten Jahren, die doppelt schwer lasteten, da der kranke Körper oft alles Arbeiten verbot. Nur langsam gelang der Aufstieg zur Anerkennung. Erst nach der Buchausgabe der «Lachweiler Geschichten» und des Romans «Berge und Menschen» wurden, wie der Dichter schrieb, «die Schaltjahre häufiger und die Sorgen schwanden, — bis der Krieg alles zerstörte»[87]). Die Weltkatastrophe überraschte Federer in völlig freier Berufsstellung. Die Buchkritiken im «Aar», die letzte bedeutsame Verpflichtung gegenüber einer Zeitschrift, waren schon seit Monaten mit dem Blatt selbst verstummt. «....ich habe seit einem halben Jahr alles Rezensententum niedergelegt, wenigstens das offizielle....» hatte Federer am 12. November 1913 an Maria Waser berichtet.

Das dichterische Schaffen stand nunmehr allem anderen voran. Doch immer wieder warf der Schriftsteller seine Zeilen auch in die Tagespresse. Der Alternde gab seinen Aufsätzen und Plaudereien zumeist die Form des lockeren Essays. Diese kleine literarische Gattung war seinem Erzählertum, dessen Stärke auf der einzelnen Episode, dem anschaulichen Bild, der zwingenden Stimmung, dem aus ursprünglichem Erleben aufblitzenden Gedanken beruht, ein überaus geeignetes Gefäss. Die Vor-

[87]) Velhagen & Klasings Monatshefte, September 1926.

würfe der journalistischen Arbeiten strömten aus dem Erlebnis reichgepflegter Lektüre, aus Erinnerung und grübelndem Besinnen auf sich selbst, aus Erkenntnis des Augenblicks und der Weisheit eines jahrzehntelangen Weges der Verinnerlichung des Menschen, strömten letztlich aus der ruhlosen Natur des Dichters, dessen Geist der eines Suchers war, der nur im Wandern findet und dessen Finden selber ein ewig sich Wandelndes ist.

Vorstufe des Künstlertums und darauf Begleitung, Sockel der Säule und Ornament: solches Bedeuten eignet Heinrich Federers Journalismus. Doch als der Sechziger seine Bahn mass und in allen Teilen bejahte — denn das schmerzbeladene Leben schien gut, weil es zur Läuterung geführt hatte — da stellte Federer, der immer das Wachsen höher wertete als das Gewordene, die bescheidenen Anfänge seines Schriftstellertums über das stolze Ende: «...jetzt im Zurückblicken muss ich gestehen, auch die Sorge war schön, auch die Knappheit hatte ihre Festlichkeit und das 4 Rappen-Zeilengeld für einen Zeitungsartikel, woran ich in der Kaplanenstube bis Mitternacht schrieb und ihn noch durch den Schnee zum nächsten Briefkasten trug, es wog schwerer als die spätern besten Honorare»[58]).

---

[58]) Velhagen & Klasings Monatshefte, September 1926.

III. Basis

Die Heimat

Der tiefste, unerschütterlichste Urgrund aller Persönlichkeit ist die Bindung durch das Blut : die durch das Sein an sich erworbene Gemeinschaft von Erde, Sprache und Art, die Einbezogenheit in Leben und Geschick eines ganzen Volkes. Keine Entwurzelung vermag dieses Moment je auszuschalten : Es schwingt als Unterton durch Wesen und Schaffen, auch wenn der menschliche Träger, in dem es zur Erscheinung gelangt, sich dessen gar nicht bewusst ist ; es tönt doppelt vernehmlich, wenn er äusserlich der Heimat entzogen ist oder sich von ihrer Fesselung innerlich zu lösen sucht ; es klingt am stärksten und klarsten da, wo es durch Liebe in den Kreis des Geschauten und Gefühlten und aus diesem in die Gegenwärtigkeit des Geformten tritt.

Heinrich Federers Dichtung ist in ihrer Gesamtheit — denn was sind die von italienischer Sonne erfüllten Novellen anderes als Denkmäler germanischer Fernsucht — Zeugnis einer Schöpferkraft, die den Reichtum des eigensten Besitzes als Höchstes verherrlicht. Federer gab dieser Erkenntnis volkshafter Verbundenheit schon früh auch im journalistischen Werke das Wort. Bereits der Redakteur betonte nachdrücklich die kulturelle Zugehörigkeit zur grossen «deutschen Familie» : «Wir sind tatsächlich, wir Deutschweizer, in Kulturdingen innigst mit den Deutschen verknüpft. Zehren wir von einer andern Poesie als der deutschen ? Haben wir nicht die Klassiker, die Romantiker und die Jungdeutschen nachgemacht ? In der Musik leben wir zur Zeit fast ganz von Wagner und Schumann und Brahms. Webers Freischütz ist uns so volkstümlich als Schillers Tell geworden.... Und wie die mittelalterlichen Grossbauten auf Schweizerterrain sich alle auf deutsche Vorbilder zurückführen lassen, so nehmen wir in Architektur und Plastik stets Bezug auf das «musterhafte Deutschland». Wenn wir ein Talent haben, Pate muss Deutschland sein. Höchstens eine schweizerische Hebamme ist noch zulässig. Gottfried Keller hat seine Aufmunterung in Deutschland, Böcklin das Verständnis und die Reklame ennet dem Rhein gefunden. Konrad Ferdinand Meyer hätte darben müssen, wäre er nur auf die Erträgnisse seiner Dichtung in Schweizer Fran-

ken angewiesen gewesen. Glücklicherweise war er reich von Hause und fand einen Cotta. Von München, Berlin und Stuttgart her kommen uns die Schweizerpoeten in Leder, Goldschnitt und so und so vielter Auflage. Von unsern Lehrmitteln und höhern Lehrern ist die überwiegende Zahl unschweizerischer Marke, gerade wie der Wein, den wir trinken, und der Kleiderschnitt, dem wir uns anbequemen... Was würde aus unsern Kunstjüngern, steckte am Wege Zürich-München-Berlin ein Grenzverbot! Wir würden nur Berge malen und Jodler singen und Telle und Winkelriede meisseln....

Dies sind Tatsachen, die nicht korrigiert oder gar gestrichen werden können. Ihnen ist es zuzuschreiben, dass wir bei aller Mühe nichts Nationales in Kunst und Litteratur erzeugt haben, nichts was rassenhaft wäre wie eine Schweizerkuh oder ein Bernerhaus oder ein Unterwaldnerjodel. Was wir lernen und lehren, steht unter Einfluss der grösseren deutschen Sprachgeister über dem Rheinwasser, dem der kleinere Schweizergeist sich spontan fügt. Wie die Westschweizer in Sprache und Litteratur und Kunst den Franzosen, die Tessiner den Oberitalienern nacharten, so und viel mehr wir Deutschschweizer, deren Ahnen zum grössten Teil ja wirklich ehedem auch in der gleichen Steuer- und Dienstmarchung lebten wie unsere schwäbischen und fränkischen Nachbaren. Wir sind kulturell tatsächlich eine Provinz des deutschen Reiches. Im geistigen Reiche der Kultur haben wir nicht einmal die Selbständigkeit eines Provinzialrates uns anzueignen vermocht. Unsere regierungsfähigen Provinzler wandern direkt in die Hauptstadt und machen dort ihr Glück»[1]).

Groteske Uebersteigerung und Verzerrung, geboren aus schmerzlicher Ironie, die ihre Nahrung in allzu einseitiger Betrachtung des Oberflächenbildes holte, zuckt in diesem Artikel empor. Federer erkannte später die Eigentümlichkeiten des schweizerischen Alemannenkerns durchaus und fand — von der persönlichen Besonderheit auf das Allgemeinschaftliche schliessend — begeisterte und treffendst erklärende Worte für das Phänomen eines selbstwertig existierenden Rasseteils. Damals — um 1900 — empfand er wohl die Verankerung und Geborgenheit des Schweizer Geisteslebens im Schosse des deutschen Volksganzen, sah aber vor allem die Notwendigkeit der Gefolgschaft und wehrte sich aus nationalistischen Gründen dagegen. Denn über der stets unbedingt bejahenden und in sich behar-

[1]) Vaterland, 1902, Nr. 154.

renden Grundeinstellung zum Problemkomplex «Heimat» durchlief Federers Gesinnung drei — vom äusseren Erleben nicht unwesentlich beeinflusste — Phasen. Dieses die erste :

In den Jahren, da die Betrachtung politischer Fragen in vordere Linie des Arbeitsprogramms rückte, war Heinrich Federer patriotischer Bürger. Der blieb er immer. Doch nie sonst hat er so deutlich und überzeugt für die Idee der Demokratie manifestiert. Die Interessen der Partei, der Gedanke eines überstaatlichen Deutschtums schienen daneben belanglos. Dienst an der Republik in ihrer Gesamtheit, ehrliche Verfechtung der öffentlichen Angelegenheiten zum Nutzen aller : so lautete die Pflicht, der er sich völlig ergab. Wärme flutet durch sein Bekenntnis : «....unser liebes Heimatland. Es ist noch kein greiser Staat, der vom Frühern zehrt und um dessen Stirn es mit grauen und silbernen Strähnen herbstet, aber ebensowenig eine junge Republik mehr, die nun erst beginnt, sich in den Kittel des hitzigsten Werktags zu werfen. Nein, unsere Schweiz steht in den besten Jahren, im August ihres historischen Berufes, mitten zwischen Arbeit und Genuss. Es ist schön, gerade zu dieser ihrer glücklichen Zeit geboren und ihr treuer Teilnehmer im Arbeiten und Geniessen zu sein»[2]).

Stolz jedoch rühmte er sich, der aufbauend und erhaltend Tätige, andererseits seiner Rechte : «Ich stimme auch. Mit dem Zettel in der Hand geniesse ich immer das Gefühl, als fliesse uraltes, blaues Blut, das Blut eines Königs durch meine Adern, und wenn ich an der Urne stehe, so weiss ich allemal vor Feierlichkeit kaum den Abstimmungszettel in den Umschlag zu stecken und finde vor der Lichtflut der Souveränität, in der ich strahle, fast die Spalte der Stimmschachtel nicht»[3]).

Seine republikanische Selbstherrlichkeit gab sich besonders da kund, wo er schweizerische Verhältnisse mit ausländischen, den Schweizer Bürger mit dem eines anderen Staates verglich. So schrieb er einmal : «....der Schweizerknochen hat einige Unzen weniger Gummi elasticum als der reichsdeutsche, weniger Drehfähigkeit sitzt in unserem Muskelwerk, weniger Verständnis von strammer Einheit in unserem Gehirn»[4]). Er mass die Konstitution fremder Regierungen an der Bewertung der eigenen und bemerkte : «Das ist einer der wichtigsten Gründe, warum ich die Republik vorziehe, sie treibt nicht solche Pröbelei und Verschwendung der ersten Köpfe und ersten Aemter, wie die Monarchie es ermöglicht, selbst nicht in Frankreich, wo die

[2]) Vaterland, 1901, Nr. 179.
[3]) Vaterland, 1898, Nr. 260.

Gestürzten eigentlich nur zum Spass umfallen und am nächsten Tag in einer andern Stellung oder der nämlichen wieder ebenso leuchten wie gestern»[5]).

Die Liebe zum Vaterland brach aber auch dort durch, wo der Redakteur zum Kritiker wurde, wo er — und es geschah oft — Missstände aufdeckte und rügte. «Wir Schweizer!» betitelt sich ein Leitartikel von 1901, der gegen die Fürstendienerei wetterte und diesen «ungesunden Personenkult» als «ein falsches Reis an unserem alten, biedern republikanischen Stammbaum» bezeichnete[6]). «Und noch einmal die Orden!» überschrieb sich ein anderer Leiter. «Das Liebäugeln nach ausländischen Goldfransen war immer eine vaterländische Schwachheit der Eidgenossen», heisst es darin[7]). Und wie Federer den Blick des Schweizers vom Schweifen ins Ungemässe und Fremde zurücklenken wollte auf das Geschehen in der eigenen Stube, so stellte er auch der einheimischen Presse im besonderen diese Aufgabe. Unsere Not, fand er, lastet schwerer als fremde. Was soll das viele Reden über die Fragen anderer, wenn wir nicht einmal unsere Angelegenheiten befriedigend zu ordnen vermögen? Schmerzliche Empörung tadelte, dass man die Tinte, wie einst die Väter ihr Blut, für das Ausland verspritze und so tue, als ob es keine vaterländischen Probleme gebe, denen man auch noch einige Tropfen Tinte schulde[8]).

Mit dem Zurücktreten von der öffentlichen Politik wandelte sich allmählich diese betont nationale Mentalität. Gewiss hatte sie nie den Charakter des bloss Konventionellen getragen. Hinter den bewegten Worten verbarg sich echt empfundene herzliche Ueberzeugtheit. Allein der Nationalismus konnte Federer weder ganz erfüllen noch dauernd befriedigen. Hatte dieser Standpunkt doch Beschränkungen, die den Schriftsteller, dessen staatsmännisches Verständnis zwar nicht klein, dessen staatsmännische Veranlagung und Neigung aber umso geringer waren, als äusserliches Beiwerk berühren mussten. Das Gefühl der Beengtheit löste eine zweite Phase aus, die in mancher Aeusserung der reinpatriotischen gegensätzlich sich zeigte, ja zu Auswüchsen führte, die nicht ohne weiteres verständlich erscheinen.

«Alldeutschland» hiess die geistige Losung des Jahrfünfts

---

[4]) Vaterland, 1899, Nr. 18.
[5]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 37.
[6]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 78.
[7]) Ebenda, 1902, Nr. 6.
[8]) Vergl. ebenda, Nr. 2.

vor dem grossen Kriege. Sie steht in Zusammenhang mit dem Ausreifen und Erstarken des Künstlertums, dem beglückenden Erkennen, Dichter deutscher Zunge zu sein. Schon der Redakteur hatte geäussert: «Wir sind eigentlich doch im Denken und Fühlen niemandem so nahe verwandt wie dem Deutschen»[9]). Jetzt unterstrich Federer das gemeinsame Fundament in Leben und Kunst und die Begeisterung, die im Knaben Heinrich für die Geschichte des Nachbarreiches erglüht war, die im Manne fortbrannte, suchte nach Worten, warf ihr Licht bis in die neueren Zeiten, bis in die Gegenwart. Wer vermutete im Feuilletonisten des «Volksvereins» einen Schweizer! Bis in Kleinigkeiten des sprachlichen Ausdrucks hinein versuchte Federer, sich seinen reichsdeutschen Lesern anzugleichen[10]). Und wie der Stil auch die Gesinnung, die manchmal geradezu chauvinistisch anmutet und nur so sich erklärt: dass Federer, im Streben nach ungeschwächter Wirkung seiner Zeilen, jede persönliche Hemmung vergass und willentlich sich in Stimmungen verschwärmte, die er bei kühler Ueberlegung kaum billigen konnte. Anders sind so begeisternde, ganz auf den Ton «Hoch Kaiser und Reich!» abgestimmte Aufsätze wie «Eduard Schnitz. Vom Schullehrer im kleinen Dorf an der Elbe»[11]) nicht deutbar.

Ueber diese, doch wohl hauptsächlich durch konfessionelle Sympathien für den Brotgeber bestimmten und im Grunde nebensächlichen germanophilen Extremerscheinungen (deren Harmlosigkeit dort deutlichst wird, wo Federer — ohne mit den realen Verhältnissen vertraut zu sein — gar zu politisieren begann und etwa das deutsche Zentrum zu definieren versuchte[12]), über diese Wort- und Gefühlsspielereien zielten jene Stellen hinaus, die in das eigentliche Wesen der Volkheit dringen, die um die Schönheiten der deutschen Landschaft kreisen und das Bild der Besonderheit ihres Menschen zu klären sich mühn. Da Federers Forschen von allem Anbeginn wohl die Vielzahl der Dinge umschloss, in jeder Schale aber um das Finden ihrer immerwährenden Inhaltswerte rang, sind solche Zeugnisse häufig. Wenn er in Italien reiste, wenn Schmerz der Entferntheit die Erinnerung übergoldete, fand er die rührend einfache Sprache, worin die Liebe zur Heimat sich kristallisierte. Denn

---

[9]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 52.

[10]) Wie unschön klingen im Munde des Alemannen — nur ein Beispiel zu nennen — etwa «die Jungens» im Exkurse «Wer will, kann alles» (Der Volksverein, 1912, 3. Heft).

[11]) Der Volksverein, 1911, Heft 3.

[12]) Ebenda, 1914, Heft 4.

die Gemütlichkeit der traulichen deutschen Stube[13]) siegte stets nur zu bald über die Lust ins Weite, die doch auch Notwendigkeit war, wie er es 1900 in einer Metapher «Schwalbenflug» erkannte: «....unsere Schwalbe ist ein deutscher Vogel. Und dass sie fortzieht, ist erst recht ein deutscher Zug von ihr. Denn trotz aller Heimatliebe und vaterländisch süsser Angewöhnung liegt doch eine gewisse Welschlandgängerei in unserem Blute». Man «möchte doch seiner Schwärmerei einmal leben, seine Phantasiebilder suchen, seiner romantischen Sehnsucht genügen». Gleichzeitig aber spürte er: «Was.... deutsche Natur in sich trägt, das trennt sich nicht gern von seinem Balken und Giebel, das klebt mit dem Herzen daran wie verwachsen, und soll es dennoch losgerissen werden, so gibt es Blut und tiefe Wunden»[14]).

Heimwehkrank fieberte im Süden das Gemüt des Dichters. Das geringste Zeichen nordischer Art überwältigte ihn rauschhaft. Er sah, am Tiberstrande stehend, die Ausläufer des Apennin weiss aufblitzen im Strahl der Sonne und «Ganz Rom versank vor einem bisschen Schnee. Ja, so stark bist du, mein lieber teurer herrlicher deutscher Schnee!»[15]) In einem der «Volksvereinshefte» heisst es in einem Feuilleton «Daheim»:

«Ich sass einmal über den Alpen, tief unten im Süden und hatte Heimweh.

Denn auch unter den Orangen und Zitronen kann man ein starkes deutsches Heimweh bekommen.

Ja, ich hatte so recht ein germanisches Heimweh nach einem deutschen Apfel, nach einer breitblättrigen Buche, nach einer dunklen Tanne, nach etwas deutschem Herbstnebel, nach deutschen Gänseblümchen und nach deutschen Liedern, ach was, sag' ich's kurz: Heimweh nach meiner lieben, alten deutschen Erde»[16]).

Solche Sätze künden, obgleich stark verallgemeinernd in der Prägung (denn Hunderttausende lasen sie und sollten eigenes Empfinden darin erkennen), letztlich doch ein Gefühlserlebnis Federers. Von seiner, der ihm vertrauten Heimat sprach er, jenen Menschen und jener Landschaft, in deren Gemarkung sein Leben hinfloss. Der deutsche Apfel und die Blume, die dunkle Tanne und der Nebel, sie waren nicht Erscheinungen einer

---

[13]) S. Der Volksverein, 1913, Hefte 1 und 2: «Das abendliche Reich der deutschen Stube» und «Das soziale Reich der deutschen Stube».
[14]) Vaterland, 1900, Nr. 277.
[15]) Neue Zürcher Nachrichten, 1924, Nr. 25.
[16]) Der Volksverein, 1910, Heft 2.

Erde, die irgendwo im weiten Deutschland lag, sie waren Bekannte, die der Dichter grüsste, wenn sein Blick durchs Fenster in die ihm persönlich eigene Umwelt flog. Und so erwuchs ganz offenbar aus derartig sehnsüchtigen Stimmungen — jede Reise aber und jeder Kuraufenthalt erregte sie — die dritte Stufe der Einstellung, auf welcher der Begriff «Heimat» den reinsten Inhalt empfing. Weder die Enge der nationalistischen Phase noch die Unausfüllbarkeit der alldeutschen hatten die Seele Federers ganz zu ergreifen vermocht. Beide waren voller Bedingtheiten und zu häufig nur buntes Kleid, das keinen lebendigen Körper umschloss. Da wurde der Schmerz des Entferntseins Ausgangspunkt eines Weges, der aus dem zu wenig Begrenzten ins sicher Besessene zurückführte, der wieder Bindung gab und doch Offenheit wahrte. Schweizertum und Deutschtum reichten sich die Hand auf dem Boden des Alemannischen.

Angehörige von vier Staaten kommen hier zusammen: Deutschsprachige Schweizer und Elsässer, Badenser und Vorarlberger. Ueber die politischen Grenzen gehen unzerreisbar die Bande völkischer Blutsverwandtschaft her und hin. Stammheitliches Verbundensein schliesst einen Ring gemeinsamer Kultur, gibt dem Wesen der äusserlich Getrennten inneren Gleichklang.

Heinrich Federer erschaute in diesen Beziehungen ein ideales Bild brüderlichen Neben- und Miteinanders. Als nach dem Weltkrieg die Idee des Alemannischen in breite Schichten drang, da zählte der Schweizer Schriftsteller zu ihren überzeugtesten Anhängern. «Was ist zwischen enge Zäune gepferchte Politik und was ist Hypernationalismus gegenüber einem solchen Heimatfest?» schrieb er anlässlich der 3. Alemannischen Woche, die im Mai 1928 in Freiburg im Breisgau stattfand. Und er antwortete: «Krankheit und Entartung, nichts anderes. Aus solchen Festtagen der Seele müsste die wahre engere und weitere Landespolitik und Landeskraft hervorgehen»[17]).

Die «Neue Zürcher Zeitung» brachte 1923 einen Essay: «Heimkehr in die liebe alemannische Schweiz», in dessen Eingang ein Gegenstück zu der angeführten Stelle aus dem «Volksverein» steht: «Man mag den Süden noch so innig verehren und sich etwa in Mittelitalien noch so heimatlich, ja für manche Eigenheiten seines Wesens dort am heimatlichsten fühlen: trotzdem, was aus echt alemannischen Knochen geschnitzt und

[17]) Aus einem Brief an den Landesverein Badische Heimat vom 26. April 1928. (Das Schreiben ist wohl das letzte Federers. Es ist abgedruckt im «Ekkhart», Jahrbuch für das Badner Land 1929).

mit echt alemannischem Blut durchsaftet ist, das bekommt oft auf der antiksten Piazza der Romagna und unter der rassigsten Olive der Toscana ein verschämtes, zartes, doch tiefes, kurz gesagt, ein nordisches Heimweh»[18]). Dann holt der Dichter aus zu grossen Definitionen, in welchen er — unausgesprochen und unbewusst — sich selber spiegelt. «Kehrt man.... heim, o wer hat es nicht von Göschenen an sogleich empfunden, dass das Herz eben doch nur e i n e Heimat haben kann. Nur das Gehirn und die Nerven und zappeligen Füsse, aber niemals das unverkünstelte Herz kann Globetrotter werden.... Der Mensch ist viel zu klein, um heimatlos zu sein. Nur Gott ist heimatlos, weil selber Heimat.... Mehr oder weniger soll man wohl Weltbürger sein, im Verstand und in der Liebe des Menschen zum Menschen.... Vom Kosmopolitentum anders als im entstofflichten religiösen und wissenschaftlichen Sinne reden, etwa in politischen, literarischen, künstlerischen, lebenspraktischen Sachen, die des wandelbaren Stoffes und der wandelbaren Sinne bedürfen, ist eine Unmenschlichkeit und ein Unding zugleich.

Das Alemannische ist gerne weich, gefühlvoll, stimmungsreich, fern von heroischen Gesten, mehr lyrisch als episch und mehr wählend als aufspielend. Es hat eine innige, unpathetische Musik auf der Zunge, geht auf starken, breiten Füssen, trägt einen zähen Kopf und trotz aller Herzlichkeiten und lieber verhehlten Weichheiten verstehen seine Hände harte, oft grausame Fäuste zu ballen. Aber nie aus blossem Spiel oder aus Laune wie der Romane.

Ganz so ist das alemannische Land, unsere deutschschweizerische Landschaft»[19]). Wie der Eisenbahnzug nun zwischen den Feldern und Wiesen der Heimat dahineilt, fühlt Federer: «....ich fahre.... im wahren Schollengeruch meines alemannischen Ursprungs und Gehabens»[20]). Schon schildert er in satten Farben das wechselnde Panorama, das an seinem Auge vorübergleitet. Doch plötzlich, kaum dass ihn die Geborgenheit des Zuhause so ganz umfängt, entschlüpft der unruhige Geist. Das Gelüsten nach dem Süden ist gebüsst, da überfällt es ihn:

«Unvermeidlich kommen sie wieder, jene seltsamen Augenblicke, wo ich.... mit hexenhafter Gewalt die Blicke dem Pole zuwenden muss. Alles Blut wogt mir dorthin»[21]). Die grossen Gestalten der Eddamythen, blonde Nordmänner und Walhalla-

[18]) Neue Zürcher Zeitung, 1923, Nr. 1479.
[19]) Neue Zürcher Zeitung, 1923, Nr. 1479.
[20]) Ebenda.
[21]) Neue Zürcher Zeitung, 1923, Nr. 1484.

götter nahen mit ihrem Zauber, dunkle «Ossianbässe»[22]) wogen auf. Und wieder möchte Federer fort aus seinem kleinen «Vaterland der Ecken und Winkel»[23]). Allein bald fühlt er : «....man kann nicht immer diese Weite und Breite schlucken. Man hungert. Nach was ? Nach der dritten Dimension : nach Tiefe ! nach Gemüt und Herz !

Man kann alles übertreiben, ...den Patriotismus des Winkels und den Patriotismus der Siebenmeilenstiefel-Ebene. Aber wenn man nur Eines haben kann, schwanke ich doch, ob nicht die Enge das Gesündere sei»[24]).

Immer wieder wurde die Heimat Besänftigung des rastlosen Blutes : «....jedesmal, wenn mir vor dieser vielleicht einst verwandten, rätselhaften Ferne schwindeln will, lehnt sich mein Auge gleichsam zurück an die weisse Wand der Alpen. Sie gehört durchaus ins Panorama der alemannischen Landschaft, körperlich und geistig. Denn sie soll uns schirmen vor südlichen Fiebern, aber auch vor allzu nordischen Phantastereien. Ja, in der gesunden alemannischen Mitte wollen wir verharren. Was brauchen wir die grausame Klarheit des Südens, was den kranken Dunst des Nordens ? In der Mitte zwischen Sache und Schein, Realität und Traum, von beiden eine menschlich gemischte Portion essend und trinkend, leben wir wohl am besten»[25]).

Erfahrung zeigte, dass die Heimat nicht nur dem Leben, sondern auch dem Schaffen die reichsten Möglichkeiten der Entfaltung erschloss. Auf seinem «schweizerdeutschen Platz» — «jenem Platz mit viel Nebel und bleichem Himmel, viel Grübeln und Winterdämmerung, aber auch mit viel Wind, viel Stubenwärme und viel, viel in keine andere Sprache und kein anderes Blut zu übersetzendem — — alemannischem Gemüt»[26]) — fand Federer die günstigsten Bedingungen für sein Fabulieren. Wenn der Nebel ums Haus flutete, das Echte gross, das Unechte klein machend[27]), erlangte er die Ruhe, die Schöpfung zeugte : «Das sind die Stunden, wo dem Mönch in Freiburg der erste Funken aus dem Pfännlein krachte, wo jener Engländer die Dampfmaschine erriet, wo die Faustsage im Fadenschlag niederkam und unsere grossen Mystiker und Denker ihre tiefsten Kapitel er-

---

[22]) Neue Zürcher Zeitung, 1923, Nr. 1484.
[23]) Oberländer Tagblatt, 1922, Nr. 177.
[24]) Ebenda.
[25]) Neue Zürcher Zeitung, 1923, Nr. 1484.
[26]) Ebenda, 1924, Nr. 1441.
[27]) Der Bund, 1916, Nr. 604.

grübelten. In solchen Nebelstündlein ist der gotische Stil, der so viel Grau und Dämmerung braucht, in seinen ersten Umrissen erfühlt worden.

Denn wir germanischen Menschen brauchen Nebel und Zwielicht für unser Wirken. Alle haben wir ein kleines Nebelheim in uns und sind ein bisschen Nebelungen. Daher unsere scheinbare Unklarheit, unser beschwerlicher Stil, unsere düstere Sprache, unsere Umschweife, Grübelei, Phantasie und ewigen Irrungen; aber daher auch unser bohrender Eifer, unsere Innigkeit und Tiefe, unsere Unerschöpflichkeit, unser Ernst und unser merkwürdiges Sehen im Dunkeln. Daher unsere Winkelhaftigkeit, aber auch unser Appetit, den letzten Winkel der Welt auszuforschen. Daher unser hinter dem Ofensitzen und unsere Erinnerungsseligkeit, aber auch, nach gesammelter Rast, unser Hervorrumpeln und Lärmen unter jedem Breitengrad. Daher dieses von niemand begriffene Gemisch von Mädchenscheu und Bubenfrechheit. Daher neben Siegfried Gudrun. Daher dieses genialische nie Reifsein und immer Reifwerden, was doch das Schönste hienieden ist und bleibt»[28]).

Blutgebundenheit und Erdverwurzelung geben dem Profil der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Federers bedeutsamst charakterisierende Züge. Sie erlangen, da der Dichter die Art ihrer Einwirkung deutlich erfühlte, vermehrte Wichtigkeit für die Betrachtung seines Wesens. Der alemannische Mensch und die alemannische Landschaft, die Heinrich Federer, eigenes Sein gestaltend, im Werk darstellte, sie sind Grundmotiv und zugleich Basis des Schöpfertums. Weil Alemannenblut ihn durchpulste und Alemannenscholle ihn trug, erkannte der Künstler in ihnen natürlich gegebenen Vorwurf ; darin aber sah er seine Aufgabe : dem alemannischen Stoff die organisch gemässe Form zu finden. Federers Deutungen des Stammhaften erklären, umgesetzt in Momente der äusseren und inneren Form, viele seine ästhetischen Gesetze. So bestimmte der Komplex «Heimat» ursächlich manche künstlerische Eigenheit. Denn Heinrich Federer — obschon stets aufnahmefreudig für fremdgewachsenes Geistesgut — versuchte sich nie an irgendwelchem Tun, dem seine Natur Widerstand geleistet hätte. Sein Schaffen ist wie sein Leben nur Steigerung und Weitung von Veranlagungen, die in seinem Selbst keimfähig ruhten. Alles ihm Ungleiche bekämpfte er, um Erhaltung

[28]) Der Bund, 1916, Nr. 604.

und Kräftigung dieser Werte bemüht, als ungesund und unnatürlich. Es lag ausserhalb der Sphäre jeder positiven Beeinflussung. Mochte es auch vielleicht den Verstand ansprechen, die allein entscheidende gefühlsmässige Zustimmung fehlte.

Die Religion

Ueber dieser Basis ruht, breit ausladend und durch mächtige Streben lebendig in ihr verwurzelt, eine zweite Stützfläche aller Wesenheit. War die Heimat uranfängliches Besitztum, das durch Bewusstheit an Wert gewann —, die Religion wurde von aussen in die Seele des Kindes getragen, wo unendlich williger Grund sie erwartete. Sie wurde zum gewaltigsten Erlebnis des Daseins überhaupt.

Der junge Mann empfing die Priesterweihen seiner katholischen Konfession, stand als Seelsorger jahrelang in ihrem Dienste. Als Redakteur, als Schriftsteller dann im ersten Dezennium seiner freien Tätigkeit widmete er seine Kraft vorzüglich der Kirche, zu der er sich bekannte. In den Dichtungen klingt, unendlich oft variiert, das Hohelied ihrer Verherrlichung auf. Alles konnte sich wandeln in der Zeit, eines stand unerschütterlich und «felsenfest : unser Depositum Fidei, also unsere katholische Weltanschauung in ihrem Glaubens- und Sittengehalt und deren praktischer Verwirklichung Tag für Tag»[29]). Im Katholizismus suchte und fand Federer die äussere Pracht und das innerlich mystische Brennen, deren seine Religiösität bedurfte. Hier war die grosse, bewegte Historie, die über personenhaft Unstetes hinweg ihm vom unzerreissbaren Faden einer göttlichen Systematik sprach, die im Papsttum den Träger eines ewigen Dogmas besass. Denn, schrieb Federer einmal, «hinter den Aeusserlichkeiten dieser Erscheinungen.... steht das Ursprüngliche und Unveränderliche des Papsttums immer fest, und man hört die Fischerstimme Petri sogar aus den Borgiabanketten heraus....»[30]).

«O Kirche, o katholische Kirche, wie bist du mir wert!»[31]). gipfelte ein Aufsatz im «Volksverein» von 1910. Solch inniges Empfinden bewahrte der Dichter zeitlebens, wenn auch brüderliche Toleranz mehr und mehr die Grenzzäune konfessioneller Scheidung niederzulegen suchte. Dieses Bemühen, alles ehrlich

[29]) Neue Zürcher Nachrichten, 1928, Nr. 69.
[30]) Kölnische Volkszeitung, 1920, Nr. 191.
[31]) Der Volksverein, 1910, Heft 2.

um Gott Ringende zu achten und zu verstehen, hielt sich freilich fern von pantheistischer «Allreligions-Schwärmerei»[32]). Und wie er derartige Geistesströmungen von wahrer Religion trennte, so auch das Ethos. «Ethos und Religion ist nicht das Gleiche. Ethisch sein und religiös sein, deckt sich bei weitem nicht. Ethos ist natürliche, irdische Tugend, Religiosität ist das naive, seelenvolle Ahnen, Fühlen, Suchen, Uebergehen ins Uebersinnliche, Ewige, Göttliche....»[33]).

Das Bedürfnis nach transzendentalen Werten gab dem religiösen Denken stets neuen Antrieb, schenkte dem Werk jene eigentümliche Verquickung von sinnlicher Realität und irrationaler Erdferne. Aus der «atheistischen Wüste»[34]) seiner Zeit, aus dem Unzulänglichen und Beschwerlichen der Wirklichkeit schickte Federer mit gläubiger Inbrunst den Blick nach der himmlischen Heimat und mühte sich, durch Lebensführung und Arbeit ihr näher zu kommen: «Einst war das Paradies und wieder wird es sein. Wir aber stehen inmitten, vom frühern Glück das Heimweh, vom spätern die Sehnsucht in uns tragend. Was im alten, vergesslichen Gehirn der Menschheit vom goldenen Einst übrig blieb, das suchen wir jetzt mit Feder und Buch, mit Pinsel und Note, mit Vers und Meissel zum wirklichen Paradies auszubilden»[35]). Er hörte in sich «die Stimme der unermüdlichen Seele, welche immer nach Unsterblichkeit dürstet»[36]) und er empfand Natur, Wissenschaft und Bewusstsein als Prediger des unendlichen Lebens[37]).

Religiöse Begeisterung führte zu den ersten poetischen Versuchen und zu den theoretischen Erörterungen dichterischer Absicht. Christlicher Geist durchwebt alles Schrifttum, gibt — im Ausmass Federerscher Künstlerschaft — dem Gehalt und der Form des Wortes höchste Schönheit und beherrschende Gewalt. Religion prägte das Ideal menschlicher Wesenheit, nannte als Zweck des Lebens einen Weg der Selbstheiligung, als Beruf das Schaffen für die Mitwelt.

Drei Heilige vor allen riefen der Nacheiferung. Nicht die starken Märtyrer waren es, die einst der Knabe bewundert hatte und denen er es gleichtun wollte. Der kranke Körper verwehrte die gefahrvolle Laufbahn eines Missionars, der Verstand bezwei-

---

[32]) Der Aar, 1911/12, Band 2, Literarische Rundschau, S. 137 ff.
[33]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 54.
[34]) Schweizerische Rundschau, 1925/26, Heft 1.
[35]) Vaterland, 1900, Nr. 63.
[36]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 26.
[37]) Ebenda.

felte die Befähigung des Geistes. «Das Grössere musste den Grösseren überlassen bleiben. Würde ich im Ernstfall die Qual der Tortur ertragen ? Würde ich schlagfertig der Häresie antworten können ? Ich musste traurig verneinen. Und so fing ich denn an, es mit den hl. Klausnern und Einsiedlern zu halten»[38]).

Franz von Assisi war der eine, Nikolaus von der Flüe der andere, Franz von Sales der dritte. Der Poverello und der Eremit vom Ranft, deren Gestalten Federer in zahlreichen Essays (und oft daneben in Novelle und Roman) beschwor, vertreten — über aller Engherzigkeit des Konfessionellen — ein oberstes Gesetz des Christentums : die Nächstenliebe. Franziskus sah in jedem Geschöpf den Bruder ; Nikolaus kittete auf der Tagsatzung zu Stans den feindlich zerfallenen Bund der Eidgenossen, war wie der Italiener ein Einiger des Lebendigen, ein dem All erschlossener Mensch. Doch so erkannte Federer auch sich und ähnlich schien ihm sein Wollen. Er frohlockte im Ermessen der ungeheuren Wirkung, die jene zwei Stillen taten, richtete an ihnen sich auf, wenn er, am einsamen Schreibtisch sitzend, sein Schaffen verdammen und verachten wollte. Und dann erinnerte er sich des gütigen Franz von Sales, sah auch in diesem Sämann der Liebe ein erhabenes Vorbild[39]). Er dachte in seinen Fusstapfen zu gehen, wenn er dem Patron der Schriftsteller öffentlich gelobte, stets eine «Bona-Fide-Feder» zu führen. Denn vor der Tat, das lehrte auch Franz von Sales, ein Mensch des öffentlichen Tages und erfolgsicherer Praktiker, gilt der Geist, aus dem sie geboren wird. Und ein anderes lernte Federer von ihm : das Gesetz der bedingten Relativität aller irdischen Dinge, «ein immer Zeitgemässes» : «nie übertreiben ! Nie zu schwarz, nie zu rot, nie zu weiss malen ; denn selten ist etwas ganz schwarz oder ganz weiss»[40]). Das ist die Gerechtigkeit des Evangeliums Christi, von dem Federer schrieb : «....es übertreibt nicht, es kennt eine Gerechtigkeit, die wirklich gerecht ist und nicht ins Uebermass des Ungerechten verfällt. Und es kennt auch noch neben ihr die Liebe»[41]).

Liebe, Demut und Geduld, diese Richtlinien christlicher Ethik, sie fanden in Heinrich Federer eine selten reine Verkörperung. Dem Heiligen von Assisi besonders erstand in ihm ein Jünger, der seine Ideologien durch jegliche Aeusserung der eigenen Persönlichkeit zu verwirklichen trachtete. Die trotzige In-

---

[38]) Vaterland, 1901, Nr. 254.
[39]) Vergl. Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 48. Leo-Kalender, 1924
[40]) Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 48.
[41]) Alte und Neue Welt, 1906/07, S. 159 ff (Ibsen, Forts.)

dividualität des Dichters wandelte sich durch unbeirrbar gläubigen Willen zum Diener der Allgemeinheit (ihren ursprünglichen Herrscherdrang aufgebend) und gewann Wertvollstes dabei. Das häufig durch Zweifelsstürme erschütterte künstlerische Selbstbewusstsein rettete sich in den beruhigten Hafen eines Ichvertrauens, um den der Gedanke der Einbezogenheit in eine höhere, göttliche Absicht feste Dämme baute.

Die sichere Verankerung im Religiösen gibt dem Werk Federers Festigung und geistige Einheit. «Die Weltanschauung, mit andern Worten, was man glaubt, ist auf alle Kunst und Literatur noch immer entscheidend gewesen», heisst es in einer der programmatischen Erklärungen von 1908[42]). Die Zeit der schriftstellerischen Anfänge, in der die theoretische Klärung das Schöpferische überwog, unterstreicht in fast allen ihren journalistischen Zeugnissen die Bedeutung dieses Zusammenhangs. Und überzeugend beweist das Werk, wie sehr der Dichter mit bewusstem Nachdruck sinnhaften Einklang von Religion und Kunst anstrebte. — Im Religiösen findet die realistische Manier ihre selbstverständliche Begründung: «Eine Religion der Tatsachen, wie das Christentum in unserer Kirche es ist, die nirgends in Theorien oder Gefühlen zerfliesst, die auf Tatsachen gegründet, durch Tatsachen erhalten wird, eine solche Religion muss auch der Kunst und Literatur ihrer Angehörigen das Gepräge des Tatsächlichen geben»[43]). Das Religiöse bedingt aber zugleich das Uebersinnliche, das Gott- und Ewigkeitsuchende — den «Atem des Ewigen, das Geheimnis des Göttlichen» nannte es Federer — ohne die keine Dichtung, und wäre sie so «echt wie das Leben, so prosaisch und poetisch wie die Menschen ringsum, so wahr wie die heilige Wirklichkeit»[44]), Vollkommenheit erlangen kann. — In sich geschlossen steht diese doppelte Forderung aller Kunst, unbeeinflussbar durch menschliches Wollen; denn «sie ist nicht Sklavin dieser oder jener Subjektivität, sie ist eine Macht und Kraft göttlichen Ursprungs»[45]).

In religiösem Geiste zu leben und zu schaffen, darin erblickte Heinrich Federer den höchsten, ja einzigen Zweck des Daseins. Heiligung, Verchristlichung des Menschen war oberstes Ziel aller Bemühung. Und die Formel lautete: «Amplius! weniger Leib, mehr Seele, weniger Erde, mehr Himmel!»[46])

---

[42]) Alte und Neue Welt, 1907/08, S. 706.
[43]) Alte und Neue Welt, 1907/08, S. 706.
[44]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 314.
[45]) Der Aar, 1912/13, Band 2, Literarische Rundschau, S. 565 ff.
[46]) Der Wanderer, 1905, Nr. 2/3.

IV. Bild des Menschen

Das Kunstwerk ist Niederschlag des Stilwillens seiner Epoche. Es verstehen bedingt vorab Verständnis seiner Zeit, heisst den Geist begreifen, aus dem heraus es entstand. Das Kunstwerk ist zugleich Persönlichkeitsausdruck seines Schöpfers, Dokument individuellen Menschtums. Dieses Moment erst verleiht ihm seinen eigentlichen Wert, hebt es aus der Massenflut zeigeistiger Manifestationen (die in ihrer Gesamtheit nur das Typische der Epoche vertreten) in die Sphäre des Einmaligen. Wahrhaftes Schöpfertum aber ist Einmaligkeit. Nur der Künstler ist schöpferisch zu nennen, dessen Schaffen den Stempel persönlicher Besonderheit trägt. Sein Werk ist irgendwie stets eine Antwort auf die Fragen der Zeit, eine persönliche Auseinandersetzung mit ihren Problemen.

Daraus ergibt sich als Aufgabe der Kunstwissenschaft ein Doppeltes: Einerseits die Betrachtung der künstlerischen Schöpfung in ihrer Einbezogenheit ins geistige Bild zeitlicher und räumlicher Umwelt, andererseits die Deutung der menschlichen Wesenheit des Künstlers. Die Kräfte des Aussen und die Kräfte des Innen, die beide dem Werk zuströmen, bald gleichgerichtet, sich unterstützend, bald gegensätzlich, sich bekämpfend, müssen von der wissenschaftlichen Forschung gleichermassen berücksichtigt werden. Ihre umfassende Erhellung ermöglicht allein, das Kunstwerk, das aus ihnen resultiert, völlig nach Absicht, Gehalt und Gestalt zu erschliessen, es gerecht zu würdigen.

Heinrich Federer war — seine Dichtung täuscht gern darüber hinweg, doch weitgehend geben seine journalistischen Arbeiten Aufschluss — ein sehr bewusst schaffender Künstler. Trotzdem kann man ihn erst in zweiter Linie als Vertreter eines bestimmten Stilwollens ansprechen. Ueber allem Artistischen steht sein natürliches Menschtum. Nicht die Form, sondern ihr lebendiger Inhalt gibt dem Werke Federers die Grösse. Die Art seiner Persönlichkeit, dieses beherrschenden Faktors des Schrifttums, zu umreissen, wie sie sich — bestimmt durch Blut und Religion — im Journalismus spiegelt, wird so zum nächsten Ziel unserer Untersuchung.

Ein Charakter stellt sich dar, dessen Züge ungemein geschlossen erscheinen, der, ohne bedeutsame Wandlungen aufzuweisen, bruchfrei und organisch in der Zeit sich auswächst und vertieft. Ein Mensch, der unermüdlich über den Rätseln der eigenen Seele grübelte, der manche seiner Eigenheiten durchaus richtig erkannte und sie — damit bereits ein hervorstechendes Merkmal verratend — als Wertvollstes seines Selbst einschätzte. Heinrich Federer war — als Alemanne und Deutscher — betonter Individualist von Natur. «Man sagt jetzt gerne», schrieb er 1925 in den «Neuen Zürcher Nachrichten»[1]), «der Künstler und Dichter solle allgemein menschlich bilden und wirken. Dieses berühmte «allgemein menschlich» ist ein Unsinn. Individuell menschlich, entgegne ich. Der Typus Mensch ist eine Unmöglichkeit wie der Typus Blume. Entweder ist man Rose oder Veilchen oder Nessel oder Spitzgras. Nur Blume, nur Mensch kann man nicht sein. Eine Nessel, ein Dorflumpensammler ist hundertmal mehr wert als so ein erpröbelter Typ Allgemein-Mensch, weil Wirklichkeit».

Federers Künstlertum lehnte sich gegen alles auf, was diese Unterschiede verwischen und ausgleichen, das Individuelle zerstören, das Originelle vernichten konnte. Er sah in der Schule, die ihre Bildung unterschiedslos an die ursprünglich verschiedenst veranlagten Kinder austeilt, eine solche Gefahr[2]), und immer wieder liess er den Trotzruf : «Jünglinge, neiget euch nicht zu tief !» erschallen[3]) und verherrlichte den emporgereckten Kopf des Einzelnen und Besonderen.

Die Behauptung der Persönlichkeit wirkte Optimismus des Geistes. Wenn Krankheit den leiblichen Genuss des Daseins hemmte und verbot, wenn das Gefühl sexueller Abnormität die Psyche beschattete, dann klammerte sich Heinrich Federer an den Glauben, dass der Geist stärker sei als das Fleisch[4]), feierte inmitten drückender Fesseln materieller Beschränkung die Freiheit des Innenmenschen. Während der Körper immer wieder Kompromisse schloss und seine Ansprüche an das Leben selten und seltener geltend machte, hielt fester Wille das Gebot aufrecht: «Nur keine Feigheit der Seele!»[5]) Dann stärkte die Vision zukünftigen Schaffens den Mut, nannte das Ringen um das vor-

---

[1]) Nr. 137.
[2]) Vaterland, 1898, Nr. 69.
[3]) Neue Zürcher Zeitung, 1918, Nr. 336.
[4]) Vergl. Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 194.
[5]) Vaterland, 1899, Nr. 74.

gesteckte hohe Ziel süss[6]), setzte sich voll Hoffnung über die Mühsal gering scheinender Gegenwartsarbeit hinweg.

In einer Plauderei lieh Federer seiner alten Uhr die Worte: «Ohne Pause, in einem unermüdeten Zuge scheinen eure Künsteleien zustande gekommen zu sein. Und dennoch, wie lügen alle eure Werke! Denn ich weiss es ja, wie oft sie absetzen und verweilen, eure schreibenden Hände, wie oft sie auf die Ellbogen gestützt ausruhen und nach frischen Gedanken auf die Suche gehen, eure müden Köpfe, wie bald sie rot und kurzsichtig werden, eure Augen!» — Er entgegnete: «....du schaust die Dinge zu böse an. Siehe, der gute Wille in uns ist noch nicht gestorben. Die Feder ist noch nicht gebrochen in diesem Uhrwerk; es muss irgendwo an einem Rädchen fehlen, aber das lässt sich reparieren. Wir haben noch Schwung und Feuer genug, etwas Starkes und Hohes zu vollbringen. Darum verurteile uns nicht zu rasch! Wir haben schwerer und grausamer ums Leben und seinen Unterhalt zu kämpfen als der Urahn vor etlichen Jahrhunderten. Weniger Zeit, mehr Arbeit! Wir sind flinker, vielseitiger, mehr beansprucht. Aber aus den tausend kleinen Notwendigkeiten und Verpflichtungen unseres Lebens, aus diesem wimmelnden Ameisennest richtet uns dann und wann das Heimweh nach etwas Besserem auf. Kein Heimweh ist nichts, Heimweh ist schon so viel, wie die halbe Heimat haben»[7]).

In der vielfach durchbrochenen Rahmenerzählung «Zwischen grünen Hügeln und Träumen», die 1923 im Feuilleton des «St. Galler Tagblattes» erschien[8]), steht ein weiteres Zeugnis für die Schwierigkeiten des Weges, wie Federer sie empfand: «..ich ....habe das Meiste, was mir im Leben warm und wohl machte, erspringen müssen. . . Jawohl, mit schnelleren und grösseren Schritten, mit Zappeln und Schnaufen erspringen, mit Herzklopfen, muss ich sagen, leichter ging es nun einmal nicht....»[9]) Erfolg und Ruhm, so erkannte er früh, waren nicht unfehlbare Genossen der Jugend; eher hing sich das Lob der Welt ans graue Haar. Und im Vertrauen darauf, dass «der echte Glanz der Berühmtheit . . . eben doch etwas Solides» sei, setzte er sich mit beharrlicher Stete an sein Tagewerk. Der Ruhm «kann nicht erschwindelt werden mit ein paar hastigen Schritten oder eini-

[6]) Vaterland, 1899, Nr. 272.
[7]) Vaterland, 1900, Nr. 253.
[8]) Inzwischen in Buchform herausgekommen als Band 2 der Gesamtausgabe der Grote'schen Verlagsbuchhandlung, Berlin.
[9]) Nr. 151.

gen Trompetenstössen in die Welt hinaus. Eine Stunde lang glühheise Sonne reift ihn nicht. Wie eine gute Frucht, die einen langen Sommer braucht und viel Sonne erträgt, die lange, lange am Aste hangen muss, bis ihr vom Blättermeer so unterschiedloses Grün endlich absticht, langsam ins Gelb, ins hellgoldene Gelb übergeht und aus dem Dunkel des Gezweiges wie eine reife und erfüllte Verheissung dir entgegenleuchtet : so ist der Ruhm etwas Langsames, stetig Wachsendes, durch Zwang und Eifer kaum Erhastendes»[10]).

Lange dauerte es, bis Federer den Erfolg an seine Ferse zwang. Da wurde das erfühlte Wissen um die Gesetze des Lebens zu einem unschätzbaren Helfer durch die dunklen Jahre. Doch zweischneidig ist das Verstehen. Nur der Starke vermag das enthüllte Geschick zu ertragen ; der Schwache bricht darüber zusammen. Und Fatalismus auch zerbröckelt unter der schmerzlichen Bürde zur Ruine. Die selbstwillige Persönlichkeit allein bewahrt ihr Wesen, baut immer neu wieder auf. — Feuer unbesieglichen Willens brannte in Federer. Das Wort Vergils : «Possunt, quia posse videntur» zählte zu den hauptsächlichsten Stützen seines weltanschaulichen Gedankenkosmos. «Wer will, kann alles», schrieb er. «Das heisst, er kann alles, was in den Möglichkeiten seiner Tage und seiner leiblichen und geistigen Kräfte liegt. Ueber sich und seine Zeit hinaus kann niemand. Aber die meisten Menschen bleiben unter sich stecken. Sie wollen zu wenig stark und mutig»[11]).

Der freie Wille des Einzelmenschen, so stand es für ihn fest, bestimme alle Geschichte, alles Schicksal. Der einzelne Grosse, nicht die Masse lenke den Gang des Geschehens. In der Artikelserie «Gedanken über ‚Krieg und Frieden'» (Neue Zürcher Zeitung, 1916) setzte er sich aufs entschiedenste mit Leo N. Tolstoi auseinander, häufte Argument auf Argument, um dessen kollektivistisch-fatalistische Mechanik der Geschichte zu erschüttern, stellte dem Pessimismus der Passivität aktiven Optimismus entgegen : «....der freie Wille ist das Leitmotiv der Menchheitssinfonie, genährt, behindert, gestossen von der geographischen, körperlichen, sozialen Entwicklung....» heisst es in dem als Bekenntnis sehr wertvollen Schlusstück[12]). Von solchem Gesichtswinkel aus beurteilte er den Weltkrieg. Auch dort war «freier Wille tätig, freie Verantwortlichkeit einzelner und

---

[10]) Vaterland, 1900, Nr. 242.
[11]) Der Volksverein, 1912, Heft 3.
[12]) Neue Zürcher Zeitung, 1916, Nr. 1098.

vieler, worunter auch wir, in den langen Vorbereitungen auf den grossen Klapf hin, weniger, die dann über Millionen Köpfe weg das Feuer an die Zündschnur hielten. Und diese wenigen sind die Hauptschuldigen, weil die letzten und verantwortlichsten freien Verursacher[13]). Doch wie der freie Wille den Krieg brachte, wird er ihn auch wieder beenden. Der im Weltgeraufe zum Tier hinabgesunkene Mensch wird wieder zum Menschen. Das Gute in ihm kann niemals untergehen : «Denn wir haben einen schönen freien Willen, der schliesslich immer wieder das Rechte dem Schlechten, den tapfern Frieden dem lange nicht so tapfern Kriege vorziehen wird»[14]).

Die Kräfte des Willens und die Gewalt der Krankheit führten in Heinrich Federer einen lebenslänglichen Kampf. Als ein Ertrotztes enstand das Werk, als oft nur durch Einsatz letzter Reserven Erringbares. Der Schaffensprozess an der «Regina Lob», die der Dichter 1911 für «Die Schweiz» schrieb, sei Beispiel ! Aus den Briefen an Maria Waser, die immer neue, begründete Fristen für die Ablieferung des Manuskripts fordern, erhellt die ganze Tragik der Arbeit.

Am 29. März 1911 meldete Federer : «Die Regina Lob konnte ich auf keine Weise fertigstellen». Er weilte krank im Tessin. «Aber am 10. April bin ich wieder daheim und kann dann postwendend weitere Korrekturen besorgen. Nun ist mir überaus wichtig, dass ich eine Gnadenfrist von Ihnen bis 30. April bekomme, um den Roman recht mit Ruhe und Gunst aus Altem und Neuem vollenden zu können.... Auf 30. April rechne ich dann Uebergabe und Honorierung des Gesamtmanuskripts».

Am 29. April : «Noch bin ich mit dem Roman nicht fertig geworden. Der ganze April war ein Spitalmonat für mich». (Asthma, Katharre). «Geben Sie mir noch den Mai».

Am 3. Juni: «Hier wieder 10 Manuskriptseiten!» Er stellt fest, dass es mit seiner «Gesundheit restlos bergab geht», und er schwört : «Mein Lebtag geb' ich nie wieder ein unfertiges Manuskript ab».

Am 22. Juni : «Diese und die nächste Woche werde ich nun fertig».

Ende Juni : «Diese Regina Lob ist wie ein Alp auf mir, wie ichs gar nicht schildern kann. Nicht nur Sie, auch ich juble, wenn dieser Alp abgewälzt ist».

Am 15. Oktober schickte er endlich den Schluss, nicht ohne die Erzählung, der man das schwere, gedrängte Entstehen deut-

[13]) Neue Zürcher Zeitung, 1916, Nr. 1098.
[14]) Ebenda.

lich anmerkt, gleich zu beurteilen : «....ich glaube auch, dass die Regina Lob, wie sie nun steht und fällt, nicht übler im literarischen Sinne als das Meiste unserer Zeitschriftenliteratur ausgefallen ist.... Aber mehr zu sein, darf sie sich auch nicht brüsten».

Derartige Dokumente zeigen Heinrich Federer als Willensmenschen, der seine Aufgabe durchführt, auch wenn stets frische Schwierigkeiten der Vollendung sich entgegenstellen. Im Glauben an sein Können liegt das Geheimnis seiner Kraft. In einer «Sonntagspost» von 1901 sprach er es aus : «Wie oft glaubte ich auch nicht zu können und hielt inne. Aber die Rute kam und ich konnte. Und wieder sagte ich seufzend : es geht nicht mehr. Da flog ein teures Wort, ein freundlicher Blick, eine Verheissung, eine stürmische Hoffnung der Seele her und es ging wieder und besser als je ! Ergib dich nur nicht ! So lange noch ein Tröpflein Blut in dir quillt, kannst du noch ; und so lange noch ein Nerv zuckt und dein Herz noch einen Schlag tut, kannst du auch noch. Es ist merkwürdig, wie weit hinaus der Mensch noch kann und wie wenig er haben muss, um zu können»[15]).

So verbissen Federers Wille ist, er ist doch nie egoistisch. Er kommt aus einer frommen Seele, die durch eigenen Gewinn nur die Bereicherung und Läuterung aller anstrebt, die billig bitten darf : «Verhüte der Himmel, dass uns der Tod bei der halben Arbeit überrasche»[16]). Wer zweifelt, dass dem Dichter dieses Menschtum furchtbar ernst schien[17]), dass er, je höher seine Ziele wuchsen, sich darum allem Lehrenden, Ratenden und Stärkenden desto williger erschloss ? Der Religion, den ihm ethisch verwandten Geistern, der Natur ? — Er lauschte den Sternen, die über ihm leuchteten und vernahm ihre Worte : «Stehe, wo du stehen musst, und gehe, wo du zu gehen hast, und gib so viel Licht, als du geben kannst»[18]). Und von den flüsternden Blumen zu seinen Füssen lernte er nachdenken, wie sein Blühen, sein Frühling auch andern nützen könne[19]).

Sein Altruismus äusserte sich weniger durch Mahnung und Forderung, als durch die Tat : Darstellung gelebter religiöser liebender Menschlichkeit. Worte, das wusste der alternde Federer, nützten wenig, verdarben eher : «Es gibt zu viele Worte

---

[15]) Vaterland, 1901, Nr. 91.
[16]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 1.
[17]) Vaterland, 1899, Nr. 167.
[18]) Ebenda, 1902, Nr. 27.
[19]) Ebenda, 1901, Nr. 97.

auf Erden, daran ersticken wir.... Das Wort bringt den Gedanken um. Wie Wasser rinnt es aus dem Munde der Menschheit und verwässert das Leben»[20]). Der Redakteur freilich liess sich zuweilen zu einer heftigen Predigt hinreissen, malte etwa das wilde Bild eines studentischen Kommerses, wo Menschenblut getrunken wird, stellte dann mit Abscheu das Oberhaupt der grausigen Gesellschaft vor: «Das Präsidium, welches den obersten Stuhl innehatte und die durstige Corona leitete, hiess Imperialismus....

Der Imperialist? Wer ist das eigentlich?

Jedes Ich, das kein Du leidet; jeder Wille, der sich über und in fremdes Wollen hinein, wie ein Despot, festsetzt; jeder Eroberer, jeder Ehrgeizige, jeder Streber, jeder Begehrliche, jeder Gewalttätige, jeder Eigensüchtige — alle die sind Imperialisten»[21]).

Gegen diesen egoistischen Imperialismus wendete sich Federer auch im ersten Leitartikel der «Zürcher Nachrichten» von 1901, worin er das alte Jahrhundert zum neuen sagen liess: «In diesem schweren Krieg der Selbstsucht, Töchterchen des 20. Jahrhunderts, übe und lehre Uneigennützigkeit, statt Selbstsucht biete Selbstzucht! Die Jugend und die Kraft der kommenden Tage kann nur aus ihr hervorgehen. Sage es jedem Pilger, den du nun auf deinem beginnenden grossen Wege triffst, dem armen Gesellen und dem vierspännig einherfahrenden Rentier: seid uneigennützig! Gönnet auch andern! Lasset auch noch Aepfel am Lebensbaume für andere Menschen hangen!»[22])

Eine in tiefer Bedeutung urchristlich reine Moral spricht sich hier aus; eine hoffnungerfüllte Ueberzeugung, die das Gute im Menschen unbedingt bejaht und an die Möglichkeit seiner Verwirklichung im irdischen Dasein glaubt. Denn in jeder Seele ruhen Keime des Göttlichen. Es gilt bloss, sie aufzuwecken, zu pflegen und zu bestärken, bis sie zu Lenkern des Lebens, des Denkens und Tuns erwachsen. Sie sind das ursprünglichste Besitztum unseres Wesens, zugeschüttet allerdings von Einflüssen äusserlicher Kultur und Zivilisation. Ihr Wiederfinden, der Beginn der angestrebten Heiligung des Menschen, bedeutet daher: Rückkehr in die Natürlichkeit.

---

[20]) Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 241.
[21]) Vaterland, 1900, Nr. 178.
[22]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 1.

Zwei Vorbilder stehen da: das Kind und die Berge. Es sind die «Erzähler» Federers — der unverdorbenste Mensch, die unberührteste Natur, die er kannte. Die höchste Stufe, die der Genius erreichen kann, es ist die christliche Einfalt, kindliche Naivität[23]). Die stärkste Steigerung, die der Natur vergönnt ist, es ist die Demut und Geduld ihrer grossen Schweiger, der Berge[24]).

Oft liess Heinrich Federer Jugend und Gebirge im Zweiklang auftönen und band sie dann sehnsüchtig zu einem Lied des Erinnerns oder einem Preisgesang, der den Sieg der «gottgewollten Natur» über jede menschliche andersgerichtete Absicht verherrlichte. Er kehrte sich ab von den «angekränkelten Kindern» der besseren Gesellschaft und feierte «Bauernkinder und Arbeiterkinder und Handwerkerkinder und mit ihnen eine oft etwas rauhe, aber echte und helle Welt der Natürlichkeit»[25]). Freudig bemerkte er: «Das sprudelt und fliesst noch wie die drolligfrischen Bergbäche ins weite Land der müden Menschheit hinunter. Mit allem Geld im Sack und allem Knix im Hals und allem Theater und Firnis im Gesicht muss jene andere Kindheit vor dieser robusten Natur schliesslich den Kürzeren ziehen, wie einst Rom und Byzanz vor den sogenannten Barbaren»[26]).

Doch das unverfälschte Leben ist selten geworden. Selten nur begegnete der Dichter dem ursprünglichen Menschen, wie jenem entzückenden Hurschelchen, das ihn im Konzert aus seinem verträumt seligen Lauschen und Geniessen riss und dem er trotzdem nicht böse sein konnte; ja, weil das Wesen des Kindes ihn natürlich berührte, empfand er es sogar besser und «schöner als Schubert»[27]). — Ringsum aber brandete die zivilisierte Umwelt, schwächlich und gehetzt. Wohin Federer schaute, überall reckten sich Zeichen der Krankheit und des Untergangs. Da sandte er sein Denken in das Land der eigenen Jugend, füllte als Alternder ihr Erleben mit dem Blut verklärender Sehnsucht. Bezeichnend sein letzter Zeitungsartikel, die Plauderei «Post festum», die am 4. und 7. April 1928 in den «Neuen Zürcher Nachrichten» erschien. Sie schildert eine Bergtour, die der Jüngling mit seinem Freund Anton Stockmann,

---

[23]) Schweizerische Rundschau, 1925/26, Heft 9.
[24]) Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 241.
[25]) Neue Zürcher Nachrichten, 1924, Nr. 261.
[26]) Ebenda.
[27]) Neue Freie Presse, 1928, 27. Mai.

dem Maler, unternahm. Im Erinnern spürte Federer: «Ja, damals erlebte man noch etwas von der Freiheit und Wildheit des echten, unverbogenen Naturlebens. Meilenweit gab es weder Kragen, noch Krawatte, wohl aber ein warmes, vertrautes Verhältnis zu jedem Menschen in jenen Einsamkeiten, noch mehr auch zu Baum und Wasser, zu Dohle und Murmeltier, zum gesamten Leben und Weben dieser Hochwelt.... Ein grosses unklares Heimweh erwachte. Es war das Heimweh des primitiven Menschen in uns nach der Einfachheit und Gesundheit jener Urzeit, wo man Gott und die Natur noch in unserer Sprache reden hörte, jenes Heimweh, dem der Trödel unserer Zivilisation den Mund verstopft, das aber nie ganz totgeschwiegen werden kann und sicher einmal heimkehren wird»[28]).

Allein die Jugend war vorbei. Der Schriftsteller musste in ohnmächtigem Schmerz feststellen, dass mit ihr auch seine Naivität verloren gegangen war, dass auch ihn der Stempel seiner «dekadenten Zeit, des heillosen Alterns der Menschheit» unauslöschlich gezeichnet hatte[29]). Das Berufsleben: «Schriftstellerei und Politik und Gesellschaft und Konzert und Visiten und Referate und anderer Hokuspokus auch.... wie hat es in all der Zeit das Kind in mir verdorben und nichts Gleichwertiges dafür gegeben, nein, auch den heiligen Nerv zwischen mir und der Mutter Natur noch nach Kräften zerrissen!»[30]) schrieb er 1916. Auch der Aufenthalt in der Stadt leistete der Loslösung vom Natürlichem Vorschub. Kann doch selbst ein Berg «nie charaktervoll neben einer richtigen Stadt bleiben. Er freilich tut der Stadt wohl, denn er ist etwas Gesundes. Aber die Stadt kränkelt ihn an, sie schwächt ihn, sie nimmt ihm von seiner Stille und Keuschheit, denn sie ist eine Metze»[31]). Wie aber der Schriftstellerberuf zu unentrinnbarem Geschick geworden war, so wurde auch die Stadt zu einer Unentbehrlichkeit im Dasein Federers. In einer Besprechung Meinrad Lienerts heisst es: «Ich glaube, wir hatten oft das gleiche Heimweh nach der Einfalt und Ruhe des Landes, aber auch die gleiche Not für die Stadt. Da tat es mir denn gar wohl zu sehen, wie Meinrad Lienert ab und zu einen famosen Ruck tat, aus diesem Meer von Geist und Stein sich in die grüne Talhöhe zurück zu retten. Ich konnte das nicht mehr mitmachen, aber ich fühlte mich verwandt mit

---

[28]) Nr. 96.
[29]) Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 340.
[30]) Der Bund, 1916, Nr. 604.
[31]) Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 241.

dem, der solches probierte, und bewunderte ihn, wenn er es konnte. Es war im Grunde nichts anderes als die Liebe zur offenen, geraden Echtheit in Dichten und Leben. Diese Tugend wird immer rarer oder doch unreiner auf Erden»[32]).

Menschliche und kulturelle Bedürfnisse gliederten Federer der Gesellschaft an. Ihre Einwirkungen auf Leben und Schaffen sind unverkennbar. Doch der Dichter erlag ihnen keineswegs. Seine Wesenheit bäumte sich beharrlich gegen Strömungen der Zeit auf, die sie als unorganisch und daher schädlich empfand, führte diesen Kampf umso nachdrücklicher, je tiefer der Glaube an eine endliche Heilbarkeit sich einwurzelte, an eine Wandlung, die, in der Seele beginnend, von innen nach aussen alles Sein umgestaltend, geschehen musste[33]).

Der Widerstand gegen unorganische Kultur und naturentfremdete Zivilisation gehörte bereits zu den bevorzugten Themen des artikelschreibenden Kaplans. Und auch der «Thomas Becket», das erste dichterische Werk, mit dem Federer an die Oeffentlichkeit trat, kündet von diesem, in mancher Beziehung zeitreaktionären Geist. Noch war das Problem nicht akut. Noch fehlte dem in gesunder Landschaft Atmenden das eigentlich persönliche Agens. Es war die trübe Stimmung des Fin de siècle, die Schattseiten betonende Welle der Décadence, die Federer den «Dunst des untergehenden Jahrhunderts»[34]) tiefschwarz erscheinen liessen. So malte er 1898 das Bild der Menschheit:

«Unsere Menschheit geht dahin wie eine alte Dame, welche die Spuren ihrer vorzeitlichen Abkunft übersalbt, die eisgrauen Haare färbt und kindisch zu Röllchen dreht; die mit Maschen und rosenfarbener Schleife, mit wohleinstudiertem Lächeln und Knixen sich den Reiz einer gewissen Jugendlichkeit geben will. Sie ahmt den fehlenden jungen Sonnenschein mit glitzernden Goldsachen nach und besprengt sich mit duftendem Oel, damit man den Modergeruch des Alters, der ihr aus dem Munde strömt, nicht wahrnehme. So rauscht sie dahin. Und sie hat Kinder und Kindeskinder die Menge. Nun denke dir, wie die Aermsten erzogen werden! Sie speisen an Mutters Tisch, schminken sich in Mutters Boudoir, belustigen sich an Mutters Konzertabenden und Mutters Krankheit geht, schneller als man denkt, auf Mutters Sprösslinge über. Wie abgelebt sehen die

---

[32]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 137.
[33]) Ebenda, 1924, Nr. 296.
[34]) Die Ostschweiz, 1898, Nr. 55.

Jungen schon aus ! Ein fauler Baum, sagst du, und faule Aepfel daran !»[35])

Die Uebersiedlung nach Zürich, die dadurch bedingte entscheidende Wandlung der Daseinsbedingungen rissen Federer sogleich aus dem Spielerischen und Unerlebten solcher Bilder. Nun erst lernte er das eigentliche Gesicht der Zeit erkennen, sah den gott- und naturlos gewordenen Menschen der Stadt, sah ihn, wie er in Genuss und Sünde verkam. Schaudernd liess er da die Pest, die 1901 an die Pforten Europas pochte, sagen : «Seid ihr nicht ein Geschlecht, das mehr Verschuldung als Haare auf dem Haupte trägt, grausam und gewalttätig gegen Schwächere, schmeichelhaft und geduckt gegen Stärkere, immer eigensüchtig, berechnend und um einen einzigen Genuss nicht bloss die Leiber, sondern sogar die Seelen Unzähliger verschachernd. Ich bin die Pest. Aber ihr seid hundertmal schlimmer»[36]). Im kranken Taumel, verseucht von den «Giften einer falschen Kultur», «....die uns die moderne kraftlose Bühnenkunst, das Ueberbrettl, das Variété, die Sportfieber, das heutige Feuilleton voll Geist, aber ohne Mark, die Exzesse in Mode, Malerei, Reklame gebracht hat»[37]), sah der Dichter die Gesellschaft. Als schlimmstes Uebel jedoch beurteilte er ihren Mangel an Zeit, den tollen, hastenden Rhythmus ihres Gehabens, der alle Möglichkeit seelischer Verinnerlichung ausschloss[38]). Keine gute Tat und kein reifes Werk konnte aus solchem Hetzen entstehen ; daher stemmte er sich durchaus gegen das Wirbeltempo der Stunde, lobte und liebte die Ruhe, die Sicherheit, den Frieden[39]). Das Pseudonym «Quietus», unter welchem Federer im «Aar» seine «Zeitschriften-Rundschau» schrieb, ist sehr bezeichnend für diese Einstellung.

Wie scharf er die Herrschaft des Momentanen angriff, die Zivilisation geisselte, wie unwillig er sich vom «Mohnduft der Kulturblasiertheit»[40]) abwendete, so stark vertrat er andererseits Recht und Notwendigkeit der wahrhaft religiösen und sittlichen Kultur. Denn sie ist es, die den Menschen über das Tierische emporhebt ; wer ohne sie auszukommen suchte, «würde die grösste Lüge der Welt praktizieren»[41]). Eine Kultur der Gemein-

---

[35]) Vaterland, 1898, Nr. 69.
[36]) Vaterland, 1901, Nr. 167.
[37]) Der Aar, 1912/13, Band 1, Literarische Rundschau, S. 856 ff.
[38]) Oberländer Tagblatt, 1922, Nr. 177.
[39]) Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 313.
[40]) Der Aar, 1910/11, Band 1, Zeitschriften-Rundschau, S. 861 ff.
[41]) Ebenda, Leo Nikolai Tolstoi, S. 490 ff.

schaft muss es sein, eine soziale Kultur. Die verborgene Heiligkeit der Waldbrüder, so reizvoll in ihrer Stille sie ist, gehört einer vergangenen Epoche an : «Zehntausend Eremiten können heute nicht das Gute leisten, das ein einziger erleuchteter Kulturmensch wirkt», heisst es in einem Heft des «Volksvereins»[42]). Der hilfreiche Weltbruder ist Träger der gegenwartnützlichen Kultur, der Mensch, in dem das «Weltgewissen»[43]) lebendig geworden ist.

Dem jungen Federer bedeutete diese altruistische Anschauung Programm. Es war eine Idee, der die Wirklichkeit schroff entgegenzuhandeln, die sie — vor allem im Weltkrieg — mit Füssen zu treten schien. Es war ein Postulat der Enttäuschungen. Aber Federers optimistisches Glauben wankte nicht ; ja, der alternde Mann, dessen heiterer Geist gleich einem köstlichen Licht, das Geklärtheit des Selbst speist, jede Erscheinung zu übergolden trachtete, kam so weit, dass er den Beginn der Erfüllung zu erblicken vermeinte, die entscheidende Umkehr des modernen Menschen, den ersehnten Anfang einer neuen Verchristlichung. Und sogleich schlug Federers Freude eine Brücke hinüber zur Zeit, und er mühte sich, auch ihre aufbauenden Kräfte zu zeigen.

Die Fragen der politischen Befriedung beschäftigten den überzeugten Antimilitaristen besonders. Mit Begeisterung begrüsste er daher die Konferenz von Locarno, die ihm das brüderliche Sichverstehenwollen führender Köpfe bewies[44]). Ganz allgemein glaubte er zu spüren : «Unsere Zeit, wo die Menschen sich zwar hassen können wie nur je, ist doch auch unabweisbar die Zeit, wo die Menschen sich menschlich näher treten wollen wie noch nie. Dieser Trieb, von jeder ausgetragenen Fehde neugestärkt, muss über den Hass siegen»[45]). — Ein Vierteljahrhundert früher hatte er die schmerzliche Frage gestellt : «Wo sind die Regierungen, die einen guten Willen nach einer friedlichen Weihnacht haben ?»[46]) Nun, so dünkte ihn, erschienen die ersten Zeichen der Realisierung jenes Wunsches, den er damals in einem frommen Festartikel erhoben hatte[47]).

Das Gefühl bedrohter Religiosität hatte Federer in Opposition zu Zeit und Gesellschaft gezwungen. Durch das Medium

---

[42]) Der Volksverein, 1913, Heft 4.
[43]) Neue Zürcher Zeitung, 1925, Nr. 1938.
[44]) Neue Zürcher Zeitung, 1925, Nr. 1938.
[45]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 14.
[46]) Zürcher Nachrichten, 1899, Nr. 102.
[47]) Ebenda.

des Religiösen gelangte er aber schliesslich auch dahin, sie ohne Vorurteile zu sehen und in die grosse Toleranz einzuschliessen, die er auf seiner letzten, reifsten Lebensstrecke allem entgegentrug, weil er in jeder Erscheinung, der guten wie der bösen, den Willen des Göttlichen erkannte.

Der Seelenmensch Heinrich Federer gibt den Schlüssel zum Verstehen des Künstlers und des Journalisten : das uranfänglich Eigene und das organisch Erworbene seiner inneren Struktur. Wir erkannten ihn als Individualisten, einen Verherrlicher des Originellen, des Persönlichen und Besonderen. Das ist Erbteil des alemannischen, des deutschen Blutes. Wir erkannten ihn als willensstark und unentwegt Schaffenden und sehen darin nicht nur natürliche Gabe, sondern auch Geschenk des christlichen Optimismus. Wir erkannten ihn als religiösen Altruisten, dessen Idealismus sich gegen die eigennützigen Interessen und materialistischen Strömungen seiner Zeit auflehnte, als einen Anstreber des Natürlichen in Leben und Denken, den solche Absicht wiederum in Gegensatz zu der Umwelt bringen musste. Wesentlich durch die Religion bestimmt, erfuhr diese Einstellung nachdrückliche Unterstützung durch Federers positives Verhältnis zur heimatlichen Landschaft. — Wenn der Dichter einmal die Ueberzeugung vertrat : «Das kleine, gewöhnliche Echte siegt über den lügnerischen Schein, die Tapferkeit und Ausdauer über hohe Gewalt, das Recht über das Unrecht, das Gesunde über das Kranke, das Naive über das Raffinierte, das Kluge über das Schlaue, das Rassige über das Verdorbene, der kleine Bürger, Bauer, Dörfler, das heisst die wahre Volkskraft, über alles Fälschliche, Angemasste, Parasitenhafte, das Einheimische über das Fremde»[48]), so beleuchtete er mit diesen Worten bedeutsamste Merkmale seiner geistigen Wesenheit. Das Zitat gehört zu den seltenen Zeugnissen des journalistischen Schaffens, in welchen Federer wirklich umfassende Gedanken- und Gefühlsinhalte in gedrängter Form vermittelt. Es kommt ihm zudem durch seine Stellung innerhalb einer umfangreichen essayistischen Abhandlung über Manzoni grundsätzliches Gewicht zu[49]).

---

[48]) Der kleine Bund, 1923, Nr. 20.

[49]) Das Bekenntnis folgt auf eine der vielen Auseinandersetzungen Federers mit Thomas Mann, dessen Künstlertum der Schweizer als einen Gegenpol seiner eigenen Art empfand.

V. Dichterische Absicht

Die allgemeinen Grundsätze

Wenn Heinrich Federer seine Dichtung realistisch nannte und in Aufsätzen und Kritiken die Prinzipien einer realistischen Kunst vertrat, dann war es ihm weniger darum zu tun, sich in literarhistorische Beziehungen zu setzen, als darum, das eigene Schöpfertum theoretisch zu begründen. Dem widerspricht nicht, dass Federers bedeutendste programmatische Abhandlungen in eine Zeit fallen, da er noch nicht dichterisch hervortrat, oder erst gelegentlich oder doch nur auf unterer Stufe der Erfolgsleiter stehend. Einmal begann er — und wenn auch bloss für die Schublade — früh poetisch zu schaffen, was zwangsweise zur Besinnung auf Ziel und Absicht des Versuchens führte. Zur Selbstergründung seines Kunstwollens brachte ihn ferner die bereits in den ersten Jonschwiler Jahren aufgenommene kritische Besprechung katholischer Belletristik. Schliesslich trieb die reiche Lektüre zu solcher Auseinandersetzung. Leicht erklärlich aus dem Wesen Federers ist andererseits, dass die Theorie nebensächlicheren Charakter annahm, als das dichterische Werk unmittelbar von Art und Geist seines Schöpfers zu künden vermochte. Solange diese öffentliche Bestätigung fehlte, musste Federers realistische Kunst ihre zeitliche Existenzberechtigung zumindest in theoretisierender Polemik behaupten, wollte sie nicht an innerer Skepsis zugrunde gehen.

Ein auf «solidem Boden» ruhendes Kunstideal schien dem Dichter unbedingt notwendige Voraussetzung produktiven Schreibens[1]). Dabei dachte er freilich nie an einen Schulbegriff. Wenn er von «Realisten» und ihrem Stilwillen sprach, umfasste er eine durchaus offene Gemeinschaft irgendwie ähnlich Gesinnter, seinem eigenen individuellen Schöpfertum Verwandter. Er bekannte sich zum Realismus, weil er darin rein gefühlshaft die ihm entsprechende Kunstrichtung fand. Die verstandesmässige Erklärung stellte sich erst in der Folge ein, war bloss Stütze eines bereits Entschiedenen.

Hat Federers dichterische Absicht egozentrische Bedeutung, ist sie doch nicht ohne äussere Beeinflussung erwachsen, so

[1]) Der Aar, 1911/12, Band 1, Literarische Rundschau: S. 420 ff.

wenig als ihre Verwirklichung später die Umwelt unberührt lassen konnte. Vielseitige Lektüre, vom Knabenalter an aufs eifrigste gepflegt, liess ihre prägenden Spuren zurück, sei es, dass sie Anlagen Federers stärkte und bereicherte, sei es, dass sie durch Gegensätzlichkeit ihn abstiess und damit wiederum der Herausbildung seiner persönlichen Besonderheit diente.

Als Heinrich Federer 1901 die Rückentitel seiner Bibliothek betrachtete, sah er in ihnen «eine stumme Selbstbiographie»[2]). Erlebnis um Erlebnis stieg herauf. Im Erinnern durchblätterte der Schriftsteller die vergangene Zeit seit jenem Augenblicke, da das erste Sprüchlein-Buch, die erste Kinderbibel in seine Hand gelangt war. Er dachte an Schulbücher, an Indianer- und Jagdgeschichten, den «Heinrich von Eichenfels» des Christof Schmid, die Kriminalmären Wilhelm Herchenbachs, die ersten Romane : Hendrik Conscience, Walter Scott, Karl May, Bollanden.

Das Gymnasium brachte die Bekanntschaft mit Homer. Die «Ilias» in der Uebersetzung von Voss hinterliess einen gewaltigen Eindruck. Dann öffneten sich die Pforten zur deutschen Literatur: «O das ist mir eine wunderbare Erinnerung, als zum ersten mal des Nibelungenliedes alte Verse und der Gudrun Weh an mein deutsches Ohr und deutsches Gemüt drangen ! Und wie man nun der deutschen Poesie nachging, einem seltsam singenden Stromwasser, das bald in Engen tobt, bald in breitem Spiegel sich über die flache Landschaft ausladet, nun in dürren Einöden schier versandet, nun durch frischen Zuzug sich neu gebärt, hier an einer melancholischen Mühle oder einem verfallenen Schlossquader traurig innehält, dort mit Jauchzen als Lebensader von Millionen durch die völkerreichsten und regsten Handelsländer fliesst, wie man diesem Strömen, diesem hundertfältig sich mehrenden, Quell auf Quell auffangenden Strömen nachgeht, da hört man Uhlands Schloss- und Haidelieder klingen, man vernimmt die tiefen Balladen Gœthes, man horcht auf, wie Schillers Freiheitsdrang sich donnernd über Klippen und Felsstürze hin Bahn bricht, man sieht ein Fensterchen öffnen und Blumen hinausstellen, von einer süssen Strophe Eichendorfs begleitet, in eine Untiefe starrt im langen Doktorhabit Justinus Kerner, während dort über den Friedhof am Ufer hin eine Lenauballade klingt. Und das Schäckern und Gurgeln und falsche Täuschen der Wellen, ist das nicht Heines Spiel ? Sorglos einmal und tiefsinnig ein zweites mal fiedelt Brentano

[2]) Vaterland, 1901, Nr. 69.

am Ufer vorüber, während weiter hinten aus einem Fliederbusche Geibels Flöte eine unendlich weiche Liederstrophe singt. Noch ein Dutzend Anderer kamen auf und es war keiner in unserem Kreise, der nicht Webers Gedichte verehrt und für Scheffels Ekkehard geschwärmt hätte. Aber über allem standen doch Schiller und Gœthe»[3]).

Viel Wertloses lief natürlich mitunter. Die «weibischen Resignationsromane» der Gräfin von Hahn-Hahn und der Freiin von Brackel rechnete er später dazu. Auch schädigender Lesestoff war dabei. So wendete sich der Dichter gegen den «schwülen Zauber von Heine's Liedern, deren blutige, nervöse, blasierte Strophen den Jüngling unzeitig mit jenem Elend bekannt machen, welches man Weltschmerz nennt, und welches erdichtet oder erlebt gleich giftig, ja tötend auf die Gesundheit und Kraft der Jugend wirkt»[4]).

Zu diesen Namen gesellten sich — bereits in Jonschwil — Dante, Calderon, Shakespeare, Lewis Wallace mit dem «Ben Hur», Sienkiewicz mit «Quo vadis?». Federer las die Russen, vorerst Gogol, Turgenjew und Puschkin ; er las Pierre Loti, den hochgeschätzten Alphonse Daudet, Victor Hugo und den Dichter der «Promessi Sposi», Alessandro Manzoni. Die Droste, Gottfried Keller und C. F. Meyer traten ins Blickfeld, Ibsen, Zola, Sudermann.

Diese Vielheit von Autoren umfasst nur einen kleinen Teil dessen, womit der literaturdurstige Kaplan sich beschäftigte ; sie spiegelt doch — wie unvollständig auch sie erscheinen mag — die wichtigsten Bildungshintergründe der grossen Artikelfolge «Klassische und moderne Dichter». Die Polemiken des streitbaren Philaletes von 1898 bilden den vollen Aufklang von Federers künstlerischer Programmatik. Was der Kaplan früher gelegentlich über das Wesen der Kunst geäussert hatte[5]), wird in diesen Aufsätzen unter erweiterten Gesichtspunkten aufgenommen und ausgeführt. Sie sind in ihrer Gesamtheit einer der wertvollsten Schlüssel zum Verständnis des dichterischen Werks und seiner geistigen Voraussetzungen.

Philaletes' «Litterarische Wahrheiten»[6]) zeigen, wie sehr Federer auf den Schultern des geschichtlichen Realismus auf-

[3]) Vaterland, 1901, Nr. 74.
[4]) Vaterland, 1901, Nr. 74.
[5]) Vor allem in der «Schweizerischen Litterarischen Monats-Rundschau» und in der «Ostschweiz».
[6]) So lautet der Untertitel der Artikelserie, deren Abdruck im «Vaterland» im März 1898 begann und bis in den Mai hinein dauerte.

baute ; sie verraten aber auch, in welcher Richtung er ihn verwandeln sollte. Innerhalb des schweizerischen Schrifttums erscheint — ästhetisch betrachtet — Federer als Fortsetzer Gottfried Kellers. Seine realistische Darstellung huldigt wie die des Zürchers den Gesetzen künstlerischer Auswahl, und sein impressionistischer Stil ist ohne das Vorbild Kellerscher Epik kaum denkbar. Allein eine unüberbrückbare Kluft weltanschaulicher Polarität scheidet die beiden. Dem durch L. A. Feuerbachs materialistische Philosophie nachhaltig beeinflussten Diesseitler Keller folgte in Federer ein Religiöser, ein Mystiker, der das Jenseitige als beherrschenden Grundton in die Gestaltung der Wirklichkeit hineinwob ; dem liberalen, fortschrittlich im Zeitgeschehen führenden Staatsbürger folgte ein konservativer, seiner Gegenwart widerstrebender apolitischer Mensch. Gottfried Keller konnte Federer tatsächlich nur auf dem Boden reiner Kunst zum Führer werden. Und solches Begegnen war möglich, weil beide danach strebten, ihr Dichten frei von Tendenz zu halten. So wurde der Altmeister zu einem Lehrer der Formung. Aber mehr noch : Er gab auch den zentralen Vorwurf seines Schaffens, das grosse Thema der Schweizer seit Albrecht von Haller, das treibende Motiv Gotthelfs, das selbst Meyer, ja auch Leuthold so kräftig bestimmende : die Liebe zur Heimat, ihrer Landschaft und ihrem Menschen, an Federer weiter.

Kellers Name wird von Philaletes nicht genannt. Der Programmatiker, der nach Wegen suchte, auf denen die deutsche katholische Dichtung zu weltliterarischer Bedeutung aufsteigen könnte, sah die grossen Vorbilder jenseits der Grenze. Zwei Zeitgenossen des Zürchers, nach geistiger und künstlerischer Haltung ihm verwandt, schienen dem Kaplan vorzüglich der Nacheiferung wert : Alphonse Daudet und Iwan Turgenjew. Zu ihnen gesellten sich andere : Vertreter eines romantischen Realismus wie Manzoni, wie Victor Hugo und Gogol, Bahnbrecher des Naturalismus wie Ibsen und Zola. Manche davon — so Ibsen und Sudermann — kamen freilich nur als Mittler formalen Könnens in Betracht[7]).

Dieses war aber Philaletes' eigentliche Absicht : Erkundung der Gestaltungsmöglichkeiten des modernen Schrifttums und ihre kritische Prüfung auf Anwendbarkeit durch den katholischen Dichter. Doch dieser katholische Dichter fehlte. Federer selbst hielt mit seinem Schaffen noch jahrelang zurück. Und so

[7]) Ihre «Idee» lehnte Federer «als nicht mehr christlich» ab. (Vaterland, 1898, Nr. 94).

blieb die einzige unmittelbare Frucht der Abhandlung ein erbittertes Streiten in der konfessionellen Tagespresse der Schweiz. Die Literatur aber, der geholfen werden sollte, verharrte vorderhand in der Tiefebene des Unterhaltlichen und oberflächlich Religiösen. Schmerzlich-ironisch verspottete Federer ihre Produktion:

«Diese oft so allgemeinen Sätze, diese moralischen Breiten, diese dogmatischen Spielereien, diese seichten, langweiligen, hundertmal wiederholten Ausführungen kommen mir schreckhaft vor wie die graue Sahara, und ich müsste wahrlich ein Kamel sein, wenn ich mit Lust in diese poetische Wüstenei trampen wollte»[8]).

Und mit gleicher Berechtigung goss er seinen Hohn aus über die vorherrschende katholische Kritik, die solches Schaffen einschränkungslos lobte und mit masslosen Vergleichen bedachte:

«Bis einer schön wie Calderon, tief wie die Droste, innig wie Görres oder Hensel dichtet, dürfen wir auf den Kopf stehen und mit den Zehen Oden in die Luft zeichnen: denn diese Eigenschaften dieser Dichter lassen sich schlechterdings nicht zusammendenken. Aber mit solchem Geprahl tritt die heutige Kritik hervor und schadet damit dem Volk und Dichter; ich weiss nicht welchem mehr.

....Es wirkt ergreifend, dass der hl. Elisabeth Leben nun innert zwei Jahren dreimal von verschiedenen Federn, aber jedesmal «am dichterischsten und genialsten» verfasst wurde und es rührt zu Tränen, wie die Shakespeare und Dante aus ihren Grüften zum so und so vielten mal herausspazieren und wieder Werke aus der Presse heben, ja wie sie eigentlich nie gestorben sind, sondern sich gleich zur Seelenwanderung nach antiken Rezepten entschlossen und bald in diesem Jüngling, bald in jener Frau, bald in einem wunderlichen Greise wieder auftauchen»[9]).

Der Realismus sollte Schaffen und Werten zugleich aus dieser unfruchtbaren Oede reissen — der Realismus als die Kunst der Zeit. Er sollte die Brücke bilden, die die katholische Literatur aus der unklassisch «klassischen» Verknöcherung hinüberführte auf den Boden der Gegenwart, zu einer Schreibweise, die allen Anforderungen genügen konnte, zu einem Geist, der Fühlung besass mit dem wirklichen Leben. Denn, sagte Federer, «Poesie will das Leben, das saftige, blutwarme, frische Leben,

---

[8]) Vaterland, 1898, Nr. 108.
[9]) Vaterland, 1898, Nr. 108.

so wie es Verstand und Wille mächtig umfassen, in einem der Wahrheit und Schönheit entsprechenden Sinne zeigen»[10]). Und da es vor allem die Menschen sind, die den Vorwurf der Dichtung bilden, so hat der Dichter im besonderen den äusseren und inneren Veränderungen des Menschen nachzugehen, diesen Wandlungen des Lebendigen, die «in allen Dingen, die nicht wesenhafte Faktoren, unverrückbare Prinzipien der Wahrheit sind»[11]), erscheinen.

Von klassischer Gestaltung wie von Verismus und Naturalismus sich scheidend, definierte Federer seine Kunst so: «Da steigt der Dichter in der Regel aus den Wolken herab, wandelt sichtbar froh und verständnisvoll auf unserem lieben Erdboden; er sieht die Blumen, aber auch das Unkraut, den Goldkäfer, aber auch die Kröte, den blanken Schlossweiher, schimmernd von Schwänen, aber auch den stinkenden Morast mit seinem Schlammgewürm»[12]). Nie freilich wird das Hässliche Selbstzweck wie bei manchen Naturalisten. Wenn der Realist auch das Dunkle schildert, so ist dieses Ausfluss seines umfassenden, kosmischen Erlebens, es entspricht seinem — wie Federer es ausdrückte — «überall zutunlichen und zugänglichen Wesen. Durch sein Interesse am gemeinen Volke, in das er treuherzig hinuntersteigt, bietet er der niedrigen, armen ungelehrten Menschheit mehr Erfrischung als die Klassiker, welche sich an Studierte mit Vorliebe wenden. Gleich dem in seinen volkstümlichen Klängen geradezu ganz realistischen Volksliede muss daher auch das realistische Drama, Epos, Roman viel populärer werden als je ein Klassiker, wenn einmal die rechte Form vom rechten Genius gepackt wird»[13]).

Es ist kennzeichnend für Philaletes, dass unter den Problemen seiner programmatischen Poetik dem ethischen besondere Bedeutung zukommt. Denn ist die Abhandlung auch das Bekenntnis eines künstlerisch empfindenden Geistes, ist sie doch zugleich die Meinungsäusserung eines streng am Dogma festhaltenden Priesters. Federer schreibt: «Ein Fehler, vor dem sich der Realist besonders in Acht nehmen muss, ist der Verstoss gegen die Sittlichkeit. Es wirkt geradezu unwahr, unsittliche Akte auf die Bretter zu tragen. Haben wir doch Strafparagraphen im Gesetze, in den freiesten Gesellschaftskreisen Schicklichkeitsregeln, auf der Gesetzestafel des Herzens aber

[10]) Vaterland, 1898, Nr. 67.
[11]) Ebenda.
[12]) Ebenda, Nr. 73.
[13]) Ebenda, Nr. 74.

eine unbenehmbare Scheu, so dass selbst der ungenierte Wüstling die Heimlichkeit der Nacht und die Ruhe eines unbelauerten Ortes für seine Schande aufsucht. Und nun solchen eisernen Geboten zuwider, vor der offenen Rampe, im Lichte von hundert Bogenlampen und tausend gierigen Augen diese Heimlichkeiten vollführen, berührt schon vom künstlerischen Standpunkte unwahr, wie eine über die Szene geschleuderte Lüge und ungerecht, wie eine bübische Ohrfeige. Sodann soll die Dichtung erziehen[14]). Wie kann das geschehen, wenn die Absicht aus jeder Zeile blitzt, Unschuldige zu bemakeln, Reine zu vergiften ? Endlich verbietet es nicht nur die Weisung von Staat und Kunst, sondern das sechste Gebot. Fertig !»[15])

Tritt so die realistische Kunst Philaletes' der Darstellung des Unsittlichen oder Lüsternen durchaus entgegen, will sie ebenso nachdrücklich ein «zelotisches Türlein- und Pförtlein-Sperren» auf der anderen Seite vermeiden[16]). Sie zielt hier dahin, «die moralisch verderbten Anschauungen beider Extreme, der Ausgelassenheit und Borniertheit, auf ein gesundes, echt christliches Mass zurückzuführen»[17]).

Christlich, katholisch — das sind die immerwiederkehrenden Schlagworte, die inmitten der neuerungsfrohen Forderungen und Vorschläge stehen. Sie bedeuten, dass Federer in seinem — wie manche Gegner es empfanden — revolutionären Wollen stets nur ästhetische Wandlungen im Auge hatte. Die ethische Grundlage seiner Kunst war, ewig gleichbleibend in ihrer Wesenheit, die Religion. Wenn er vorschlug, die «allerneuesten Stil- und Redemittel» anzuwenden, vergass er nicht, gleichzeitig zu betonen, dass diese Anwendung von der christlichen Idee des Katholizismus durchdrungen sein müsse. Und so erscheinen die «Litterarischen Wahrheiten» letztlich als das Unternehmen eines konservativen Geistes, der sich die Ausdrucksmittel einer gedankenfremden Moderne anzueignen sucht.

Wo immer Philaletes auf seine künstlerischen Vorbilder zu sprechen kommt, wird diese Absicht deutlich erkennbar. Von

---

[14]) Die pädagogisch-moralische Absicht der Dichtung wird deutlich auch an einer anderen Stelle der Abhandlung, wo Federer sagt : «Der Realist schildert die Licht- und Schattenseiten des Lebens ; jene zum Trost, diese zur Abschreckung». (Vaterland 1898, Nr. 73).

[15]) Vaterland, 1898, Nr. 74.

[16]) Vergl. auch : Die Ostschweiz, 1902, Nr. 159, wo sich Federer gegen Bigotterie und Prüderie als «zwei schwere Krankheiten des Menschengeschlechtes» wendet.

[17]) Vaterland, 1898, Nr. 74.

den Russen sagt er : «Gogol, Puschkin und vor allem den unermesslich feinen und tiefen Turgenjew müsste ein Zünftiger des Parnasses unseres Bedünkens mit grossem Nutzen studieren. Ihr Geist ist vielfach nicht der unsrige ; aber diese Methode, diese Kunst, zu schreiben und dichterisch zu gestalten, sollten wir ihnen stehlen»[18]).

Philaletes ist die Weltanschauung der Schriftsteller, die er zur Stützung seines Programmgebäudes heranzieht, durchaus nicht gleichgültig. Er sichtet und prüft, anerkennt oder verwirft. Aber diesen Fragen kommt doch nur sekundäre Bedeutung zu. Die Technik des Schreibens, die Art der Gestaltung, die Eignung, in einer realistisch darstellenden Manier wie sie Federer vorschwebte, als Muster zu dienen : dieses ist es, was ihre Heranziehung bedingt. Und so verwundert es nicht, dass hier Namen zusammenkommen, deren Träger sich innerlich oft recht fern stehen, dass eine Palette sich zeigt, deren Farben überaus bunt sich mischen. Da sind die Russen. Nirgends bei den Klassikern findet Federer «so ein wirkliches, fühlbares Leben, so ein greifbares, wahres Gesicht der Landschaften und Tagesstimmungen und so ein üppiges, kraftstrotzendes Nationalgefühl»[19]) wie bei ihnen. Da sind die Franzosen. Bei ihnen holt Philaletes «das hübsche Kolorit, den unbefangenen, spielend leichten Stil, eine feinsinnige Prüfergabe für jegliche Erscheinung, all' die witzige Unterbrechung und schöne Meisterschaft des Lachens, welche im Ernst einer fortdrängenden Handlung wie ein süsses Almosen empfunden wird»[20]). Er lernt von ihnen die Wirkung des Kontrastes und bewundert ihr minutiöses Feilen am Werk. Alphonse Daudet und Pierre Loti sind ihm Vertreter scharfumrissener Menschenzeichnung und so auch Ibsen, der «einen Charakter, der ihm nun einmal unabänderlich feststeht, in die verschiedensten Zeit-, Ort- und Schicksalswechsel wirft....»[21]) Eine tiefere Beeinflussung durch den Norweger erfuhr Federer jedoch so wenig wie durch Zola, der ihm nur ein grossartiges Beispiel dafür war, wie man «die unpoetischen Dinge der Neuzeit» höchst poetisch veranschaulichen kann[22]).

Den Kern der «Litterarischen Wahrheiten» bildet der Vorschlag einer Verquickung der modernen Manieren mit den zeitlos gültigen, «unveräusserlichen Prinzipien aller Kunst». Als

---

[18]) Vaterland, 1898, Nr. 95.
[19]) Ebenda.
[20]) Ebenda.
[21]) Ebenda.
[22]) Ebenda.

ersten dieser Grundpfeiler, die «so gut im Realismus wie im antiken Schauspiel» bestehen müssen, soll das eigentliche Wesen der Poesie nicht vernichtet werden, nannte Federer «die dichterische Wahrheit». — «Hypothesen gehören nicht in den Kern der Dichtung.... Die christliche Weltauffassung muss durch das Ganze gehen. Sonst bleibt zum vorneherein ein vernunftgemässer Plan im Drama oder Epos ausgeschlossen. Aber es muss eine Wahrheit ohne jene künstliche Steigerung sein, wie der Idealismus sie nicht ohne Versündigung an der Kunst züchtet....

Die Wahrheit, die Wahrheit! rufen wir wie jener philosophierende Hellene. Und wir rufen ein zweites hinzu: Die Natürlichkeit her! Die Natürlichkeit!

Ein zweiter Stern, der über dem Lockenhaupt des Musenjüngers nie verblassen darf, ist die Schönheit. Jene künstlerische Schöne meine ich, die auch aus dem Wirrwarr der Leidenschaften, aus der Wüstheit der aufgeregten Szenen wie ein schneeweisser Engel emporsteigt und im Sturm das Friedliche der Ruhe, im Laster die Freude der Erlösung, im Knechtetum das Adelige der Freiheit zeigt. Unter dieser Einschränkung darf der gesunde Realismus weit gehen, und das zutreffende Bild des Lebens, so recht in die Farbe, in die Wucht und Sprache der Wirklichkeit getaucht, aber veredelt vom Schwung der Poesie und der künstlerischen Fassung wird, ja muss wahr und gross wirken.

Sodann muss bleiben der Zweck: zu erheben, d. h. zu irgend einem edeln Gefühl der Seele den Zuhörer zu zwingen. Sei es zur Bewunderung und Verehrung, sei es zum höchsten Mitleid, was aber für sich allein einen zu dürftigen Zweck, wenigstens im Drama, bildet. Zum Abscheu ferner vor dem Bösen, zum heilsamen Schrecken, zur Befriedigung des dürstenden Gerechtigkeitsgefühls, da man Lohn und Strafe nach Verdienst austeilen sieht. Nur das rein Doktrinäre dünkt uns nicht mehr poetisch»[23]).

Diese Forderungen: Wahrheit, Natürlichkeit, Schönheit und moralische Absicht der Poesie treten in grundsätzlicher Bedeutung neben, ja vor das Verlangen eines realistischen Stils. Wir erkennen die zwei grossen Komponenten der Federerschen Programmatik: Die christliche Weltanschauung und ihre Stütz-

[23]) Vaterland, 1898, Nr. 94.

flächen einerseits, das Bildungserlebnis der Lektüre andererseits. Die erste, apriorisch vorhanden, bedingt die allgemeinen und zeitlosen Gesetze der Kunst, das andere ihren zeitverpflichteten Ausdruck. Der religiöse Ton aber beherrscht den Zusammenklang. Die ästhetischen Normen, die Federer anerkennt, dürfen nicht nur den christlichen Ideen und dem katholischen Empfinden nicht widersprechen, sie werden diesen sogar bewusst unterstellt. Denn die Kunst Heinrich Federers will Religion sein[24]).

Der Weg, den der Dichter ging, führte, ohne den Katholizismus zu verlassen, vom streng Konfessionellen zu einer Auffassungsweise vom Wesen des wahrhaft Religiösen, die keine konfessionellen Grenzzäune mehr kannte. Konfutse, Buddha, Zarathustra, Sokrates und Plato, Augustin und Luther fanden in der toleranten Geistigkeit der letzen Lebensjahre gleich geachtet, wenn auch nicht gleich geliebt nebeneinander Platz[25]).

Bei der Philaletes-Serie ging es durchaus nur um das katholische Schrifttum. In den fünfzehn darauffolgenden Jahren, die Federer im Dienste konfessioneller Zeitschriften verbrachte, änderte er seine Zielsetzung kaum. Die Artikel in der «Alten und Neuen Welt» und im «Wanderer», die Kritiken im «Aar» nehmen die Stellung des streitbaren Kaplans von 1898 bei wechselnden Teilfragen wieder auf. Stets heisst das zentrale Problem: Katholische Religion und Kunst der Gegenwart. Zuerst lautete die Formulierung: «Kann man nun wirklich nicht ein katholischer Dichter sein, es sei denn, man psalmodiere ?» -- Und der Realist, der das Einverständnis zwischen Kirche und Dichtung wünscht, antwortet: «....der Dichter, der die Natur, die Geschichte, die Menschenseele, die Atemzüge des Lebens wahrhaft in ihren tiefen Quellen erforscht und schildert, ist per se katholisch, und es wäre heutzutage sehr von Nutzen, wenn wir Sänger hätten, die nicht nur auf der Kirchenempore, sondern auch ausserhalb der Kirche, auf dem Dorfplatz, im Gemeindering, unter den Werkleuten und selbst — man stutze meinethalben — in der Pinte und an der Table d'Hôte wahr und echt singen könnten»[26]).

Sowohl prinzipiell als auch im besonderen (Roman, Drama) wurde die Vereinbarkeit von künstlerischem Realismus und Katholizismus untersucht. Das Ergebnis der Reflexion war immer bejahend: Die Möglichkeit, religiös und zugleich in mo-

[24]) Vergl. oben S. 41.
[25]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 54.
[26]) Vaterland, 1899, Nr. 136.

derner Manier zu schaffen, bestand. Dieses hatte Philaletes beweisen wollen.

Als Federer in der Folgezeit, allmählich nur und in zögerndem Versuchen, seine Ueberzeugung in die Tat umzusetzen begann, erkannte er ein Zweites. Die Wirklichkeit lehrte, dass dieses neue katholische Dichten nur dann die Kraft der Durchdringung erlangen konnte, wenn seine Ethos, über die konfessionelle Beengung sich hinausschwingend, die Sphäre einer weiteren, allgemein menschlichen Religiosität vertrat, wenn diesem Dichten der Dienst an der Gesamtheit wichtiger wurde, als das Wirken für die kleinere Sondergemeinde. Wer allen gleichermassen etwas geben wollte, der musste, bevor er Katholik sein durfte, Christ sein. Im Bewusstwerden dieser Wahrheit stieg Heinrich Federer empor zu jener edlen Toleranz, die zum Köstlichsten seiner Wesenheit gehört.

Diese Entwicklung wurde ihm leicht. Nie hatte er aus seiner Abneigung gegen die Tendenz in der Literatur ein Hehl gemacht. «Es ist sehr unerfreulich», bemerkte er bereits 1898, «dass . . . wir in der Litteratur Werke besitzen, welche die Gegner schwarz malen»[27]). Und er wertete : «Im Allgemeinen, je höher die Kunst und das Talent eines Dichters steht, desto mehr verliert sich die Tendenz, selbst in einem wirklichen Tendenzwerk»[28]). «Mögen die Tendenzschriften immerhin schöne Sprache, flotte Charakterbilder und sehr viele dichterische Allüren aufweisen : Das alles verdient das gebührende Lob am rechten Orte, nur nicht das eine, dass sie Kunstwerke seien»[29]). — Nur dem «unbefangenen, lauteren Dichtertum» erkannte er das Kriterium des Bleibenden zu[30]). In einem rezensiven Essay «Romane der Weltverbesserung» schrieb er :

«Immer noch sind die Romane nicht erschöpft, die mit einer prosaepischen Feder auf vier- bis fünfhundert Seiten ungefähr das zu vollbringen hoffen, was sonst das Werk von Jahrtausenden oder doch von einem ganzen und grossen, genialen Heldenleben ist : Vervollkommnung der Menschheit, Veredelung ihres Stammes und ihrer weitesten Verästelung, Beglückung aller Geschöpfe.

Der Roman darf solche Heilandsabsichten verfolgen. Aber er muss es auf dem Wege der Kunst tun. Jedoch die Kunst ist keine Religionspredigerin und keine Politikerin. Daraus folgt,

---

[27]) Schweizerische Litterarische Monats-Rundschau, 1898/99, S. 49.
[28]) Ebenda, S. 85.
[29]) Die Ostschweiz, 1899, Nr. 197.
[30]) Der Aar, 1910/11, Band 2, Zeitschriften-Rundschau : S. 425 ff.

dass nie ein wahrhaft dichterischer Roman von sich aus eine soziale, politische oder religiöse Bewegung schaffen oder lenken oder ins Ziel reissen kann.... Der Roman ist jedesmal dort, wo er in solche Tätigkeiten übergreift, nicht mehr Roman, nicht mehr Dichtung, sondern allenfalls Katechese oder politische Rede oder soziale Unterweisung. Wunderschön erkennt man dies in Tolstois Werken....

Die Poesie kann nicht Religion und Politik machen oder kommandieren. Aber sie kann religiöse und politische Stoffe dichten, das ist ein Unterschied.... Bei Jeremias Gotthelf findet man im gleichen Kapitel ein dutzendmal für beides Belege. Religiöse und politische Stoffe dichten, heisst eben: alles Lehrhafte aus ihnen entfernen, alles Wirkliche und Lebendige aus ihnen profitieren, — oder: alles Theoretische daran negieren, alles Praktische — was eben hier mit Epik, Lyrik und Dramatik gleichbedeutend ist — schaffend, gestaltend, poetisierend bejahen, — oder: alle Absichtlichkeit im Nachschaffen des Stoffes vermeiden, um einzig die Absichtlichkeit des Stoffes wirken zu lassen. Im «Martin Salander» möge der Leser diese restlose Kunst, das heisst die Behandlung eines bürgerpolitischen Themas, die keinen unangenehmen, didaktischen, kunstledigen Bodensatz zurücklässt, reichlich bewundern.

....schwer lässt sich die Poesie zu einer direkten Mitarbeit an unkünstlerischen, wenn auch noch so grossartigen Zielen benützen! Sie will nur indirekt mitmachen, durch die künstlerische Kopie des Originals, seines Lebens, Arbeitens und seiner Zwecke»[31]).

Diese Sätze, geschrieben im Augenblick, da Heinrich Federer die ersten grossen öffentlichen Erfolge errang, lassen keinen Zweifel über den Geist, mit dem er an das eigene Schaffen heranging. Die Werke der folgenden Jahre zeigen immer ausgeprägter einen Dichter, der über allen Parteiinteressen gestaltet. Poesie, das wird ihm Selbstverständlichkeit, «ist keine Rethorik von der Kanzel aus»[32]). «Die Dichtung behandelt Leben, nicht Lehren»[33]). «Sie ist Lied, ist Schilderung, sie ist innigstes Seelenbekenntnis.... Der Poet darf nicht Prediger oder Zeitungsschreiber oder Politiker zugleich sein wollen, sonst ist er nichts von allem ganz»[34]).

---

[31]) Der Aar, 1911/12, Band 1, Liter. Rundschau: S. 420 ff.
[32]) Der Wanderer, 1909, 6. Jahrgang, Nr. 1/2.
[33]) Alte und Neue Welt, 1907/08, S. 674.
[34]) Der Wanderer, 1909, 6. Jahrgang, Nr. 1/2.

Der Kampf gegen die tendenziöse Kunst verbot aber keineswegs die dichterische Behandlung religiöser Probleme[35]). Im Gegenteil. Heinrich Federer sprach sogar wiederholt die Ueberzeugung aus, «dass die möglichst kleine religiöse, ja, sagen wir keck, konfessionelle Betonung nicht zum Heil des Kulturganzen geschieht.... warum sollte denn eine tendenzlose, aber durch und durch kirchlich katholische Erzählung in einem Kalender der paritätischen Heimat nicht friedlich neben einer ebenso kraftvoll im lutherischen Geist geschriebenen Novelle oder neben einem völlig atheistischen.... ich wiederhole: tendenzlosen!.... aber der Weltanschauung nach freigeistigen Geschichtlein stehen können, genau wie es tatsächlich in der praktischen Heimatgeographie ja auch so geschieht, wo eben jede Sorte durch ihre innere Kraft und Wahrheit wirken muss»[36]).

Dieses Zitat, das für die Verwertung weltanschaulicher Stoffe — und Federer selber hat hier nicht am wenigsten geschöpft — so rückhaltlos eintritt, ist wichtiger nach seiner geistigen Haltung an sich. Es zeigt den Schriftsteller in seiner festen, aus ehrlichem innern Bedürfnis entspringenden Entschlossenheit, sich von der «historischen katholischen Klagemauer» loszureissen und sich «in eine tapfere, hilfreiche, mitbauende Kulturtätigkeit» zu werfen[37]). Aeussere Gründe, weniger solche des allgemeinen Opportunismus, als der drängenden finanziellen Not, wirkten mit, dass Federer sein Schaffen, das lange nur der katholischen Konfession dienstbar gewesen war, von allen Hemmungen freimachte. Er begründete den Schritt im «Aar»:

«Nun.... werden mir alle katholischen Autoren zugeben, dass eigentlich schon die brutale Ernährungssorge den wirklichen Künstler oder Poeten unter ihnen zwingt, zu akatholischen Zeitschriften zu gehen.... Ich weiss, dass der talentvollste katholische Autor, wenn er lediglich auf den Ertrag der Feder bei katholischen Zeitungen angewiesen wäre, entweder ein magerer Hungerleider oder ein sich ausschreibender unkünstlerischer Futterlieferant werden müsste»[38]).

Indem so Federer seinem Künstlertum die Freiheit gab, sich über alle Scheidewände menschlicher Gemeinschaft hinwegzusetzen, indem er sein Ideal des brüderlichen Füreinander durch das Werk erfüllte, indem er eine Gemeinde von Hunderttausenden erweckte, die sein Ethos zu läutern strebte (eine Ge-

[35]) Vergl. Alte und Neue Welt, 1907/08, S. 674.
[36]) Der Aar, 1912/13, Band 1, Liter. Rundschau: S. 856 ff.
[37]) Ebenda.

meinde, die nicht weniger Protestanten als Katholiken zählte), wurde seine Dichtung erst zum eigentlichen, unverfälschtesten und tiefstwirkenden Ausdruck seiner Religiosität.

Der Programmpunkt: Sittigende Absicht der Poesie, wie ihn Philaletes als eine der ewigen Aufgaben aller Kunst forderte, spiegelt den religiösen Untergrund seiner Theorien wohl am offensichtlichsten. Das Prinzip «l'art pour l'art» war Federer, der mit durchaus theozentrischer Einstellung an die Erscheinungen heranging, unverständlich und fremd. Gott war ihm das Mass aller Dinge, und allein in ihrer Zuordnung auf Gott empfingen der Mensch und sein Tun Sinn und Wert. Die Kunst durfte daher nicht Selbstzweck sein ; ihre Aufgabe war eingeschlossen in den Plan des religiösen Kosmos ; dieser Konnex bestimmte geradezu ihr Wesen : «Sie wäre nicht das, was sie ist, wenn sie nicht erheben, läutern, aufrichten, vervollkommnen wollte», heisst es sehr bezeichnend in der Ibsen-Studie[39]). Das war 1906. Im Artikel über den Schriftsteller-Patron Franz von Sales, den Federer 1923 schrieb, verfocht er noch genau die gleiche Auffassung :

«Soll die Geschichte nur kurzweilig sein ? Dafür gibt sich kein Franz von Sales zum Patron her. Oder nur schön, sehr schön in Sprache, Figuren, Ereignissen und im kunstvollen Lösen des Knotens ? Also nur Kunst im Sinne ästhetischer Formgesetze ? Das ist eine Geschicklichkeit, eine Geistreichigkeit, vielleicht eine Genialität, zu der Franz von Sales noch immer seinen Segen nicht gäbe. Nein, die Erzählung soll auch moralisch sein, nicht im Sinne einer Katechismusfrage und Katechismusantwort, nicht in der Art einer Heiligenbiographie oder eines frommen Betrachtungsbuches, sondern in jenem universellen Geist, in dem gemäss einer unbesieglichen, also übermenschlichen Anordnung das Spirituelle über dem Materiellen, das Ideale über dem beschränkt Realen, das Gesunde über dem Ungesunden, das Rechte über dem Unrechten steht und uns, selbst in einem Sumpfe von Schmutz und Vergiftung, nicht ruhen lässt, bis auch wir an jener Unter- und Ueberordnung kämpfend, oft fallend zwar und bestaubt, aber immer wieder aufstehend und weiterringend, unser kleines Teil beigetragen haben»[40]).

Wie das Postulat des moralischen Zweckes der Dichtung sind auch die Forderungen der Wahrheit, der Natürlichkeit und

[38]) Der Aar, 1912/13, Band 1, S. 856 ff.
[39]) Alte und Neue Welt, 41. Jahrgang, S. 68 ff.
[40]) Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 48.

der Schönheit in der Poesie religiös bedingt. Wenn Federer fortfährt: «Ein Roman kann das Laster zeichnen, den Verbrecher darstellen, die Bosheit schildern und sogar in ihrer Weise triumphieren lassen, aber er muss am Ende aller Enden den Eindruck der Wahrheit hinterlassen, also jene moralische Unter- und Ueberordnung muss auch in seiner Dichtung wie in der Wirklichkeit das feste, lebendige Gerippe sein, um das sich alle Freiheit der Fabel mit Fleisch und Blut und Nervennetz in natürlichster Verwachsenheit ansetzt»[41]), dann erkennt man deutlich die gemeinsame Basis all dieser ästhetischen Grundgesetze. Der Kritiker stellte einmal die Frage: «Was ist echte Dichtung?» — und gab die Antwort: «Das, was ästhetisch und ethisch zugleich ist. Oder sagen wir einfach: das, was ästhetisch ist. Denn das kann nicht mehr ästhetisch sein, was die Ordnung und Güte des Kosmos, also sein ästhetisches Vermögen zerstört: die brutale Negation der Ethik, die im Ziel und End beharrende Unmoral. So wenig als eine Addition der Schulden darum, weil ich addiere und nicht subtrahiere, etwas Positives ergibt, ebensowenig kann durch reiches poetisches Zutun das, was in sich gegen Natur, Recht und Gesetz, also gegen die Weltharmonie ist, ästhetisch werden»[42]).

Durch die Untrennbarkeit von Religion und Kunst erhalten die Begriffe der Wahrheit, Natürlichkeit und Schönheit eine Bedeutung, die einerseits von der Auffassungsweise des Naturalismus, andererseits von der eines ästhetisierenden Artistentums durchaus verschieden ist. Die drei Postulate stehen, da sie im gleichen Boden wurzeln, untereinander in enger Beziehung. Oft erklärte Federer das eine aus dem anderen oder setzte ihre Inhalte gleich.

Künstlerische Wahrheit war ihm freilich — und so verstand sie auch der Naturalismus — Wiedergabe der sinnlich erfassbaren Wirklichkeit. Die Abschilderung des Tatsächlichen erschien Federer wertvoller als freies Phantasieren. «Es ist immer eine grosse Freude für den Erzähler, ein gutes Geschichtlein ersinnen und vortragen zu dürfen. Aber wenn er es nicht erfinden muss, wenn es ihm sozusagen wie die greifbare warme Wahrheit in die Finger läuft, so dass er es nur hochhalten und rufen kann: seht! hört! da lebt es, da blüht es.... dann ist die Freude doppelt, Dichtung und Wahrheit sind eins geworden»[43]). Doch es ging Federer um weit mehr als das äusserliche Abbild.

[41]) Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 48.
[42]) Der Aar, 1910/11, Band 2, Liter. Rundschau: S. 859 ff.
[43]) Der Bund, 1921, Nr. 298.

Er strebte danach, das Akzidentelle der Erscheinungen zu durchdringen, aus dem Verhüllenden des Stoffes den Kern, den Wesenscharakter herauszuheben. In diesem Sinne idealisierte er, «um eben möglichst realistisch zu sein»[44]). Wenn er behauptete: «Die Schönheit des Kunstwerkes besteht darin, dass der Künstler seinen Gegenstand so wiedergibt, wie er ist»[45]), dachte er an Körper und Seele. Nur der religiöse Realismus schien dieser Forderung völlig gerecht werden zu können. «Das Uebermenschentum, der Rationalismus und Deismus, der Pessimismus, der Naturalismus» versagten vor der Aufgabe. «Man erkennt, dass die ungläubigen Systeme sich von der Wahrheit und Realität des Kunststoffes in seiner Behandlung ebensoweit wie der Hyperidealist entfernt haben. Es erweist sich als unfehlbar, dass die christliche Welt- und Lebensauffassung diesem Realismus allein in jeder Form gewachsen ist»[46]). — Keineswegs durfte der Dichter beim naturalistischen Kopieren der Sekunde stehen bleiben. «Momentkodakler» nannte Federer solche Künstler und warf ihnen vor, dass gerade ihr Vorgehen ein wenig natürliches Gemälde ergäbe, darum, weil das eingehende Studium, die Vertiefung fehle. Er proklamierte: «Studieren, Suchen, Forschen, Finden! Das ist die Parole, die der heutigen Dichtung wieder zu grossen Werken verhilft. Die Poesie muss wie ein schweres, grosses Fach oder wie eine Lebensaufgabe erfasst, wie ein zwingender Wahrheitsberuf erkannt und geübt werden»[47]).

Künstlerische Wahrheit hiess: Gestaltung des Realen in seiner Bezogenheit auf den göttlichen Kosmos. Künstlerische Wahrheit hiess: Gestaltung des göttlichen Prinzips im realen Stoff. Und so konnte Federer auch definieren: «Alle Kunst ist Nachahmung eines Gedachten, einer Idee, eines Ideals»[48]).

Das Verlangen nach Natürlichkeit in der Dichtung ist in dem Postulat nach Wahrheit eingeschlossen. Der Poetiker forderte sie vom Künstler wie vom Kunstwerk. Das eine sollte, durch die Darstellung der Wirklichkeit, der Natur und damit dem Göttlichen nahezukommen suchen, die Pflicht des andern war, durch sein Leben dieses Ziel zu unterstützen. Federers Menschtum wahrte in weiten Bezirken das Natürliche und Ursprüngliche; wo er es verloren hatte, mühte er sich, es als Erkennender wie-

---

[44]) Vaterland, 1900, Nr. 40.
[45]) Ebenda.
[46]) Ebenda.
[47]) Der Wanderer, 1909, 6. Jahrgang, Nr. 1/2.
[48]) Alte und Neue Welt, 1904/05, 39. Jahrgang: «Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne». —Der Wanderer, 1907, 4. Jahrgang, Nr. 1/2.

derzugewinnen. Der Dichtung nun — und dadurch erfüllte sie sowohl die Forderung nach Wahrheit als die nach Natürlichkeit — lag es ob, dieses Gelebte direkt, das will heissen : so wie das natürliche Auge es sah, das Ohr es hörte, das Gemüt es empfand, zu formen.

Das naive Kind wurde wie zum menschlichen auch zum künstlerischen Ideal. In seiner Fähigkeit, das, was ihm begegnet, so zu nehmen und zu geniessen «wie es ist», besteht sein Genie gegenüber dem Talent des Erwachsenen, der alles, was ihm entgegentritt, «vorerst anders zubereitet und kocht, nach seinem Rezept, und dann erst isst und trinkt»[49]). Das Naive ist gesund, das Nichtnaive krank. «Jedes Kind ist ein Poet», sagte Federer und sein Urteil wertete: «Je weniger ein Kind ist, umso weniger ist er Dichter. Das grösste Dichtergenie, wie das eines Homer, besitzt auch völlig in Ton, Farbe, Anschauung, Ausdrucksweise die wahrhafte, naive Kindlichkeit»[50]).

Es galt, den Zusammenhang zwischen dem natürlichen Leben und einer naturnahen Kunst so bruchfrei, so organisch als irgend möglich zu erhalten. Das Ideal war eine Einheit von Leben und Kunst, in der die Kunst zum unmittelbaren Ausdruck, zu einer Funktion des Lebens geworden war. Das Leben führte, die Dichtung folgte. «Der echte Dichter ist der echte Mensch zuerst»[51]). — «Das Leben muss der Literatur, die doch nur sein Abbild sein kann, immer vorausgehen»[52]).

Die Schönheit des poetischen Werks beruht zum geringsten Teil auf der äusseren Form. Sie ist — und dies gilt für die Aesthetik Federers überhaupt — in erster Linie eine solche des Gehalts. Sie hängt von zwei Voraussetzungen ab: der Erfüllung des moralischen Prinzips und der realistischen Wahrheit. Der Inhalt der Dichtung, nicht ihr Kleid entscheidet, ob sie «schön» sei. Und das heisst : nur, was ethisch ist, kann wahrhaft ästhetisch sein, nur der von christlichem Geist erfüllte Vorwurf besitzt die Möglichkeit wahrer Schönheit. Diese Auffassung brachte Federer in schroffen Gegensatz zu aller bloss formal hochwertigen Dichtung, zu allem wie auch immer gearteten Artistentum. «Kunst», sagte er, «ist nichts anderes als das Streben nach Vollkommenheit, die sich im Bilde der Schönheit zeigt»[53]). Kunst ist also das Ringen um eine innere, eine seelische Ver-

[49]) Vergl. Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nr. 340.
[50]) Vaterland, 1899, Nr. 92.
[51]) Ebenda, 1901, Nr. 178.
[52]) Der Wanderer, 1908, 5. Jahrgang, Heft 1/2.
[53]) Vaterland, 1899, Nr. 163.

vollkommnung, um «diesen ersten und letzten Lebenszweck des Menschen, die Selbstheiligung»[54]). Der Heilige ist der schöne Mensch ; das christliche Leben das schöne Leben ; die religiöse Kunst die schöne Kunst.

Es liegt im Wesen jeder Erscheinung, dass sie nach einem Seinsabschnitt von evolutionärem Charakter in ein Stadium des Beharrens, des Festhaltens am Erreichten eintritt, dass sie konservativ wird. Es ist dies auch das Geschick aller Religionen. Die römisch-katholische Kirche, die älteste des Abendlandes, hat unzweifelhaft seit langem den Zustand des Konservativen erreicht. Der geistige Besitz dessen, der in ihren Anschauungen gross wird, muss zwangsläufig eine Reihe konservativer Elemente aufweisen. So ist der katholische Mensch immer ein Träger und Bewahrer ererbter Güter. Der katholische Priester aber ist die höchste Verkörperung dieses Hütertums.

Nun heisst konservativ sein keineswegs : das Neue unbedingt ausschliessen. Es bedeudet nur, dass über dem Neuen nie das Ueberkommene verloren gehen darf. Es bedeutet auch, dass dem Altbesessenen mehr Wert beigemessen wird als dem Frischerworbenen.

In solcher Art war Heinrich Federer ein Konservativer. Er sah die Bedürfnisse seiner Zeit und trug ihnen Rechnung ; aber er opferte ihnen keinen seiner religiös bedingten Grundsätze, im Leben sowohl als in der Kunst. Er war in seiner Dichtung ein Realist ; doch er gab diesem Stilwollen, das eine relativistische und materialistische Epoche zur Blüte gebracht hatte, einen absolutistischen und metaphysischen Inhaltskern. Seine ästhetischen Maximen war traditionell, denn sie standen in harmonischem Gleichklang mit der christlichen Auffassung des Kosmos ; seine im Dichtwerk vertretenen Ideen beanspruchten das Attribut immerwährender Geltung, denn sie waren religiös.

Zweierlei nur hatte seine Zeit — historisch gesehen — diesem konservativen Künstler zu vermitteln : die Technik des Ausdrucks, den Stil und das in unendlichem Wechsel der Erscheinungen sich bewegende Bild der Wirklichkeit, den Stoff. Federer anerkannte die Notwendigkeit und Berechtigung eines modernen Stils. Er wünschte auch die Verwendung moderner Stoffe in der Dichtung. Sie sollte «die neuesten Lebensbeziehungen frischweg packen und behandeln»[55]). Federer leugnete moderne Ideen. Nichts schien ihm törichter und verwerflicher, als neue

---

[54]) Der Wanderer, 1907, 4. Jahrgang, Nr. 1/2.
[55]) Der Wanderer, 1908, Nr. 4/5 : Bergtouren auf den Parnassus.

Gedanken zu suchen. «Wer da immer nach modernen Ideen fahndet, dem ist es eigentlich weniger um die Kunst als um die Sensation zu tun», lesen wir im «Wanderer»[56]). Und an der gleichen Stelle : «Moderne Poesie.... ist ein Unsinn, wenn man damit das Dichterische in der Poesie, also die Seele der Dichtung meint. Denn wenn das Herz des Menschen ebensogut antik als modern genannt werden kann, weil es immer das gleiche ist und war, das assyrische und hebräische Herz so gut als das griechische und römische, deutsche und slawische, das gleiche im Lieben und Hassen : so muss auch das, was dieses Herz Freudiges und Bitteres singt — Lyrik — oder was es in dröhnender Handlung erzählt — Drama — oder in gelassener Ruhe, von einer gesicherten Entfernung aus schildert — Epik — ein bisschen anders je und je im Wort, ein wenig anders in der Farbe, in neuer Wendung, neuen Gedankengängen — hoffentlich, hoffentlich ! so haben schon die Alten moduliert ! — aber in dem, was das Innerste, das Poetische ist, immer das gleiche sein, schlechthin Poesie»[57]).

Die Religion ist die Seele von Federers Kunst. Sein künstlerisches Erleben ist mit dem religiösen untrennbar verquickt. Da aber Religiosität, dieser Zustand der Gottinnigkeit, ein Gefühlserlebnis darstellt, ist für Federer auch das gestaltende Schöpfertum des Menschen ein durchaus irrationaler Vorgang. Diese Empfindungsweise fand in seiner alemannischen Wesenheit einen denkbar günstigen Nährboden[58]). So spielte er mit aller Schärfe das Gefühlshafte gegen das Verstandesmässige, das Unbewusste gegen das Bewusste, das Erlebte gegen das Erdachte aus. Er stellte dem Wissen mit seiner vollkommenen Methodik das Ahnen und Glauben mit den primitivsten Kunstmitteln gegenüber ; er war überzeugt, durch Intuition weiter zu gelangen als durch diskursive Erkenntnis[59]). Die Polarität wurde dadurch verstärkt, dass Federer sie mit seinen Anschauungen des Gesunden und Kranken, des naiv Natürlichen und gekünstelt Zivilisierten, des wirklichen Seins und des blossen Scheinens zusammenbrachte.

Diese Begriffspaare bilden die wichtigsten Pfeiler im kritischen System des Dichters. In gleicher Bedeutsamkeit treten dazu nur noch diejenigen des Heimatlichen und Fremden, des Volkstümlichen und Aristokratischen.

---

[56]) Der Wanderer, 1908, Nr. 4/5.
[57]) Ebenda.
[58]) Vergl. oben S. 35.
[59]) Vergl. Neue Zürcher Nachrichten, 1924, Nr. 296.

Schon Philaletes hatte den bestimmten Wunsch nach einer volkstümlichen Dichtung geäussert[60]). Die klassizistische und idealistische Kunst besass weder die Voraussetzungen noch die Möglichkeiten solcher Popularität. Der junge Federer hatte für Schiller geschwärmt ; der Kaplan, im Bewusstwerden seines eigenen, anders gerichteten Schöpfertums, wandte sich von ihm ab, hin zu Gottfried Keller, zur Volkskunst des Realismus. Sie war es, die «mit richtigem Gefühl und passender Kunstführung den Weg von der klassischen Höhe der Einzelnen in die Tiefe aller genommen hat, um dort die Hände Vieler zu fassen und den Sinn Vieler emporzuführen zu einer neuen, schönen Höhe der Poesie»[61]). — «Apoll soll nicht bloss seine Geige auf dem Parnass spielen. Da droben verstehen ihn ja nur die Grazien und die Götterknaben. Nein, herunter mit ihm ins Gefilde, wo die Bauern arbeiten, die Handwerker klopfen, die Schulbuben schreien, die armen Leute weinen und die gedrückten Fabrikler den Maschinenstaub aus dem Kittel schütteln ! Herunter mit ihm und gebe er sein Lied, wo sonst niemand singen und klingen mag, kein voller Beutel, kein hohes Kristallglas, keine Notenleiter süsser Prozentsätze, gebe er sein Lied, gedichtet oder gesungen, wo sonst das harte Leben keine Reime und keine harmonischen Zeilen webt. Wenn er es da nicht gibt, wozu dann überhaupt das Lied in die Brust eines Menschen legen ?....

Dem Volke die Kunst ! Das Schönste und Tiefste, was gesungen und gedichtet ward, ist ja auch aus dem Volke gesprosst. Man übe Gegenrecht !»[62]).

In diesem Rufe nach einer Dichtung, die allen Menschen gleichermassen Gemeingut sein sollte, klingt ein Nebenton, der auch im Programm von Philaletes nicht überhört werden kann : Es ist die besondere Bevorzugung der Niedrigen und Armen, des Proletariats. Das Gefühl der christlichen Brüderlichkeit, das Mitleid, das sich den sozial Gedrückten zuneigt, wurde gewiss nicht erst durch die verwandten Tendenzen der naturalistischen Bewegung in Federer ausgelöst. Doch er empfing hier Bestärkungen und Anregungen, die umso mehr bedeuten, als er den Nutzen des Studiums zeitgenössischer akatholischer Literatur selber oft und nachdrücklich behauptete. Das naturalistische Drama war ihm vertraut. Er beschäftigte sich mit Ibsen in einem grösseren, wissenschaftlich analysierenden Essay[63]), er

[60]) S. oben S. 60.
[61]) Die Ostschweiz, 1898, Nr. 153.
[62]) Vaterland, 1900, Nr. 27.
[63]) Alte und Neue Welt, 1906/07, 41. Jahrgang.

kannte Björnson und Gerhart Hauptmann, dessen «Weber» er einmal «ein Drama der Verzweiflung wie kein anderes» genannt hat[64]). Der stärkste Einfluss aber entfällt, wie immer bei Federer, auf die lebendige menschliche Berührung. Der junge Schriftsteller, der nicht müde wurde, für das Werk Arnold Otts zu werben, war tief in die Ideologie des Schweizer Dramatikers eingedrungen. Die Schwenkung, die der Freund um 1900 zum Naturalismus hin machte und die in der sozialen Tragödie «Untergang» zum Ausdruck kam[65]), beschäftigte ihn nachhaltig. Er lehnte diese zu zeitverhaftete, problematische Tendenzkunst freilich ab[66]) ; aber sie öffnete ihm doch die Augen für die Niederungen der Gesellschaft. Sie zeigte ihm einen neuen Vorwurf der Dichtung und einen neuen Konsumenten. Die revolutionären Kräfte, die, nach einer Umschichtung der Daseinsbedingungen verlangend, in diesem Stoffe brodelten, verurteilte er. Das Antlitz der Welt konnte nur durch die Religion verändert werden. Sinnlos schien es, dass eine literarische Strömung, die von Federer zudem als unchristlich empfunden wurde, das Leben formen sollte.

Unter den Postulaten von Philaletes erregte die grundsätzliche Forderung eines nationalen Charakters der Dichtung besonderen Widerstand. Die orthodoxen katholischen Aesthetiker stellten die Internationalität des poetischen Werkes als höchstes Ziel hin. Sie glaubten, Internationalität bewirke Universalität der Erfolgsmöglichkeiten. Federer bestritt diese Meinung. Gerade um weiteste Kreise erfassen zu können, musste die Dichtung heimatlich sein, musste der Genius ein nationales Gepräge tragen. Das galt für den Klassiker wie für den Realisten. «Man sage nicht, der Genius der Klassiker fliege über die Pfähle des Ländleins hinaus und sei Kosmopolit. Gerade in den nationalen Werken sind sie am grössten und zugleich für jeden Fremdling am verständlichsten geworden. Soll das Weltbürgertum einen anderen Sinn haben, so kann es nur ein Unsinn sein»[67]). — Die Polemik gab Federers Worten oft einen scharfen und übertreibenden Klang. Er wurde im Kampf um das Nationale nicht selten zum chauvinistischen Nationalisten. So etwa, wenn er den Gegnern in einem Artikel zurief : «Unser nationales Wesen ist

---

[64]) Der Wanderer, 1909, 6. Jahrgang, Nr. 1/2.
[65]) 1898.
[66]) Vergl. Die Ostschweiz, 1898, Nr. 67.
[67]) Die Ostschweiz, 1898, Nr. 107. Vergl. auch Vaterland, 1898, Nr. 95.

unerschöpflich im Poetischen ! Schande über uns, wenn wir je wieder einmal auf welchen Socken tanzen !»[68]).

Der Sturm verrauschte. Der Begriff des Nationalen verlor seine Einseitigkeit und ging allmählich über in den des Heimatlichen. Als der Schriftsteller 1925 formulierte : «Der Schweizerdichter dichte Schweizer !» und «Je schweizerischer, je menschlicher !»[69]), sprach er aus der sicheren Erkenntnis eines Erreichten, aus der Toleranz dessen, der sein Jugendprogramm zu erfüllen vermochte in einem höheren Sinne als der Fordernde je geglaubt hatte. Sein episches Werk hatte bewiesen, dass es wirklich «aus der Weltanschauung seiner Heimat und Jugend, aus ihrer Unerschöpflichkeit» hervorgewachsen war[70]). Der Gereifte wusste, dass der Künstler der Verwurzelung im heimatlichen Boden bedarf, soll ihm eine Schöpfung gelingen, die über die Grenzen des Nationalen hinausreicht. Er wusste, dass ihn das Heimatliche nicht beschränken kann, weil der Genius auch im geringsten und bedingtesten Vorwurf das Unsterbliche gestalten wird. So sagte er : «Der echte Dichter ist immer grösser als seine Geographie, aber nie zu gross für die Seele seines Dorfes, seiner Stadt, seines Bezirks oder auch nur eines Menschenhüttleins»[71]).

«Heimatdichtung ! Schönste aller Poesien ! Man kann um nichts Grösseres in der Kunst beten», heisst es in einer der umfassenden Bücherkritiken im «Aar». Der Artikel trägt den Titel «Der heimatliche Roman»[72]). Damals, als «Berge und Menschen» im Erstdruck erschien, befasste sich Federer immer und immer wieder in grundsätzlichen Erörterungen mit der Frage der Heimatdichtung. Es ging um eine heilige Aufgabe, die mit den Schreibwerken der «Modeheimatler», jener Bewegung, die mit dem Naturalismus und den Nachläufern der grossen Realisten aufgekommen war, nichts zu tun hatte. Nachdrücklich zog Federer einen scheidenden Graben. Der echten Heimatkunst, erklärte er, sei «mit noch so viel Staffeleien durchs Land und noch so viel genauen Ton- und Strich- und Sprachrezepten» nicht beizukommen. Man müsse Heimat erleben, um Heimat erzählen zu können[73]).

Literatur, aus der das eigentlich Seelische eines Volkes zu strömen schien, fand in Federer einen stets bereitwillig aner-

---

[68]) Die Ostschweiz, 1898, Nr. 280.
[69]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 137.
[70]) Ebenda.
[71]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 137.
[72]) Der Aar, 1910/11, Band 1, Der heimatl. Roman : S. 569 ff.
[73]) Ebenda.

kennenden Kritiker ; und die Lektüre solcher Werke nahm grössten Raum ein. Gestaltern, bei denen der Dichter die Heimatverbundenheit vor allem anderen empfand, brachte er offene Zuneigung entgegen und übertrug die Sympathien auch auf Bücher dieser Autoren, in denen dieses Moment fehlte oder doch stark zurücktrat.

Auch hier bewirkte nicht allein natürliche Anlage die Bevorzugung. Wieder ist Arnold Ott zu nennen. Sein genialischer Versuch eines schweizerischen Nationaldramas gehört zu den gewaltigsten Eindrücken, die der junge Federer empfing. Unter den Dichtern der Schweiz, über die der tief beeinflusste[74]) in der Presse sich aussprach, steht Ott an erster Stelle. Und immer wird er als Former heimatlichen Wesens gezeichnet und gewürdigt, als Prediger des nationalen Gedankens. Seine hinreissende Wucht, seine elementare Unbedingtheit waren es, die Federer für diesen «Rassemenschen, schweizerisch vom Wirbel zur Zehe»[75]), so nachhaltig zu begeistern vermochten. Noch 1924 setzte er dem Idol seiner schriftstellerischen Anfänge in den «Neuen Zürcher Nachrichten» ein überaus liebevolles Denkmal[76]).

Im Norden Deutschlands war es Gustav Frenssen, dem Federer als einem Poeten, der den «Genius des Schöpferischen» besitze, fast einschränkungslos zujubelte[77]). Er rechnete ihn zu den wenigen «wahren Heimatmenschen», die in der «vaterländischen Erzählung» gross wurden[78]).

Ueber Henryk Sienkiewicz veröffentlichte er 1905 eine literarhistorische Studie, die den polnischen Romanschriftsteller hauptsächlich in seiner nationalen Besonderheit darzustellen sucht. «National und katholisch ist alles, was er schreibt, naturgemäss, weil er nicht anders fühlen und denken kann», heisst es in diesem Aufsatze, der auf eine nicht geringe innerliche Verbundenheit von Federer und Sienkiewicz deutet[79]). Ihre Schreibweise hat manches gemein ; und wenn der Schweizer am Polen rügte: «Die Länge mancher Partien entspricht nicht ihrer inneren Bedeutung, so wundervoll die mitlaufenden Schilderungen und so schlagend die Gespräche der Redenden sind», — und fest-

---

[74]) Vergl. auch: Neue Zürcher Nachrichten, 1926, Nr. 279.
[75]) Vaterland, 1902, Nr. 150.
[76]) Neue Zürcher Nachrichten, 1924, Nrn. 103, 122, 125, 126.
[77]) Vergl. Der Aar, 1911/12, Band 1, Liter. Rundschau : S. 570 ff. Ebenda, 1910/11, Band 2, Zeitschriftenschau : S. 284 ff.
[78]) Der Aar, 1910/11, Band 1, Der heimatliche Roman : S. 569 ff.
[79]) Der Wanderer, 1905, 2. Jahrgang, Nr. 2/3.

stellte : dass «Sienkiewicz zuweilen in der Uebergewalt seines erzählenden Talents und im Drängen so vieler poetischer Gesichter, die er alle in Wort und Handlung umsetzen möchte», über das Mass dessen hinausgehe, was für seine Fabel gut und genügend wäre, so dass unter solcher Verbreiterung des Themas die Hauptmomente hie und da zu leiden hätten, so charakterisierte er mit diesen Worten zugleich einen sehr auffälligen Zug seines eigenen Erzählertums[80]).

Nicht unähnlich ist auch das — allerdings viel flüchtigere — Verhältnis zu Vicente Blasco Ibañez, dessen «lockere, nach allen Seiten flackernde und funkenspritzende, aber im Kern doch auch schwere Epik» trotz der weiten geistigen Trennung und der — von Federer wieder besonders hervorgehobenen — heimatlichen Verschiedenheit mit seiner realistischen Manier sich berührt[81]).

Ein anderer Südländer, der «romantisch-realistische, gesunde, lebenstiefe Italiener» Alessandro Manzoni, schenkte Heinrich Federer mehr als blosse Anregung. «I Promessi Sposi» — «in der Weltliteratur der erste dichterische Roman, der wahrhaft die Volkszunge redet» — gehörten zu den Lieblingsbüchern des Schriftstellers. Die «saftige Gegenständlichkeit und realistische innerliche Charakterisierung» Manzonis erschienen ihm vorbildlich, und er schlug freudig von seiner Kunst zu der des italienischen Patrioten und gläubigen Katholiken eine beziehungsschwere Brücke, da er in ihm einen Vorgänger sehen konnte, der die historische, im Materialismus befangene realistische Schule «in ihrem Besten vorweggenommen» hatte. In dieser Bedeutung nannte er ihn einen «Bahnbrecher in der europäischen Literatur», bekannte sich als seiner künstlerischen Gesinnung verwandt und fand nur einen einzigen, doch umso gewichtigeren Umstand, der sie schied und scheiden musste : «die Kluft zwischen der italienischen und der deutschen Seele»[82]).

Zum tiefsten Erlebnis erdverwachsener Heimatkunst aber wurden die Russen. Nicht Turgenjew freilich, dessen westliche Aesthetik zusammen mit Daudets künstlerischem Realismus nur bei den Stilforderungen von Philaletes eine Rolle gespielt hatte. Bei Gogol, Puschkin, auch bei Lermontow, Gontscharow, Tolstoi und Dostojewski sah Federer das Phänomen einer nationalen Dichtung, die eben deshalb, weil sie den Geist ihrer Scholle und

---

[80]) Der Wanderer, 1905, 2. Jahrgang, Nr. 2/3.
[81]) Der Aar, 1912/13, Band 1, Liter. Rundschau: S. 567 ff.
[82]) Der kleine Bund, 1923, Nr. 20.
Vergl. auch : Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nrn. 141, 142.
Der Lesezirkel, 1922/23, S. 105 ff.

ihres Volkstums nie verleugnet, in die Weltliteratur einzog. Nicht dass diese Dichter Weltbürger wurden, schrieb Federer einmal, «machte diese Poesie international ; sondern weil die Welt sich bei ihnen einbürgerte, denn sie sind Russen geblieben»[83]). Besonders Nikolaus Gogol, der «seinem Herzen nach ganz Chauvinist, aber seinem Genius nach immer Kosmopolit[84]) war, stützte diese Ueberzeugung. Die «Toten Seelen» galten dem Schweizer, bevor er Tolstois «Krieg und Frieden» kennen lernte, als Gipfelpunkt des russischen Schrifttums.

Leo Nikolai Tolstoi blieb Federer lange fremd. Als er 1898 schrieb, die «so sentimentale, süssliche Komposition» Tolstois sei ihm immer «wie eine überzuckerte Unmenschlichkeit» vorgekommen, wusste er nichts von dem, den er später hoch bewunderte[85]). Erst 1910 gab er in einem Essay ein eigenes, selbständiges Urteil ab, warin er dem russischen «Naturburschen»[86]) völlig gerecht wurde[87]). 1916 veröffentlichte er eine umfangreiche Artikelfolge über «Krieg und Frieden», dieses Buch, das er am meisten liebte, das er stets wieder las und dennoch — wie er gestand — nie ausgrübelte[88]).

Federer definierte einmal : «Die Heimat besteht aus Erde und Mensch»[89]). In seiner Dichtung mass er diesen beiden Faktoren die grösste und ausgeglichenste Bedeutung zu. In seinen kunsttheoretischen Aeusserungen, die auf einen weit längeren Zeitraum entfallen, kam anfänglich dem Menschlichen, dem Volkhaften das gewichtigere Teil zu, damals, als er fragte : national oder international ? — als er die Frage zuspitzte : einheimisch oder fremd ? — Das Problem verlor wie die meisten anderen den kämpferischen Charakter, sobald das Werk sich öffentlich durchsetzte. Das Moment der Erde dagegen wuchs und erweiterte sich in mancher Hinsicht. Es bestimmte schliesslich die Begriffsfassung der «Heimatdichtung» derart, dass nicht mehr das möglichst Nationale, sondern das möglichst Naturhafte als Wertmesser diente.

Das naive Russentum erfüllte auch das Verlangen nach Natürlichkeit. Und damit zugleich ein weiteres : dasjenige nach

---

[83]) Vaterland, 1900, Nr. 189.
[84]) Der Aar, 1911/12, Band 1, Lit. Rundschau : S. 420 ff.
[85]) Vaterland, 1898, Nr. 95.
[86]) Ein Beiwort, das Federer auch auf Gogol anwandte. (Vergl. Der kleine Bund, 1923, Nr. 20).
[87]) Der Aar, 1. Jahrgang, Band 1, S. 490 ff.
[88]) Neue Zürcher Zeitung, 1916, Nrn. 974, 1016, 1059, 1098.
[89]) Der Aar, 1910/11, 1. Jahrgang, Band 1, Der heimatl. Roman : S. 569 ff.

Religiosität. Hier holte Federer den Beweis dafür, dass die mächtigste Heimatkunst auch die religiöseste Kunst war. Diese Eigenheit der russischen Poesie bedingte ihre göttliche Mission. Es war ein gesegneter Wind, der aus der fernen Steppe kam. Er trug heilbringerische Kräfte in die atheistische Wüste des Westens. Vom «Heil aus dem Osten» sprach Federer[90]) und von «Europas Sauerteig»[91]).

«Unverbraucht und unverbildet» behauptete sich aber in der Gegenwart neben der russischen noch eine andere Literatur : die nordische. Zu zweien Malen erlebte Federer ihre Einwirkung auf den Kontinent.

Die naturalistische Woge hatte Ibsen und Björnson gebracht. Der Mitarbeiter des «Vaterland» suchte 1902 nach den Ursachen ihres Siegeszuges und erklärte : «Der Norden bietet noch hundertstündige Strecken, die der langweilige Fuss des sogenannten Zivilisators nie betrat. Der Boden ist unbebaut, das Wachstum wild, die Luft von keines Schlotes oder Schulfexen Atem verunreinigt, jungfräuliche Natur im besten Sinne. Noch mehr, das ganze Volk und Leben im Norden hat noch wenig Berührung mit der Durchschnittsverelendung und schulmässigen Schablonisierung unserer Kulturwelt gehabt. Daher ist der nordische Mensch noch so unmittelbar, so einfach, natürlich, naiv, daher ist er auch noch so wenig Klasse oder Spezies, sondern Individuum und als solches originell, persönlich, eigenartig»[92]). In der Ursprünglichkeit der Skandinavier erblickte er das Geheimnis ihres Erfolges, in ihrer alles umfassenden Kraft. Diese Dichtung, spürte er, «will sich nicht um eine Grille, ein Hutbändlein oder einen Hosenträger des Helden abquälen, sondern den ganzen Menschen behandeln, seinen Kopf und sein Herz gleichsam öffnen und die wunderlichen, grossen und kleinen Inventarstücke darin ans Licht halten und besehen»[93]).

Das zweite nordische Erlebnis, das in die Zeit nach 1920 fällt und sich vor allem um Knut Hamsun und J. Anker Larsen dreht, gestaltete Federer mit ähnlichen Worten und im gleichen Sinne. Wiederum rühmte der Dichter die grosse und naturhafte Kunst. Doch wiederum erregte ihn — wie einst schon bei Ibsen — über dieser Lektüre eine Problematik, die nicht im Kunstwerk, sondern hinter diesem lag, eine Problematik, die der russischen Li-

[90]) Schweizerische Rundschau, 1925/26, 25. Jahrgang, Heft 1.
[91]) Neue Zürcher Zeitung, 1916, Nr. 1059.
[92]) Vaterland, 1902, Nr. 33.
[93]) Vaterland, 1902, Nr. 33.

teratur fehlte. Auch dort bestand gewiss Stoff zu Auseinandersetzungen. Die Gegenüberstellung von Federers willensstarkem Aktivismus und Tolstois asiatischem Fatalismus beispielsweise[94]). Oder die Frage der Tendenz in der Kunst, die Federer veranlasste, Tolstoi, der sechzig Jahre daran gearbeitet habe, «dass die philosophisch-moralische Seite seines Wesens die realistisch-poetische vernichte», zwiespältig zu nennen[95]).

Aber die Dichtung der Skandinavier drängte in viel stärkerem Masse zur Besinnung auf sich selbst, weil in ihr eine unchristliche Weltanschauung zum Ausdruck gelangte. Sie erzeugte jedesmal, wenn der Schweizer ihr nahetrat, einen Konflikt, der seine Seele zutiefst aufwühlte. Hier waren Künstler wie Hamsun, «so echt wie das Leben, so prosaisch und poetisch wie die Menschen ringsum, so wahr wie die heilige Wirklichkeit, ... ein ganz grosser Meister, ... von einer Natürlichkeit wie kein Zweiter, so einfach anscheinend, schlicht und selbstverständlich im Was und Wie seines Erzählens, dass man die erlesene Kunst, die dahinter steckt, gar nicht merkt»[96]), — oder wie Anker Larsen, «ein so starker Dichter, ein so tiefer Denker und ein so inniger Mensch, dass er sich unbedingt durchsetzen musste»[97]), Künstler, aus deren Mund Federer ihre Heimat selbst zu hören wähnte : Sie waren Materialisten und Spiritisten. Wie konnte man nach ihnen noch an das Einssein von Religion und Natur glauben ? Zweifel bedrohten die Ueberzeugtheit. Allein sie wurden beschwichtigt und besiegt.

Es war ein Ausweg, den Federer beschritt, ein Ausweichen, das vielleicht auch der Dichter als solches erkannte. Eine Formel erlöste von der inneren Not. Sie hiess : Missverständnis und Vorurteil.

Henrik Ibsen hatte das Ziel der Kunst missverstanden : «Ibsen arbeitet nicht für die Ewigkeit. Er schafft für eine Mode, für einen Moment, für eine kleine Aufregung in der grossen Gelassenheit der vieltausendjährigen Kunst»[98]). — Der alternde Björnson verspann sich «in den Hokuspokus spiritualistischer Geheimnisse und Sophisterei»[99]). Er verkannte das wahre Wesen der Religiosität und verlor sich in den «mystischen Bergen» sei-

---

[94]) Vergl. oben S. 45.
[95]) Neue Zürcher Zeitung, 1916, Nr. 974.
[96]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 314.
[97]) Kölnische Volkszeitung, 1925, Nr. 938.
[98]) Alte und Neue Welt, 1906/07, 41. Jahrgang, S. 187 ff.
[99]) Ebenda, 1904/05 : «Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne».

nes Sprengels[100]). — Anker Larsen glaubte, ein schon Gefundenes noch suchen zu müssen. In seinen Büchern, «die Göttliches vom Himmel herab und Menschliches zum Himmel emporziehen», war nicht das ererbte Christentum der grossen Gemeinschaft. Ihr Sinn war zu individuell, zu persönlich, zu geistreich silbenstechend, zu disputiermässig, zu dialektisch und vor allem zu vieldeutig, dämmerig, verschwommen. Es war «der Sinn eines Dichters, der zwar den Stein der Weisen herrlich geschrieben, aber nicht gefunden hat. Warum nicht gefunden ? Ach, weil ein Dichter, ein Philosoph dazu nicht genügt, weil der beste Mensch und genialste Kopf dazu nicht ausreicht. Ueberhaupt, weil dieser Stein der Weisen und das gleichbedeutende Ideal Maria-Martha (nicht Martha-Maria und gar Martha oder Maria !) schon gefunden ist, seit zweitausend Jahren von dem, der allein sagen konnte : Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben»[101]). — Knut Hamsun schliesslich : In seinem Werke fehlte «der Atem des Ewigen, das Geheimnis des Göttlichen»[102]). Und doch war seine Kunst die natürlichste von allen. Sie verfolgte Ziele, die auch Federer anstrebte. Es war schwer, hier von einem Missverstehen zu sprechen. Nur eines schien möglich : Hamsun besass Vorurteile. «....sein grösstes geht gegen das Uebersinnliche, Gott- und Ewigheilsuchende», schrieb Federer[103]). — In diesen Worten lag eine Kapitulation. Aber sie bedeuteten Rettung der eigenen Aesthetik ; sie brachten Beruhigung.

Heinrich Federer hatte die Dichtung der Russen als «Heil aus dem Osten» begrüsst. Sie war ihm ein wahrhaft beglückendes Erlebnis. Die skandinavische Literatur wurde zu einem Geschenk, in dem Licht und Schatten sich mischten. Sie enthielt das elementare, gesunde Leben, wie Federer es liebte. Das Religiöse jedoch mangelte ihr oder hatte die Ursprünglichkeit verloren. Sie wurde so zu einem Gewinn und einer Enttäuschung zugleich. «Das Heil vom Norden ?» hatte Federer gehofft. «Licht vom Norden oder nur Nordlicht ?» hatte er gefragt[104]). Sein letztes Urteil lautete : Nur Nordlicht.

---

[100]) Dieses Urteil Federers bildete sich an Björnsons Drama «Ueber unsere Kraft».
[101]) Kölnische Volkszeitung, 1925, Nr. 938.
[102]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 314.
[103]) Ebenda.
[104]) Schweizerische Rundschau, 1925/26, 25. Jahrgang, Heft 1.

Problematik der Dichtungsgattungen

Es sind die grundsätzlichen und allgemeinen Theorien eines philosophischen Systems oder eines künstlerischen Programms, die seine Bedeutung erkennen lassen ; es sind die untergeordneten Einzelprobleme und die besonderen praktischen Fragen, die seine Bedeutung erweisen. Dem äusseren Bau eines Hauses ähnlich, zeugen die einen von der Grösse des Gedachten und seiner Art. Den Kammern dieses Hauses vergleichbar, geben die anderen dem Gebäude erst seinen eigentlichen Wert. Die Ganzheit des Systems bedingt die umgrenzende Fassade wie den eingeschlossenen erfüllten Raum. Die Einheit des Systems verlangt, dass das Untergeordnete und Besondere dem Grundsätzlichen und Allgemeinen sich füge.

Heinrich Federers programmatische Aeusserungen über die Kunst, niedergelegt in seinem journalistischen Schrifttum, erfüllen sowohl die Forderung nach Ganzheit als auch diejenige nach Einheit. Seine Ansichten über das Drama, das Epos und die Prosa-Erzählung unterziehen sich willig den prinzipiellen Gesetzen seiner Aesthetik. Nur die Lyrik nimmt eine Sonderstellung ein. Doch nicht, weil Federer ihr besondere Regeln gegeben hätte, sondern weil ihr Reich für ihn überhaupt ausserhalb aller Poetik lag. Lyrik war die eigenste Angelegenheit des Dichters, war reinster Ausfluss seiner Persönlichkeit. Sie war die einzige Schöpfung des Genius, der jede Absichtlichkeit fehlte. Sie hatte keine Pflichten und keine Verpflichtungen. Federer veröffentlichte in Zeitschriften und Zeitungen einige wenige seiner Gedichte. Ueber das Wesen der Lyrik schrieb er nichts.

In die Zeit zwischen 1904 und 1907 fällt Federers stärkste öffentliche Beschäftigung mit dem Drama. Der 39. Jahrgang der «Alten und Neuen Welt» brachte neben zwei Lachweiler Geschichten vier Studien des Schriftstellers, die alle um das Problem des Schauspiels kreisen : Das schweizerische Volksdrama «Karl der Kühne und die Eidgenossen» von Dr. Arnold Ott — ; Schiller — ; Das Heilige auf der Bühne — ; Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne[105]). Der 41. Jahrgang enthält den Aufsatz über Ibsen. 1905 erschien in der «Schweiz» eine für Federers Wollen aufschlussreiche Skizze über Georg Baumbergers Volks-

[105]) 1904/05. — Die beiden Abhandlungen über das religiöse Moment im Drama erschienen auch im «Wanderer» : «Das Heilige auf der Bühne» im November 1904 ; «Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne» im Oktober 1907.

stück «Die Appenzeller Freiheitskriege». Mit diesen Artikeln erreichte die journalistische Erörterung der Schauspielfragen ihren Höhepunkt und Abschluss. Mit Rezensionen katholischer Bühnenproduktion hatte sie um die Mitte der neunziger Jahre eingesetzt[106]). Die Redakteurtätigkeit in Zürich vermittelte dann neben den Büchern die Bühne, deren Möglichkeiten um 1900 Federer als Theaterkritiker kennen lernte. Doch die meisten Anregungen schöpfte er aus der Lektüre. Shakespeare vor allem ist zu nennen, dann Ott ; von den Klassikern Schiller ; von den Nordländern Ibsen und Björnson ; von den deutschen Naturalisten Gerhart Hauptmann und Sudermann.

Heinrich Federer war eine undramatische Natur. Wenn er sich dennoch so ernsthaft mit dem Drama befasste, ja selbst daran versuchte, so hat dies seinen Grund darin, dass er glaubte, das Schauspiel besitze die besten Voraussetzungen aller Dichtung, um das eine Ziel : Vereinigung des Religiösen mit dem Künstlerischen, zu erreichen. Von allen Ausdrucksformen literarischer Schöpfung steht das Drama dem Leben am nächsten. Seine Wirkung geht aus vom wirklich gesprochenen Wort und der wirklich geschehenden Tat. Es ist eine unmittelbare Kunst, während Lyrik, Epos und erzählende Prosa mittelbare Kunst bedeuten.

Diese Ueberlegung reifte in Federer den Plan, den Samen seines lebendigen Christentums von der Bühne her auszuwerfen. Er verhehlte sich nicht, dass es dabei um eine Eroberung der religionslos gewordenen Menschheit ging, dass es galt, eine neue Gemeinde und ein neues Publikum zu erwecken. Er sah auch die grösste der Schwierigkeiten : den atheistischen Dichter, dessen Macht gebrochen werden musste, und die Heranziehung einer neuen Schöpfergeneration wahrhaft religiöser Menschen[107]).

Bevor das religiöse Drama die Bühne betreten konnte, musste das religiöse Leben wiedererwachen. Federer glaubte an diese Möglichkeit[108]). Er erhoffte ein Theater der Zukunft, ähnlich dem der griechischen Tragödie vor Euripides[109]), und mit berauschten Worten malte er optimistisch sein Bild :

«Wie viel Grosses wäre von der Pflege des Heiligen auf der Bühne zu hoffen ! ....wo heute auf der Bühne der Materialismus die Karte auswirft, würde ein Gegentrumpf geboten, dem groben Stofflichen würde das Geistige, dem Diesseitigen dann

[106]) In der «Schweizerischen Litterarischen Monats-Rundschau».
[107]) Vergl. Das Heilige auf der Bühne, a. a. O.
[108]) S. oben S. 39.
[109]) Das Heilige auf der Bühne, a. a. O.

und wann das Jenseitige, den Abgeschmacktheiten der Sünde die Freiheit der Tugend gegenüberstellt.

Das Heilige, dessen Schall der heutigen Kulturwelt so übel das Ohr trifft, würde wieder salonfähig.... Jetzt gilt das Heilige einem Grossteil der Literaten als eine versunkene Stadt, aus der nur noch selten — poesiehalber — ein fernes, trauriges Geläute heraufklingt. Diese Stadt würde sich wieder ins Licht des Tages erheben, sie würde moderne Weltstadt werden.

Die ganze Literatur würde vom Heiligen auf der Bühne profitieren. Mit allen möglichen Erregungsmitteln hat sie sich bisher wach zu halten und durch krankhaftes Pröbeln und Grübeln neuer Seiten des Lebens zu bemächtigen gesucht. Aber diese neuen Lande waren zumeist Chimären eines im Opium Träumenden. Das Heilige würde nun wirklich neue, grosse und ergiebige Weltteile eröffnen ; es erschlösse noch viel zu wenig ergründete Tiefen der Seele und die fröhlichste und zugleich innigste Psychologie des Herzens erstände.

Und das Schicksal unserer profanen Helden würde auch wieder unsern Heiligen zu teil. Sie würden populär.

Sie waren es einst, als der Glaube noch lebendig war. Damals brauchte es keiner Stütze durch die Kunst. Aber wer erdreistet sich zu sagen, dass in der heutigen Kulturwelt ein Heiliger wahrhaft noch volkstümlich sei ?» — Federer führt an den Gestalten von Franziskus von Assisi, Elisabeth von Thüringen und Ritter Georg den Gegenbeweis und fährt fort : «Nein, nein, im Kulturvolk, das den Kurs des heutigen Lebens bestimmt, ist keine von den drei Gestalten populär. Denn populär sein heisst nicht, in allen Gassensteinen, sondern in allen Herzen, vorab auch der gebildeten Welt, eingeschrieben sein. Wie nun, wenn die Heiligen von der Bühne herab wieder ins Volk, ins Herz, in die Allgewöhnlichkeit des Werktages hinunterstiegen ? Auf der Bühne erlosch das Wirken des heidnischen Geistes am spätesten. Klänge es nicht wie eine jener seltenen Fügungen der Vorsehung, wenn nun in die heutige, vielfach heidnische Kulturwelt das Heilige auch zuerst von der Bühne käme ? Chrisostomus liess Stühle und Bänke aus seinem Palaste vor die Rednerbühne des Heiden Libanius für die christlichen Zuhörer hinstellen ; sollte nun nicht die heutige Welt des Libanius ihre Stühle und Bänke vor die Bühne stellen, wo ein Chrysostomus spricht, mit andern Worten, wo das Drama des Christentums spielt, das Drama der Heiligen ?» — Der Essay «Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne», in dem diese Sätze stehen, schliesst mit dem Ruf :

«Aus dem Drucke so vieler ungünstiger Zeitverhältnisse und demütigender Vorurteile erhebt sich dereinst, so hoffen wir zuversichtlich, der Dramatiker, der noch an Ideale des Christentums, an Heilige und Heiliges glaubt».

Man darf Heinrich Federers Leben und künstlerisches Ringen als Versuch einer Renaissance urchristlichen Wesens bezeichnen. Sein Programm eines religiösen Dramas lässt diese Absicht besonders deutlich erkennen. Das immanente pädagogische Moment der Dichtung erhielt im Schauspiel eine so hervorragende Stellung, dass dieses zum bevorzugten Träger der sittigenden und verchristlichenden Absicht werden musste. «Wie jede Bildung», schrieb Federer, «muss auch die Bildung durch das Theater teils Momente der Aufmunterung, teils solche des Abschreckens enthalten. Mache ich es so, so steige auch ich, mache ich es aber so, so falle auch ich : — heisst immer die unausgesprochene, aber bewusste Lehre, die wir nach Hause tragen»[110]).

Diese direkte und zwanghafte Beeinflussung über die Bühne ist am ehesten durch ein Drama der möglichst vollkommenen Illusion zu erzielen. Die ästhetischen Grundgesetze der Wahrheit, Natürlichkeit und Schönheit auf das Schauspiel anwendend, forderte Federer daher ein Theater der realistischen Nachahmung des christlichen Lebens. «Es geht nicht an, diese Nachahmung eine eigentliche Täuschung zu nennen.... Die Täuschung besteht.... nur darin, dass jetzt Bild ist, was einst Wirklichkeit war, jetzt Erinnerung, was damals Tatsache, jetzt Kopie, was vordem Original.... Wenn die Nachahmung des Originals unter den Fingern der Kunst so meisterlich wird, dass wir diese nachgemachten Dinge alle vergessen und nur noch Wirklichkeit sehen, wenn wir uns also täuschen lassen, so ist das ein Vorzug, nicht ein Mangel der Kunst. Die papierene Lüge des Theaters...., die hängt an der äusserlichen Staffage, an den falschen Bärten, der unwahren Schminke und ähnlichem»[111]). Diese Requisiten, die Apparatur und den sinnlichen Prunk empfand Federer als unnatürlich, daher der eigentlichen Illusion schädlich. Sie waren Erfindungen der künstelnden Zivilisation, geeignet, den Geist des Dramas undeutlich und missverständlich zu machen. Der szenische Prototyp dieser täuschenden Kunst, die Wagnerbühne, wurde unbedingt verworfen[112]). Es durfte in dem neuen Drama des Heiligen um keine

---

[110]) Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne, a. a. O.
[111]) Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne, a. a. O.

Aeusserlichkeiten gehen. Der Mensch an sich, sein Charakter und seine Seele standen im Mittelpunkt der Gestaltung[113]).

Federer forderte die Illusion in doppelter Hinsicht : Sie galt einerseits für das Schauspiel, das die Wahrheit des Realen anzustreben hatte ; sie bezog sich andererseits auf das Publikum, das glauben sollte, im Bilde des Lebens das Leben selbst zu erblicken. Dies bedingte einen engen Konnex von Theater und Volk. Das Drama musste volkstümlich sein, um realistisch zu werden, es musste in der Masse wurzeln, um in der Masse realistisch zu wirken[114]). Die dramatischen Vorwürfe hatten in Beziehungen zum Publikum zu stehen, die diesem lebendig und bewusst waren. Es handelte sich also um Stoffe aus der Gegenwart oder der vertrauten heimatlichen Geschichte oder der christlichen Legende.

Als eines der interessantesten Probleme der Gegenwart nannte Federer «die Idee der ausländischen Kolonisation durch Europa». Es war der Konflikt Natur-Zivilisation, den er aus seiner persönlichen Sphäre in die weiten Ausmasse eines allgemeinen Schicksals übertragen wollte. Er schätzte : «Ein Drama, worin dieses Uebergreifen des alten, zivilisierten Volkes ins neue, naive, wilde oder zahme Naturvolk einer afrikanischen Küste in psychologisch wahren Szenen gezeigt würde, dürfte sich wohl modernes Drama im besten Sinne nennen»[115]). — Die Wahl dieses Vorwurfes ist charakteristisch. Federer griff eine Frage auf, die zweifellos die Anteilnahme der Zeit besass ; doch es war kein Problem, das mit dieser Zeit emporkam und unterging. Es handelte sich um eine Lösung einer immervorhandenen gesellschaftlichen Spannung. Die Aufgabe des realistischen Dramatikers war, diesen Konflikt auf den Boden der Gegenwart zu bringen, das ewig menschliche Geschehen zu einem zeitgenössischen Vorgang zu machen, den unvergänglichen Kern in der vergänglichen Schale zu gestalten.

Dasselbe Prinzip galt für den historischen Stoff. Der realistische Dramatiker erweckte eine versunkene Epoche zu frischem Leben, um immergültige «Beziehungen des Herzens» oder ideelle Maximen vor gewaltigen Hintergründen und an hervorragenden Gestalten zu zeigen. Federer nannte das Drama «die höchste und kongenialste Befriedigung» des menschlichen Bedürfnisses,

---

[112]) Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne, a. a. O.
[113]) Ebenda.
[114]) Vergl. Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 32 ; Die Schweiz, 1905, S. 286 ff.
[115]) Der Wanderer, 1908, 4. Jahrgang, Nr. 4/5: Bergtouren auf den Parnassus.

«etwas Bedeutendes nicht bloss nachzureden, sondern nachzuhandeln»[116]). Das historische Schauspiel bot dem Dichter vor allen anderen Gelegenheit, «durch die Macht seiner wahrhaften, seelisch durchlebten und in den innigsten Ausdruck gesteigerten Vorführung» nämlich, «eine ungewöhnliche Höhe der Empfindung und Anschauung für den Mitgeniessenden» zu ersteigen[117]). — Die Bemühungen Federers um das geschichtliche Drama zählen zu den grössten programmatischen Anstrengungen des jungen Schriftstellers. Sie gipfeln in der unermüdlichen Polemik für Arnold Ott, die selbst vor einem offenen Angriff gegen die obersten Behörden der Eidgenossenschaft nicht zurückschreckte[118]).

Der Verwendung von Vorwürfen aus der Heilsgeschichte und der christlichen Legende stand eine Schwierigkeit entgegen, die im Stoffe selber lag. Die Art der Mysterienspiele des Mittelalters und ihrer Fortpflege in geistlichen Volksschauspielen der Neuzeit schienen Federer wenig geeignet, die dramatischen Spannungsbedürfnisse der Gegenwart zu erfüllen. Sein religiöses Drama sollte die Anforderungen einer modernen Bühne völlig befriedigen. Heilsgeschichte und Legende setzten diesem Verlangen schier unüberwindliche Widerstände entgegen. Eine Tragödie Christi, des vollendeten, reifen, zum Tode bereiten Erlösers entbehrt durch das «heroische Geschehenlassen» des «Helden» des dramatischen Nervs. Aehnlich verhält es sich mit den meisten Märtyrern und Heiligen. Dieser Umstand bewog Federer schliesslich zu einem Verzicht auf das eigentlich religiöse Stoffgebiet, nachdem schon die Erfahrungen mit dem historischen Trauerspiel «Thomas Becket»[119]) gelehrt hatten, wie nachteilig die Häufung religiöser Motive auf den Fluss der Handlung einwirkte.

Das realistische Drama Federers stellte ebensosehr auf bewegtes äusseres Geschehen wie auf inneres Werden ab. «Es entspricht.... dem innersten Wesen der Poesie, vor allem des Dramas, weit besser, Entwicklungen statt Zustände zu markieren», heisst es in den «Bergtouren auf den Parnassus»[120]). Als schwerster dramatischer Fehler der Ibsen-Bühne wird gerügt, dass sie «im Grunde genommen keine Bewegung, nichts von dem, was wir Heutigen eigentlich unter Drama verstehen müssten»,

---

[116]) Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne, a. a. O.
[117]) Das Heilige auf der Bühne, a. a. O.
[118]) Vergl. Die Ostschweiz, 1897, Nr. 296.
[119]) Vergl. oben S. 12.
[120]) Der Wanderer, 1909, 6. Jahrgang, Nr. 1/2.

kenne[121]). Federer wollte kein Aufwicklungsdrama, keine tragische Analysis, in der die Figuren im Schach gesetzt sind und der König «bereits so in die Enge getrieben, dass es nur noch erübrigt Matt zu rufen»[122]). Er erklärte, dass bei diesem Vorgehen eine Hauptaufgabe des Dramas wegfalle ; «die Entwicklung des Helden, der Wandel seines inneren und äusseren Lebens durch die Steigerung und den Fall der fünf Akte»[123]). Es scheint unzweifelhaft, dass Federer ein Charakterdrama im Sinne Shakespeares vorschwebte. Dafür spricht auch der Abschnitt des Essays über Schiller, in dem die Art und Weise der Menschenbehandlung des klassischen Dramatikers untersucht wird, und wo Federer das typisierende Prinzip der Heldenzeichnung, die «Verallgemeinerung der Gesichtszüge» verwirft, dagegen die Vorteile einer Gestaltungstechnik, die das Individualisieren bezweckt, hervorhebt[124]).

Das Epos nimmt innerhalb der künstlerischen Programmatik Federers die Stellung eines rein theoretischen Problems ein. Carl Spitteler, den Federer schon 1901 einmal den geistvollsten Epiker unserer Gegenwart nannte[125]), zwang ihn durch die Grösse und Geschlossenheit seines Werkes zu einer kritischen und grundsätzlichen Auseinandersetzung. Philaletes hatte die «kosmologische Epik» seines Landsmannes als allzu gewalttätig empfunden, als unwahr — weil unchristlich[126]). Zu dieser Gegensätzlichkeit der Weltanschauungen gesellte sich eine starke Verschiedenheit in der Art des Schaffens[127]) und in der Auffassung der dichterischen Aufgabe. Dies alles führte schliesslich zu den «zwanglosen Glossen»: «Um Carl Spitteler herum»[128])

---

[121]) Alte und Neue Welt, 1906/07, 41. Jahrgang, S. 187 ff.
[122]) Ebenda.
[123]) Ebenda.
[124]) Vergl. Ebenda, 1904/05, 39. Jahrgang, S. 723 ff.
[125]) Vaterland, Nr. 64. — Federer versäumte kaum eine Gelegenheit, die dichterische Bedeutung Spittelers hervorzuheben. Vergl. auch : Der Aar, 1910/11, Band 2, S. 567 ff ; ebenda, 1911/12, Band 1, S. 141 ff ; Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 17 : «Nicht bloss durch das dichterisch Errungene — es war bei Spitteler ein Ringen wie bei Schiller — steht der Baselländer gross da, fast noch grösser und noch mehr Vorbild ist er mir durch seine wunderbare Energie, seine geistige Standhaftigkeit, seine Rücksichtslosigkeit gegen jedwede unpassende Zeitströmung, seinen goldenen Fleiss, seine Bienengeduld, seinen Ernst und Respekt vor dem Dichterberuf, sein eigenmächtiges Zugreifen und Behandeln der Stoffe, unerschüttert, wenn auch die ganze Welt widerraten hätte».

und ihren Fortsetzungen «Ein Nachwort zu den Spitteler-Artikeln»[129]).

Federer schrieb, es gehe ihm in diesen Aufsätzen darum, das «literarisch-kulturelle Moment eines Weltepos zu untersuchen und rein ästhetisch an Spittelers Epik nachzuweisen, dass ihr alle Bedingungen zu einer solchen Dichtung fehlen»[130]). Tatsächlich vermied es die Toleranz des reifen Dichters, aus dem Thema eine religiöse Streitfrage zu machen. Doch das religiöse Moment gab auch in diesem Theoretisieren den Ausschlag. Die Kritik an Spitteler erwuchs aus der Feststellung : «Spitteler ist in seinem Epos zu sehr Eigenmensch als Mitmensch, zu sehr Aristokrat als Demokrat, zu sehr Erfinder als Finder»[131]). Diesem Befund gegenüber verlangte aber Federer :

«Das Epos von heute muss aus dem Volke und der Volkssache steigen, weil dieses Volk es liest, noch mehr, weil dieses Volk, gottlob, je länger, je mehr die Hauptsache aller Kunst und Historie wird»[132]). «Von unserer demokratischen Gegenwart erwartet man nun ein Epos aus unserer Menschheit und Kümmernis, aus unserem Tag und Schweiss, genau wie Dante aus seiner adeligen Zeit und Mode dichtete und Homer aus seinen schild- und speerklingenden Helden heraus sang. Und sicher, nur ein Epos, dem es glückt, unsern heutigen Staub und unsere heutige Staubseligkeit und unsere heutigen Hoffnungen darüber hinaus zu besingen, recht in den Nerv und ins Blut des heutigen Menschheitsleibes greifend und sich nicht fürchtend, wenn eine Hauptfigur statt vom Olymp herab aus der rauchigen Fabrik oder vom Kohlenschacht herauf stiege und wenn ein Lederschurz oder ein leinener, ölbefleckter Kittel die Majestät des Helden bekleidete, sicher nur ein Epos mit dem grossen Streben und der grossen Not der Gegenwart vertraut, mit ihren Gefechten und Siegen und Niederlagen innigst bekannt, wenn vielleicht, ja, wenn gewiss das eigentlich Seelische der Dichtung sich dabei so wenig als der alte Adam ändert, aber sich eben doch in einer Sprache, in einem Wollen, Verkünden, Schreien und in Taten ausspricht, die dem Heute entsprechen, nur ein solches Epos wird die wahre Aufgabe aller grossen Weltepen

---

[126]) Vaterland, 1898, Nr. 94.
[127]) Vergl. Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nrn. 13, 17.
[128]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nrn. 13, 14, 15, 16, 17.
[129]) Ebenda, Nrn. 54, 55.
[130]) Ebenda, Nr. 55.
[131]) Der Aar, 1911/12, 2. Jahrgang, Band 1, S. 716 ff.
[132]) Ebenda.

erfüllen und sein Jahrhundert und noch viel spätere Zeiten im kulturellen Menschheitsgewissen königlich und volkstümlich zugleich regieren»[133]).

Federer fährt fort: «Niemals werde ich glauben, dass ein die Menschheit wahrhaft packendes oder dann ein wahrhaft dauerhaftes, abgeklärtes, sozusagen zeitloses Epos (wie die Odyssee, die Divina Commedia) sich des heutigen Tages oder der jüngsten Vergangenheit enthalten muss. . . An seine Gegenwart hat innerlich und äusserlich jedes grosse Epos angeknüpft. Nicht aus Zeitlosigkeit ging es hervor, sondern so recht aus seiner Zeit, sie gross und klar zusammenfassend und ihr einen starken dichterischen Typus gebend. Aber mehr oder weniger zeitlos wurde dann die poetische Wirkung eines solchen Epos. Absolut zeitlos? Diese hohe Qualität erreicht vielleicht doch nur die Lyrik, die kein wandelbares Kleid braucht»[134]).

Indem Federer als wesentlich und entscheidend erachtete, dass das Epos aus der Gemeinschaft einer Zeit und eines Volkes hervorgehe, dass es «die seelische Mitbetätigung einer ganzen Kultur» besitze, indem er das Werk Spittelers als absolut persönliches, eigenwilliges Phantasiewerk» ansehen zu müssen glaubte[135]), gelangte er zu dem Urteil: «Ist nun meine Vorstellung vom Epos, wie ich sie darlegte und als einzige kongeniale Zeitkunstform dieser Art gegenüber den Epen der Weltliteratur betrachte, während mir alles andere gewiss auch als Dichtung, unter Umständen als kostbare Dichtung, aber auch als Anachronismus, als Rarität für besondere Sammler, als Genuss für besondere Ohren, jedenfalls nicht als das grosse Zeitepos erscheinen kann, — ich wiederhole: ist meine Definition richtig, dann gehört keines der Epen Spittelers, auch der Olympische Frühling nicht, zu dieser grossen Dichtung. . . .»[136])

Wie Federer ein religiöses Drama postulierte, ersehnte er auch ein religiöses Epos. Er sprach diese Forderung nicht offen aus. Doch die Begründung seiner Ablehnung Spittelers weist auch auf die eigentliche Ursache dieser Ablehnung hin. Federer nannte Spitteler nicht nur unchristlich, sondern unreligiös überhaupt und erklärte, dass ihm deswegen «ein wertvollstes Teil der Poesie fehle[137]). Spittelers Götterwelt wurde geschaffen durch die geniale Schau eines vereinzelten Menschen. Sie ist eine

---

[133]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 14.
[134]) Ebenda, Nr. 15.
[135]) Ebenda.
[136]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 14.
[137]) Ebenda, Nr. 54.

Schöpfung der Ratio, eine literarische Erzeugung, dem Volke fremd. Keine Gemeinschaft gibt es, die die Mythen der neugeborenen Olympier als ein Lebendiges oder Wachsendes pflegte. Religion aber erwächst auf dem Boden der Gemeinschaft und ist ein gemeinsames Gefühlserlebnis aller Gläubigen.

Spittelers epischer Vorwurf liegt der Gegenwart so fern, dass keine religiöse Wirkung von ihm ausgehen kann. Das moderne Epos im Sinne Federers aber besitzt jede Möglichkeit, auch diese. Es entspringt dem bewegten Leben, es ist die Frucht seiner Zeit und seines Raumes.

Als Federer einmal den Ursprüngen des Dramas nachging, da nannte er als Keimzelle der Entwicklung den Redner, den Deklamator, der ein reales Geschehen mit Worten schildert und schliesslich auch nachhandelt[138]).

Aus seiner eigensten, stärksten Veranlagung versteht der Künstler alle Kunst. Der Erzähler Federer deutet sie aus seinem epischen Erfassen der Welt. Der Erzähler, schien ihm, stand im Anfang aller dichterischen Gestaltung. Der Erzählung wies er den ersten Platz im literarischen Schaffen zu. Eine wahrhaft epische Kultur, dünkte ihn, war die höchste Kultur überhaupt. Schon früh sprach er es aus, dass er im Roman «das eigentliche Genre der heutigen Muse» erblicke, «unserer Zeit weit mehr angepasst als das Epos, welches ein abgeklärtes und abgeschlossenes Bild gibt und in die nervöse, hastige und vielfach ungelöste gesellschaftliche Situation der Gegenwart daher weniger geschickt eingefügt würde. Die freiere Form und Behandlung eines Sujets beim Roman gestatten ein viel engeres, treueres Anpassen an die Sache, als der etwas offizielle Rahmen des Epos»[139]).

Doch nicht nur als zeitgemäss empfand Federer den Roman, er schien ihm auch voller Möglichkeiten zu sein, «eine noch ganz unfertige und nicht ausgereifte Kunstform». Wenn er schrieb: «Es wird doch niemand sagen wollen, Goethe habe bei seinen Prosawerken schon die komplete Idee von Roman gehabt»[140]), dann verraten diese Worte nicht allein, welche hohe Bedeutung Federer der erzählenden Dichtung beimass, sie weisen zugleich auf sein eigenes entwicklungsfrohes Wollen hin. Ein Jahr nachdem er die Philaletes-Artikel veröffentlicht hatte, hielt der

---

[138]) Vergl. Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne, a. a. O.
[139]) Vaterland, 1899, Nr. 163.
[140]) Ebenda.

Kaplan Federer am VI. St. Gallischen Katholikentag in Wil einen Vortrag «Ueber den unchristlichen Roman». Die viel beachtete Rede gelangte in der «Ostschweiz» und den «Monat-Rosen» zum Abdruck[141]). Sie ist eine kämpferische Absage und ein Programm. «Während wir mit der einen Hand den unreinen Ansturm des unchristlichen Romans abwehren, wollen wir mit der andern am christlichen Roman, ein jeder in seiner Weise und mit seiner Münze, aufbauen helfen», heisst es darin[142]). Die künstlerische Absicht Federers wird in ihren wesentlichen Zügen sichtbar, und leicht erkennt man ihre ethischen und ästhetischen Grundsätze. Unschwer wird man auch im epischen Schaffen des Dichters die entsprechenden Auswirkungen dieses theoretischen Wollens finden.

Die Gefährlichkeit des unchristlichen Romans schien Federer dreifach bedingt: durch seine moralische Schwäche, durch seine artistische Stärke und endlich durch die ungenügende Gegenwehr der christlichen Literatur[143]). Der konservative und gläubige Mensch lehnte die irreligiösen Strömungen, die den Zeitgeist durchfluteten, ab. «Vom Neuheidentum der Fichte, Hegel und Konsorten muss man sich natürlich zum vorneherein freihalten und das christliche Prinzip in der Kunst stramm behaupten», verkündete der Priester. «Aus dem ächten Roman müssten Engelsschritte und das Wesen eines guten Geistes vernehmbar sein. Der Roman ist . . . die künstlerische Schilderung eines mehr aktiven oder passiven Menschenschicksals, das psychologisch entwickelt, begründet und in ungebundener Rede anschaulich gemacht wird. Alle Poesie, auch das Epos und das Drama, hat in ihrer Weise diese Aufgabe zu erfüllen. Nach katholischer Auffassung ist nun in jedem Menschenschicksal, selbst in einem, das unselig endet, Gottes Finger zu erkennen und wird seiner Ehre so oder anders in einer allerdings auf Erden stets unvollendeten Weise Genüge geschehen. Also muss der richtige Roman, ob er Sünder oder Heilige zeichnet, die Ehre des Herrn, die Verwirklichung der göttlichen Gerechtigkeit, den Austrag von Lohn und Strafe erzielen. Der christliche, der katholische Roman wäre sonach ein ausserordentlich bildender Faktor unserer Leserwelt, während im gleichen Verhältnisse der unchristliche Roman als ein zerstörender betrachtet werden muss. Denn er huldigt moralischen Eigentümlichkeiten,

---

[141]) Die Ostschweiz, 1899, Nrn. 124, 125, 128. — Monat-Rosen, Jahrgang 1899.

[142]) Die Ostschweiz, Nr. 128.

[143]) Vergl. ebenda, Nr. 124.

die von vorneherein der Wahrheit des Lebens widersprechen. Indem er weder die Ehre Gottes, noch die Forderung der Gerechtigkeitsnorm erstrebt, sündigt er geradewegs gegen das Wesen aller wahren Natur und Kunst. Die materialistische, pantheistische, relativistische und — alles unter einem Hute — die sozialistische Auffassung dieser Romane muss man nur im Schattenriss vorführen, um jeden Zweifel gegen meine Behauptung aus dem Felde zu schlagen»[144]).

Was schon Philaletes festgestellt hatte, dass nämlich die christliche Literatur dieser unchristlichen wenig Bedeutendes entgegenzuhalten habe, wurde wiederum schmerzlich betont[145]). Der Katholizismus besass zu Ende des 19. Jahrhunderts keinen deutschsprachigen Dichter, der im Roman auch nur die formale Höhe der führenden akatholischen Schriftsteller erreicht hätte. Es zeugt für den klaren Blick Federers, dass er diese Ohnmacht in ihrer ganzen Tragweite erkannte ; es zeugt von sicherem Instinkt für seine zeitliche Aufgabe, dass er, trotz des Widerstandes im eigenen Lager, zielbewusst und fruchtbar an ihre Heilung heranging. Er begriff, dass eine religiöse Literatur nur dann Aussichten auf durchschlagenden Erfolg erhielt, wenn sie das Rüstzeug ihrer atheistischen Gegenfüssler sich zu eigen machte. Daher sein Verlangen nach Anwendung moderner Gestaltungsmittel, seine Forderung nach einem lebensnahen und volkstümlichen Realismus, einer Kunst, die durch ihr Vermeiden alles Extremen die Massen am ehesten gewinnen konnte. Dieses Streben des Epikers schildert treffend eine Stelle im «Aar» :

«Wir hoffen . . . auf solche Ueberwinder, wie sie noch zu jeder Kulturzeit als Macher und Meister ihrer Epoche auf den Plan traten, diese Erzähler Goethe, Gogol, früher Manzoni und Cervantes, zuletzt noch den herrlichen Zürcher Meister, die gleich weit vom Artistentum wie vom Naturalismus, vom Versinken in der Materie wie vom Versinken in der Psyche entfernt waren und jene einzig geniale Mitte gingen, die durch die ganze Weltliteratur die wahrhafte goldene Strasse der Poesie, der erzählenden vor allem bezeichnet»[146]).

Durch die Erzählung wollte der Dichter zu seinen Gedanken erziehen[147]), durch ein tendenzloses und unproblematisches, ein objektiv gestaltendes und charakterzeichnendes, in sich selb-

---

[144]) Die Ostschweiz, 1899, Nr. 124.
[145]) Ebenda, Nr. 128.
[146]) 1912/13, Band 2, S. 427 ff. (Zeitschriften-Rundschau).

ständiges Werk. So stellte er sein vorerst mündliches Bemühen dar :

«Ich habe schon oft Kindern Geschichten erzählt, sicher nicht besser als hundert andere Erzähler, sicher aber hundertmal übler als hundert andere Plauderer. Aber ich suchte eine Geschichte stets so zu geben, dass der Mensch darin die Hauptsache wäre, nicht eine Schlacht mit zehntausend Toten oder ein Gewitter mit Blitz und Hagelschlag oder ein tosender Bach mit zerrauften Ufern oder ein Dolch oder Gespenst. Nein, der Mensch dominierte in der Erzählung. Und damit man wie im Leben so in der Geschichte die verschiedenen Helden auseinanderhalten könne, liess ich die Kinder dieser Menschen besondere Stimmen hören, ihre verschiedenen Gesichter sehen, ihre eigene Art, dreinzuschauen : mit grossen offenen oder halbgeschlossenen Augen. Aber auch das und wie ihr Haar gefärbt und ihr Gang gelenkt war, machte nicht das tiefste Wesen aus. Sondern ich erzählte — und das war entschieden die Hauptsache — was diese Menschen gedacht, was sie hinter den Stirnen getragen, so treuherzig oder so verschmitzt, so ehrlich oder so furchtbar heimlich. Daneben konnte die Geschichte sich in den einfachsten Bahnen bewegen. . .»[148])

Der «Seelenprozess, was doch ein Roman braucht und was ihn allein zum Roman macht» — die «reale seelische Entwicklung» : das war es, was Federer in den Mittelpunkt seiner Epik stellte[149]). Keine blosse Charakteristik freilich sollte es sein, sondern Charaktergestaltung, keine Kunst des Problems — «es gibt kein unsinnigeres Wort für die Epik» —, keine «Seelen-Analyse». «Was heisst das», fragte der Kritiker, «wenn diese Analyse betrachtet und doziert, statt gelebt, d. i. episch erzählt wird ?»[150])

Das vielleicht wichtigste Gesetz der Federerschen Erzählungsweise wird deutlich : das Gebot der objektiven — oder wie der Dichter es nannte : unproblematischen — Darstellung. «Problem deckt alles, schirmt alles, begründet alles, erschöpft alles und steht am Ende der Operation doch immer da — — gleich Null», heisst es im «Aar»[151]). Ein unmittelbares Erzählen verlangte Federer : nicht den Bericht über die Handlung, sondern die Handlung selbst, nicht eine Schilderung oder Betrach-

---

[147]) Vergl. Der Wanderer, 1908, 5. Jahrgang, Nr. 1/2.
[148]) Der Wanderer, 1908, 5. Jahrgang, Nr. 1/2.
[149]) Vergl. Der Aar, 1910/11, 1. Jahrgang, Band 2, Liter. Rundschau : S. 567 ff.
[150]) Der Aar, 1910/11, 1. Jahrgang, Band 2, Liter. Rundschau: S. 567 ff.
[151]) Ebenda, 1911/12, 2. Jahrgang, Band 1, S. 719.

tung des Ereignisses, sondern dieses Ereignis selber. Ein «reines Erzählen» wollte Federer : «Es ist immer ein Zeichen von künstlerischer Ruhe und Selbstgenüge, wenn die Literatur eines Zeitalters r e i n erzählen kann, . . . wenn die Helden, aber nicht statt ihrer der Autor, denken und reden, und wenn sie vor allem handeln. Nur wer mit seinem Stoff durchaus im Reinen und absoluter Herr seiner Fabel ist, gleichviel, ob sie von der fremden oder eigenen Welt den Faden zieht, kann wahrhaft rein erzählen. Das gibt dann jene grossen, ewigen Geschichten oder Geschichtlein, die durch sich selber leben, die den Autor nicht mehr brauchen. . . Es ist die gesundeste Art Literatur, die solideste und höchste Technik der Prosadichtung. Am lautersten lebt sie im Volksmärchen. Minder reine, subjektivere, erzählende Werke mögen durch die Beeinflussung eines heissen, gefühlsmächtigen, nervös subjektiven Genies für einen Tag oder eine Periode gewaltiger wirken, — Jean Pauls Romane, Jakobsens Niels Lyhne, Werthers Leiden — ; aber nach und nach altert das Persönliche an ihnen. Ja, wirklich, sogar das Genie wird hier alt und wie eine verblasste Mode oder ein überlebter Stil in eine mehr oder weniger respektvolle Rumpelkammer gestellt. Das Sachliche allein überdauert jede Zeit und jedes Geschlecht. Man kann ohne Einschränkung sagen : je mehr künstlerische Sachlichkeit in der Erzählung wirkt, umso echter und dauerhafter bleibt ihr Wert.

Wo . . . das Innenleben in die Stofflichkeit und Gebärde und Handlung des Aussenlebens wirkt, wo also das Fühlen und Denken auch Wort und Tat wird : da erst ist der schöne runde Bogen der Epik geschlossen. Erst dieses Erzählen begreift das Bilden und Entwickeln in sich, das vom grossen Kunstwerk gefordert werden muss und das ein Abdruck des Lebens heissen darf»[152]).

Der Artikel des «Aar», in dem diese Sätze stehen, schliesst mit einem idealen Bild der Epik, wie sie Federer vorschwebte. Es ist die Vorstellung jener grossen Kunst, die aus dem neuen Leben strömt, der religiösen Kunst der christlich gewordenen Welt : «Wenn es einmal wieder mehr solche Bücher gibt, die erzählen, nicht betrachten, handeln, nicht konversieren, Bücher, die nicht «Probleme» vornehmen, sondern Gelöstes, Offenes, Helles, mit einem Worte, reale Entwicklung, dann heisst das, dass unsere Kultur ruhiger, friedlicher und erquicklicher geworden ist, eine Kultur des Haben, nicht des Soll, eine Kultur des Her-

---

[152]) Der Aar, 1910/11, 1. Jahrgang, Band 2, Liter. Rundschau : S. 567 ff.

zens, nicht der Nerven, und vor allem eine Kultur, die nicht immer fordern muss, sondern die geben darf, eine — epische Kultur. Es wird die Kultur sein, wo Reden wenig, Bilden und Handeln auch im Leben alles gilt»[153]).

Die Absicht des Erzählers war, die Geschenke der Aussenwelt, wie sie dem Erlebenden im Schreiten zufielen, impressionistisch im Schaffen festzuhalten. Er suchte das Erleben nicht, aber er suchte im Erleben. Er war ein Finder, kein Erfinder, ein Fabulierer, aber kein Phantast. In sinnlichem Erfassen nahm er die Erscheinungen auf und gab dazu den seelischen Besitz des eigenen Menschtums : so entstand sein Werk.

Die verneinende Kritik

Wir haben das dichterische Streben Heinrich Federers an seinen bejahenden Theorien und seinen zustimmenden Kritiken aufzuzeigen versucht. Noch bleibt uns übrig, das Bild seines künstlerischen Wollens durch eine Darstellung seines Nichtwollens vollständig zu machen. Wie Weltanschauung und persönliche Wesenheit des Dichters als positiven Niederschlag das eigene Programm zeitigten, verursachten sie auch eine negierende Reaktion auf gegensätzliche geistige Strömungen und dichterische Artungen. Es ist das Bewusstwerden um Fremdes und Andersgerichtetes, das dem Eigenen erst Hintergrund und Tiefe gibt. Indem wir das Nein neben das Ja stellen, sehen wir dieses schärfer : seine Besonderheit hebt sich williger aus der Flut gleichzeitiger Bewegungen : deutlicher wird aber auch — aus Stoss und Gegenstoss — sein Verhältnis zu eben diesen Bewegungen.

Der katholische Künstler sah sich um die Jahrhundertwende, als der Naturalismus — in Deutschland bereits verebbend — die abseits liegende Bucht der Schweiz erst erreichte, zur Auseinandersetzung mit dieser letzten und höchsten Welle einer materialistischen Epoche gezwungen. Die Artikel-Serie «Klassische und moderne Dichter» und der Vortrag «Ueber den unchristlichen Roman» sind die unmittelbaren Früchte der lange dauernden Kontroverse. Hierher gehören aber auch die Ibsen-Studie[154]) und in einem bedeutenden Teil die «Bergtouren auf

---

[153]) Ebenda. — Vergl. auch : Der Aar, 1911/12, 2. Jahrgang, Band 2, Zeitschriften-Rundschau : S. 140 ff. — Schweizerische Rundschau 1925/26, Heft 9. — Neue Zürcher Nachrichen, 1925, Nr. 315.

[154]) Alte und Neue Welt, 1906/07.

den Parnassus»[155]). Diese Stellungnahme war fast ausschliesslich ein Streiten um den Geist der Dichtung. Der gläubige Mensch, dessen konservative Gottinnigkeit den Kosmos und seine Ordnung als ein Gottgegebenes hinnahm, stand dem revolutionären sozialen Umwälzungswillen des naturalistischen Schrifttums wenn auch nicht feindlich, so doch nach seiner Natur ablehnend gegenüber. Das Weltbild durfte nur durch die Religion, im Sinne einer zunehmenden Verchristlichung, geändert werden[156]). Federer erkannte in aller Schärfe die Taggebundenheit der vorherrschend sozialistischen Ziele des Naturalismus, er sah die materiellen Hintergründe seiner Aufgaben, er empfand ihn als Kampf um praktischen Gewinn. Er galt ihm als tendenziöse Ausdrucksform einer ungesunden Zeit. Sehr bezeichnend dafür ein Urteil von 1898 über «Sozial-Dramen»:

«Diese sozialen Konflikte haben etwas so praktisch materielles an sich, dass sie die Poesie notwendig herabdrücken. Es hängt an einem Faden, ganz der Prosa zu verfallen, und wirklich sind denn auch die meisten sozialen Dramen keine Poesie mehr. . .

Sodann werden die sozialistischen Dramen einst sicher vergessen, dann nämlich, wenn unsere gesellschaftliche Wirtschaft wieder geordneter und ruhiger sein wird. Jene Stücke werden dann als Antiquitäten, als eigentliche Zeugnisse einer überstandenen kranken Zeit gelten, an die man nicht gerne zurückdenken mag»[157]).

Der Naturalismus schien Federer unfruchtbar, pessimistisch, niederreissend. Er nannte Ibsen einen Nihilisten der Dichtung:[158]) «Er sagt scharf, wie krank einer ist, aber nicht, wo die Gesundung läge»[159]). Der christliche Optimismus Federers verdammte eine derartige Geisteshaltung: «In der Kunst darf es keinen Nihilismus geben»[160]). Der Erhaltende und Aufbauende verlangte nicht nur Gerechtigkeit, sondern auch helfende Liebe. Im «seichten, matten Trank des Materialismus» fand er sie nicht. So lehnte er die naturalistische Dichtung, deren Gestaltungsprobleme ihn nicht unbeeinflusst liessen, als geistiges Phänomen aus religiösen Gründen ab.

---

[155]) Der Wanderer, 1908/09.
[156]) Vergl. oben S. 74 f.
[157]) Die Ostschweiz, 1898, Nr. 67.
[158]) S. Alte und Neue Welt, 1906/07, 41. Jahrgang, S. 68 ff.
[159]) Der Wanderer, 1909, 6. Jahrgang, Nr. 1/2.
[160]) Alte und Neue Welt, 1906/07, 41. Jahrgang, S. 68 ff.

Doch nicht allein darum. War der negierende Zug des rationalistischen Naturalismus nicht eine Erscheinung, die auch irrational gerichteten Kunstströmungen der Epoche eignete ? Lag dieses einseitige Bevorzugen des Dunkelmalens nicht wie ein Schatten über der ganzen Zeit ? Gewiss. «Das Resignieren auf das üble alte, aber auch auf das gute neue Leben»[161]) : es war das Merkmal der überall spürbaren Décadence, der Poesie des Verfalls[162]). Federers ganze menschliche Wesenheit lehnte sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegen diese Kunst der hoffnungslosen inneren Leere auf. Er verdammte ihre Schöpfungen :

«Solche Werke schaden, weil sie ein Unding geben, die reine Verneinung, die doch nimmer existiert, deren herrlicher Gegner sein tausendfältiges Ja wenigstens wie einen Rahmen um dieses Ausnahmebild zöge»[163]).

Seine gesund empfindende Natur verwarf die morbide, sensationsgierige Nervenliteratur. Er erachtete sie als so mürbe, dass sie nicht einmal mehr «zur Bejahung g e g e n sich, zur positiven Gegenarbeit» fähig sei[164]). Das ausgeprägte persönliche Verschiedensein, eine Abneigung gegen die Träger des Dekadenten, die sich im Einzelfalle fast bis zur Idiosynkrasie steigerte, führte zu so unbedingt verurteilender Polemik, wie wir sie bei Federer sonst nirgends finden. Die grosse Auseinandersetzung mit Friedrich Nietzsche freilich, dem die Bewegung ins mächtige Rollen bringenden Dämon, die zu erwarten wäre, fehlt. Federer mied den Disput mit dem «modernsten der modernen Sänger»[165]). Er bekämpfte nicht die Wurzeln, sondern bloss die Früchte des feindlichen Baumes.

Er stritt so gegen den Symbolismus und die Neuromantik. Sie galten ihm als unwahr und unnatürlich. Eine «Kunst von Echtheit, Innigkeit, Seele und Dauerhaftigkeit» aber — schrieb er 1901 im «Vaterland» — konnte nie auf dem Boden einer falschen Empfindung entstehen[166]). Mehr noch : Er warf der Dichtung der Décadence nicht nur das Unerlebte ihrer Gefühle vor, sondern er tadelte auch, dass sie gänzlich in diesen Gefühlen versinke. «Ist nicht die zeitgenössische Dichtung», fragte er, «mehr und mehr zu einer bequemen Gefühlslyrik, zu einer reinen Gefühlsmalerei heruntergesunken ? Wo sind wahre

---

[161]) Der Aar, 1911/12, 2. Jahrgang, Band 2, Liter. Rundschau: S. 710 ff.
[162]) Alte und Neue Welt, 1907/08, 42. Jahrgang, S. 707.
[163]) Der Aar, 1911/12, 2. Jahrgang, Band 2, S. 710 ff.
[164]) Ebenda.
[165]) Der Wanderer, 1908/09 : Bergtouren auf den Parnassus.
[166]) Nr. 243.

Epiker ? wo ist im Roman, in der Novelle noch echte lebendige Epik ? Versucht nicht jeder Autor seinen sogenannten psychologischen Roman, in dem das Gefühl und die Zeichnung des Gefühls überwuchert ?»[167]) Federer wollte eine Dichtung des Tatsächlichen, die auch dem Gefühl allen Raum gab. Er verstiess eine Kunst, die das reale Leben floh, deren Werke nur pochendes Herz, nur zuckende Nerven waren. Er wollte auch das Uebersinnliche in der Dichtung : als christliche Idee.

Neuromantik und Symbolismus enthielten viel Irrationales. Doch Federer nannte diesen Besitz «eine besonders geistreiche Unart des Modernismus. . . Alles, wovor sein kleines Gehirn am Berge steht, löst er in Symbole auf. Alles, was ihm unverständliches, weil nicht natürliches Ereignis scheint, erklärt er als Gleichnis»[168]). Federer lehnte das symbolistische Suchen ab. Es entstammte einem unreligiösen, erschütterten, von Verneinung triefenden Lebensgefühl. Der christliche Künstler, geborgen im festen Panzer seines «soliden Glaubens», urteilte darüber :

«Das Symbolische ist in der Kunst und Literatur nie von besonderem Segen für eine gedeihliche Entwicklung ihres Faches gewesen. Es hat immer zu Unklarheiten geführt und einer Hauptforderung aller echten Kunst im Wege gestanden : plastisch, menschlich wahr und lebenswarm zu schildern»[169]). Demgegenüber postulierte Federer : «Die echte Poesie will Fleisch und Blut, Gestalten von Erdgehalt und dem Stempel der Geistigkeit, will Himmel und Erde, aber nicht diese wie kranke Nebel zwischen Natur und Uebernatur schwebenden symbolistischen Träume»[170]). Nicht Symbole sollte sie geben, sondern das Reale, Sinnbildlose, Urgegenständliche[171]).

Von den neuromantischen Schriftstellern — Federer sprach ihnen das Dichtertum ab, wertete sie als blosse Artisten — wurden vor allem Ricarda Huch (historische «Mosaik-Romane») und Hugo von Hofmannsthal abgelehnt.

Mit dem Begriffe «Artist» berühren wir den geistigen und körperlichen Gegenpol von Federers künstlerischer Wesenheit. Dem scholleverhafteten Alemannen war nicht nur ein literarisches Bohèmetum in jeder Form fremd, ja schlechthin unverständlich, er hatte geradezu einen physischen Widerwillen

---

[167]) Alte und Neue Welt, 1907/08, S. 704 ff.
[168]) Ebenda.
[169]) Alte und Neue Welt, 1907/08, S. 704 ff.
[170]) Ebenda.
[171]) S. Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 14.

gegen jede Kunst, von der er glaubte, dass sie nicht aus natürlicher — und naturgemässer — Schöpferkraft entsprungen sei. Er schied zwischen Poeten und Nur-Künstlern, zwischen Dichtern und blossen Stilisten, literarischen Psychologen, schreibenden Gestaltungsmathematikern. Es war der Standpunkt dessen, der einmal schrieb : «Die Form sei respektiert, aber nur als Kleid des Wesens !»[172])

Federer war kein Verächter des Formalen, aber doch alles andere als ein Formalist[173]). Es erhellt dieses aus seiner Poetik ; es zeigt sich aber auch im dichterischen Werk, das oft der nachfeilenden Hand entbehrt. Wusste Federer um seine stilistischen Mängel, seine tektonischen Schwächen ? — Er sprach häufig von seinem Unvermögen, machte sich selber gering, unbedeutend. Diese harte Ehrlichkeit in der Selbstkritik hat zuweilen wohl in einem Gefühl der Minderwertigkeit ihren Grund; kaum dürfte man sie jemals Pose nennen. Aber gewiss ist sie oft versteckte trotzige Selbstbehauptung: Der Dichter mag nicht anders scheinen als er ist. Er sieht die Fehler, die man ihm vorwirft ; er schliesst sich dem Tadel an, weil sie ihn nebensächlich dünken. Es geht bei Federer um den Geist der Dichtung, nicht um ihr Gewand. Er war kein Artist und wollte keiner sein. Er gab dieser Abneigung so ungehindert Ausdruck wie er den eigenen Besitz und das eigene Wollen zur Schau stellte. Beidemal jedoch offenbarte er damit sich selbst. In den Aufsätzen «Die Heutigen und Conrad Ferdinand Meyer»[174]) liest man : «Das ist ja gerade das Eigentümliche starker, selbständiger, schöpferischer Persönlichkeiten, . . . dass sie vor allem s i c h, nicht den Künstler, in der Kunst erleben, ganz gleichgültig, ob dies Erlebnis ein bejahendes, ein verwandtes, zustimmendes oder ein verneinendes, ablehnendes, gegensätzliches ist»[175]). Diese Worte zeigen ein unbeabsichtigtes Selbstbildnis des Kritikers Federer.

Die Verurteilung des Artistentums lief auf die Bekämpfung jenes zeitgenössischen Schriftstellers hinaus, den Heinrich Federer als bedeutendsten Antipoden seiner Erzählungsweise empfand : Thomas Manns. Auch anderen Prosaikern ersparte er den Vorwurf nicht : einem Walter Bloem oder einem Jakob

---

[172]) Der Aar, 1911/12, 2. Jahrgang, Band 1, S. 285 ff : Zeitschriften-Rundschau.
[173]) Vergl. oben S. 71 f.
[174]) Neue Zürcher Nachrichten, 1923, Nrn. 337, 339, 340, 341.
[175]) Ebenda, Nr. 340.

Wassermann[176]) ; doch dies waren leichte Ausfälle, gemessen an den schweren Schlägen, die er immer und immer wieder gegen den Norddeutschen führte.

Federer lernte Thomas Mann kennen, als er für den «Aar» seine weitschweifenden Rezensionen schrieb. Er las «Die Buddenbrooks» und den «Tod in Venedig». Es waren Décadence-Erlebnisse[177]). Dieses allein genügte Federer schon, um Mann den «Genius des Schöpferischen» abzusprechen[178]). Dazu kam die völkische Verschiedenheit. Der Lübecker schien dem Alemannen kühl, gefühlsarm, nüchtern, rationalistisch. Er mass ihn mit den Massen seiner eigenen Natur. Diese Masse versagten an dem Andersgearteten ; Federer schloss daraus auf Naturfremdheit des Menschen und Künstlichkeit des Werkes. Diese Meinung steht nur scheinbar im Widerspruch zu seiner Aussage, Thomas Mann sei, was «die künstlerisch-heimatliche Eignung» anbelange, ein wahrer Heimatmensch[179]). Wenn Mann auch Geist und Bild seiner Vaterstadt aufs getreueste schilderte, blieb er in Federers Augen doch nur der meisterliche Artist, er wurde trotz all seines Könnens nicht zum Poeten. Es geht dieses aus den Bemerkungen zu den «Buddenbrooks» deutlich hervor. Federer schrieb, hier finde man «vollendete Heimatkunst im geschlossensten Roman. Es gibt Dichter, die ihn den besten Roman der Gegenwart nennen. Als Heimatstück ist er auch wohl unübertrefflich.

Dennoch steht das Werk unseres Erachtens künstlerisch unter den Romanen von Frenssen, weil zuviel kritische, zu wenig schöpferische, poetische, ergreifende Arbeit im Opus steckt. Es ist ein Buch von viel mehr Vernunft als Intuition, von viel mehr Experiment als Einfall, mehr Geist als Herz, mehr Zusammenstücken als grosses Hauen, mehr Mosaik als Gemälde, mehr erarbeitet als erschaffen ; aber vom grössten, was Fleiss und Verstand und scharfe Sinne mit wenig Poesie fertig bringen»[180]). An anderer Stelle heisst es in gleichem Sinne, das dichterisch schwache Buch suche seinesgleichen «in zwei nicht poetischen, aber sozusagen doch künstlerischen Eigenschaften, nämlich im logischen Rahmen des grossen Stoffes und dann in der mathematisch ausgeklügelten, mosaikartigen, aber mit genialer Charakterisiergabe durchgefügten Arbeit selbst. Thomas

---

[176]) S. Der Aar, 1912/13. Band 1, S. 568, Fussnote.
[177]) Vergl. ebenda, S. 416 ff : Literarische Rundschau.
[178]) Ebenda, 1911/12, Band 1, S. 570 ff : Literarische Rundschau.
[179]) Ebenda, 1910/11, Band 1, S. 569 ff : Der heimatliche Roman.
[180]) Der Aar, 1910/11, Band 1, S. 569 ff : Der heimatliche Roman.

Mann ist hier als Logiker und psychologischer Detailarbeiter zwanzigmal grösser denn als Dichter. Und diese Logik und diese unfehlbare Arithmetik im Charakteristischen wirkt bei einem an sich schon tragischen Thema weit mehr als das gleiche Werk eines mittelmässigen Poeten wirken könnte. Denn Logik und wahre Charakteristik sind eben auch Riesengewalten. Es ist eine fast unvernünftige, jedenfalls ungeheure Zumutung an Thomas Mann, er müsse zu diesen zwei Kräften auch noch das eigentlich Poetische in der gleichen Stärke besitzen. Besässe er es wie Frenssen es hat oder gar wie die Handel-Mazetti, dann würde Thomas Mann uns überhaupt die grösste Poesie der Gegenwart geschenkt haben.

So aber ist Thomas Mann in seinen Buddenbrooks als Poet wahrhaft klein. Man lese einmal das Kapitel vom Typhus des Enkels oder von dessen Zahnübel. Es ist geschrieben wie ein Arzt es nicht besser könnte, die Zahngeschichte überdies mit ungeheurer Sensibilität. Aber ohne einen Funken Poesie!

Hier haben wir also einen Fall, wo sozusagen die gesamte literarische Kritik die Leser irreführt, indem sie ein künstlerisches Werk, das nicht zugleich ein dichterisch grosses ist, dennoch in der letztern Eigenschaft hoch hebt. Wohin käme unsere erzählende Literatur, wenn solche Muster nun ihr Höchstes wären! Zum Fachroman der Medizin, der Musik, der Juristerei, zur logischen oder rhetorischen Addition von tausend erzählerischen Faktoren in eine Summe namens Roman. Es wäre eine neue Art nürnbergischer Handwerksdichtung. Die Poesie aber, die liebe, schöne, schliefe irgendwo in einem böhmischen Dickicht ihren zweiten Dornröschenschlaf»[181]).

Federer trug seine ersten Urteile auch an spätere Bücher Thomas Manns heran. Eine Kritik des «Zauberbergs» von 1925, die mit tiefer Bedeutung in eine Besprechung des Romans «Das letzte Kapitel» von Hamsun eingeschlossen wurde, lässt die Gegensätze des eigenen und fremden Wesens eher noch schärfer zusammenstossen. Der Dichter äusserte sich: «. . . ich kann nicht anders, als den andern Sanatoriumsroman «Zauberberg» von Thomas Mann hier zum Vergleich herbeiziehen. . . Der grosse Meister des hanseatischen Familienromans, wie mühsam gegenüber der Schöpferfrische Hamsuns, wie ausgeklügelt neben der Erfindungsfülle des Norwegers, erscheint er dem Unbefangenen. Wie wird das, was in Torahus als Humor lächelt, in Davos zur Karikatur verzerrt! Und die Sprache! Alles so ganz

---

[181]) Der Aar, 1910/11, Band 2, S. 284 ff: Zeitschriften-Schau.

Natur dort, hier so viel Gekünsteltheit. Viel Geist und Können beiderorts, aber dort so lebendigmachend, hier so oft nur ausstopfend und einbalsamierend. Dort alles Tat und Geschehen, hier so viel Beschreibung, Diskussion, Katheder- und bessere Stammtischrede. Dort die Kunstmittel nur für die Kunst, hier so überaus häufig zu ästhetischen und politischen Geistreichigkeiten, zu philosophischem Dozieren, kurz zu Dingen gebraucht, die alles Tüchtige, nur nicht mehr Kunst bedeuten. So kommt es, dass wir vom fernen, nie gesehenen Torahus eine viel klarere Anschauung bekommen als von Manns Davoser Lungensanatorium, obwohl Knut Hamsun hundertmal weniger beschreibt und mit dem fachlichen und technischen Wissen, das er ja reichlich besitzt, ebenso geizt wie Thomas Mann damit prasst Wie noch selten einmal wird uns hier ein Fingerzeig geboten, was zur eigentlichen Dichtung nötig, nützlich und überflüssig ist»[182]).

Alle diese Gegenüberstellungen von (wie Federer sie verstand) Werten und Eigentümlichkeiten wirklicher Poesie und solchen einer letzlich nichtschöpferischen Aesthetenliteratur, diese Gegenüberstellung also von wahrhaft produktiver, poetischer Arbeit und blossem Kritizismus, von intuitivem und rein vernunftmässigem Erfassen der Erscheinungen, dieses Loben einer epischen Darstellung, die auf Tat und Geschehnis abstellt und ein anschauliches Gemälde schafft, dieses Tadeln einer Gestaltung, die auf Beschreibung und Rede sich stützt und ein blass aufzählendes Mosaik erstellt, alle diese Entweder-Oder sind gebunden an die Pole natürliches Leben einerseits, naturfremde Gekünsteltheit andererseits. Wenn Federer beim «Tod in Venedig» von Kritizismus und Aesthetizismus sprach, von der «fast an einen allerfeinsten Chirurgen gemahnenden Zergliederung der Novellenseele, wozu der ausgesucht feine, erlesene und mit tausend Feilen erfeilte Stil» so durchaus passe, wenn er aussagte, dass er «im metallenen Duft dieser ausgeklügelt zarten literarischen Goldschmiedekunst . . . Atemnot nach gesunder, frischer, lebendig wehender Naturluft» bekommen habe[183]), dann erkennen wir, dass die Stärke der Abneigung gegen Mann so gewaltig war, dass sie nicht allein die geistigen Bezirke erfüllte, sondern geradezu zum körperlichen Widerwillen wurde. Der Dichter empfand Atemnot. Konnte dem Asthmatiker Aergeres geschehen ? Wohl kaum.

---

[182]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 319.
[183]) Der Aar, 1912/13, Band 2, S. 427 ff : Zeitschriften-Rundschau.

Federer sah bei Thomas Mann nur den klaren, logischen Geist ; er übersah das Herz, das der beherrschtere Norddeutsche weniger zeigte als der gefühlsoffene, ungleich naivere Alemanne. Er meinte einmal, Mann stehe «mehr über als in seinen Personen» und folgerte : «das heisst eigentlich nicht mehr und nicht weniger als : mehr Schachspiel als Leben, mehr Mathematik als Dichtung»[184]). — Federer war das Widerspiel eines derart gekennzeichneten Literaten. Auch er freilich ein «Erzählerkünstler» ; nicht immer aber ein künstlerischer Erzähler. Doch ihm schien eben das menschliche Im-Werk-Stehen wichtiger als das artistische Darüber-Herrschen. Gewiss erstrebte auch er eine Vereinigung der gehaltlichen und gestaltlichen Vorzüge : allein die Betonung lag immer auf dem Gehalt. Denn die Dichtung musste wie das Leben den Weg der Erneuerung von innen nach aussen gehen[185]).

Oft machte Federer seiner Zeit den Vorwurf, ihr fehle die Fähigkeit und Musse, um wahre Epik aufzunehmen und zu würdigen. So schrieb er : «Das Stündliche, das Momentane nimmt mehr und mehr überhand, nicht eine schöne, starke, wohlgegliederte Zeit, sondern die kleine, delikate, pfeilschnelle Minute regiert. Eine gewisse epische Langatmigkeit, ein behagliches Spinnen am Faden, ein eigentliches Erzählen — nicht Schildern ! noch weniger Beschreiben und Malen ! und nicht Konversieren ! — nein, Erzählen sage ich, das halten unsere zappeligen Menschlein nicht mehr aus. Das will rennen, laufen, toben, will zitternde Skizzen, neblige Momentbilder, Blitzlichter in ein furibundes Milieu, will totneue Probleme, noch nie gesagte und nie geknüpfte Fabeln, will dabei recht viel Gedankenstriche und Ausrufzeichen und ab und zu einen unvollendeten, in mystische Ungewissheiten weisenden Satz. Und die hohe, gesunde, ermüdete Muse sucht links und rechts umsonst ein Ruhebänklein»[186]).

Doch auch hier siegte der unverwüstliche Optimismus. Er nannte die «Artisten» vom Schlage Thomas Manns und Hofmannsthals «eine kleine Partei im grossen Parnassus der Dichtung ; eine exquisite, nicht so ganz natürliche und jedenfalls nicht die wahrhaft gesunde und geniale Dichterkraft, die wir in den ganz grossen Erzählern aller Zeiten und Völker, um von der jüngern Periode zu reden, in Gottfried Keller, Storm, Lagerlöf, Björnson, Tolstoi, Turgenjew, in Ebner-Eschenbach, Jonas

[184]) Der Aar, 1910/11, Band 2, S. 284 ff : Zeitschriften-Schau.
[185]) Vergl. oben S. 51.
[186]) Der Aar, 1910/11, Band 1, S. 287 ff : Zeitschriften-Rundschau.

Lie, in Dickens, Daudet finden»[187]). Mit hoffender Ueberzeugung rief Federer, dem «unfehlbaren Urteil der Nachwelt» seine gute Sache anheimstellend :

«Das dichterische Erzählen geht nie aus. Mögen Moden der Erfindungsarmut, der blossen minutiösen Beobachtung und geistreichen Deutung, der psychopathischen Kopierausbeutung regieren, an ihrer Substanzlosigkeit werden sie einst zugrunde gehen und die Enkel werden den Tamtam der Grossväter über diese arme zweitklassige Kunst nicht mehr begreifen»[188]).

Zum sechzigsten Geburtstag Ernst Zahns schrieb der Dichter eine seiner zugleich liebevollen und ehrlichen Darstellungen mitstrebender Künstler, eine jener Studien, die die Schwächen eines Schriftstellers nie übersehen, lieber aber bei seinen Stärken und Vorzügen verweilen. Dieser Essay war für Federer eine der letzten zwanglosen Gelegenheiten dichterischen Bekennens. Er liess sie nicht ungenützt vorübergehen, stellte nochmals die Ja und Nein seines Programms gegeneinander, die Ja und Nein nun auch des geschaffenen Werkes. Eine Abrechnung und ein Sich Behaupten : «Sechzigster Geburtstag ! Wir Sechziger können es so oft wir wollen hören, dass wir zum alten Eisen gehören. Unser Sujet sei verbraucht, unsere Technik veraltet, unsere Einstellung in die ganz neue, ganz grüne Welt, in ihr Denken und Wollen ein invalides Bestreben. Nun, nun, gewiss sind wir alt und gerne machen wir jedem Platz, der wahrhaft Neues bringt. Aber jene sprachlichen und ästhetischen Neuerungen, die jetzt vom Auslande her geoffenbart werden, jene gequälten Raffiniertheiten, jene gekünstelte Mystik und exzentrische Problematik, jenes Hypereinfache und Hyperkomplizierte, du lieber Himmel, das ist ja vielfach noch weit älter als wir und jedesmal nach einer Ermüdung der Kunst und Literatur genau so dagewesen, ein ganz banales Wiederkäuen von jahrhundertalten Pröblereien. Frisches Blut gehört in die Literatur, gewiss, und wir wollen es mit goldenen Schalen auffangen, frisches Blut, aber nicht altes, abgestandenes Wasser»[189]).»

Das frische Blut fehlt Federers Büchern nicht. Sie sind — und hierauf beruht ihr vorzüglichster Wert — nicht so sehr künstlerische Schöpfungen als Offenbarungen eines selten reichen und edlen menschlichen Wesens. Es sind Spiegelbilder einer wirklich christlichen Persönlichkeit, eines grossen Ethi-

[187]) Der Aar, 1912/13, Band 2, S. 427 ff : Zeitschriften-Rundschau.
[188]) Neue Zürcher Nachrichten, 1924, Nr. 155.
[189]) Neue Zürcher Nachrichten, 1927, Nr. 22.

kers brüderlichen Lebens, dessen Schaffen durchaus im Dienst seiner religiösen Ideale stand. Das Ziel der Arbeit war die Wiederaufrichtung eines göttlichen Reiches, die Verwirklichung einer neuen, geheiligten Welt. Dieses zu erreichen, schrieb der Dichter volkstümlich, für die hilfsbedürftige Masse einer hilfsbedürftigen Gegenwart. Er kleidete (im Zahn-Artikel) diese Absicht, sein Wollen und Können gleichermassen umreissend, in die Worte : «Ich für mein Teil muss bekennen, dass ich lieber mit einem gesunden, guten, wenn auch nicht unsterblichen Werke meine Zeitgenossen zu Hunderttausenden für eine kurze frische Gegenwart gewänne, bis das Buch sich ausgewirkt und seinen schönen Tag vollendet hat, als dass ich eines jener klassischen Werke erbrächte, die sich mit ihrer Unsterblichkeit durch exklusive Zirkel, seltene Salons, höhere, mit unterdrücktem Gähnen erfüllte Literatursäle hindurchhüsteln müssen. Gewiss, das Grösste bleibt ein populäres, wirklich das Volk durchdringendes Geniewerk. Aber wie viele gehen auf ein Jahrhundert ?»[190]).

---

[190]) Neue Zürcher Nachrichten, 1927, Nr. 22.

VI. Der Journalist

Die politischen Aufgaben und ihre Erfüllung

In der Laufbahn des Tagesschriftstellers Federer liegen zwei Zeitabschnitte, da ein äusserer Anstoss den stets gegenwärtigen Drang nach Klärung und Erklärung von Aufgabe und Tun zum bekennenden Worte werden liess.

Das erstemal war dieses der Fall, nachdem Heinrich Federer das Priesteramt aufgegeben hatte, als er die Leitung der «Zürcher Nachrichten» übernahm und innehielt. Was bedeutete dem jungen Redakteur die Zeitung ? Was bedeutete ihm der Journalismus ?

Man darf nicht vergessen, dass der Kaplan im stillen Jonschwil den Blick auf das Weltgeschehen keineswegs verschmähte. Er kannte nicht nur die moderne Literatur, er las auch die grossen Tagesblätter des In- und Auslandes, und ihre steigende Bedeutung im Leben der Gesellschaft entging ihm nicht[1]). Er beobachtete ihren Einfluss auf die Meinung der Massen und war sich klar über die ungeheure Verantwortung, die hinter dem Arbeiten mit einer solchen Macht sich bergen musste.[2]) Mit diesem Wissen bezog er den Posten in Zürich. Er täuschte sich nicht über die bescheidenen Verhältnisse der «Nachrichten» hinweg, noch überschätzte er die Wichtigkeit seiner Stellung. Aber er hielt beide doch für wertvoll genug, um sie mit strengsten Masstäben zu messen. Der neue Beruf war ihm Berufung : so ging er mit höchsten Grundsätzen an das journalistische Wirken heran.

Das Schrifttum des Zeitungsschreibers trägt wie das spätere Schaffen des Dichters den Stempel der religiösen Gläubigkeit und lautern Ethik Federers. Es ist weltanschaulich bestimmt und gehorcht in seiner Erfüllung in weiten Teilen den aufgestellten Forderungen des «christlichen Programms». Darüber gibt bereits der Leitartikel «Ein Wort an unsere Leser», mit dem Federer seine Tätigkeit eröffnete, Aufschluss[3]). Bezeichnend

---

[1]) Vergl. Die Ostschweiz, 1898, Nr. 294 ; s. auch oben S. 13.

[2]) «Ueber die Presse in unsern Tagen» hielt Federer im Dezember 1900 einen Vortrag in Einsiedeln, in welchem er diese Gedanken aufnahm. Vergl. Vaterland, 1900, Nr. 297.

[3]) Zürcher Nachrichten, 1899, Nr. 99, S. Anhang.

schon das eine, dass der Journalist der hohlen Redensart und banalen Phrase auszuweichen sucht. Nicht durch artige Versprechungen, sondern durch die Tat «das ganze Jahr hindurch» will er seine wahre Gesinnung bezeugen. Sie ist bestimmt durch die Aufgabe und deren Auslegung: «Unsere Zeitung soll ein unterhaltendes und belehrendes Bindeglied der zürcherischen Katholiken sein, so trägt man mir auf, und da liegt es auf der Hand, dass der Standpunkt des Redaktors überall der katholische sein wird.» «Katholisch» aber heisst für Federer: Fortschrittlich, brüderlich, liebevoll. «Engherzigkeit gegen Wissenschaft, Kunst, Sozialpolitik . . . oder Angstmeierei vor der Wahrheit» ist seine Sache nicht. Den Meinungsstreit, den unvermeidlichen, will er «mit sachlicher Ruhe» zu führen suchen. «Nur da gibt es Krieg, wo Angriffe auf die religiöse Ueberzeugung mutwillig gemacht werden. Man soll uns eines solchen Attentats auf das Höchste und Edelste, was im gläubigen Herzen liegt, nie beschuldigen können, aber auch stets gerüstet finden, solchen Taktlosigkeiten die gebührende Lektion zu geben.»

Diese Sätze über die Polemik charakterisieren den Journalisten. Nichts kann ja die Berufsmoral eines Zeitungsschreibers so sehr adeln oder entwürdigen wie der Meinungsstreit. Wenn wir nun festhalten, dass Heinrich Federer die Läuterung und Veredelung der Polemik in den Mittelpunkt seiner beruflichen Bestrebungen rückte, versteht man am ehesten, wie hoch er den Journalismus stellte. Er forderte ein entpersönlichtes Betrachten der strittigen Gegenstände: «Lasse man die Person in Ruhe, besehe man einfach die Sache»[4]). Er verlangte — ein als Selbstverständlichkeit erscheinendes Begehren, dem doch die journalistische Praxis nicht selten zu wenig entspricht — Kenntnis der behandelten Stoffe und Verständnis dafür: «Kein Unwissender sollte über ein Thema schreiben, das ihm so fremd liegt wie der Nordpol. Er lasse den, der sich erfahrungsgemäss in der Angelegenheit auskennt, reden und falle ihm nicht ins Wort. So würde manche Hitze und Bitterkeit des Zeitungskrieges hinfällig»[5]). Er postulierte endlich: «Lasse man überhaupt das einem Jeden Heilige und Verehrungswürdige aus dem Spiel. . . Man soll wissenschaftlich und ernst dagegen fechten, wenn doch einmal ein Gefecht stattfinden muss, aber daneben ehre man eines Jeden ehrliche Ueberzeugung»[6]). Derart bemühte sich Federer, das Niveau des Journalismus zu heben, ihm nicht

[4]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 60.
[5]) Ebenda.
[6]) Ebenda.

nur eine äusserlich starke, sondern auch innerlich reine Geltung zu verschaffen. Er betrachtete die Zeitung als überaus wichtiges, «weitherziges und weitsinniges Bildungsmittel»[7]) und stellte demgemäss seine Ansprüche an ihre Wesenseigenschaften. «Die Zeitung soll die Leser zu sich emporziehen, nicht zu ihnen heruntersteigen», schrieb er einmal[8]). Sein ganzes Wollen als Journalist ist in diesem Satze eingeschlossen.

Die krisenhaft bewegte Zeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnte Zeitungsleute mit dem festen Grundsatz, eine saubere und ehrliche Feder zu führen, wohl gebrauchen. Auf dem Boden der öffentlichen Politik hatte eine unaufhaltsame und entscheidende Bewegung eingesetzt, deren Zeichen die Gemüter lebhaft erregten. Wir meinen den allmählich sich vollziehenden Uebergang von der «Idealpolitik» der liberalistischen Aera zu der «Realpolitik» der Gegenwart. Die alten «politischen» Parteien gruppierten sich um. Wirtschaftliche und soziale Verbände wurden gegründet, und ihre Interessen machten sich in steigendem Masse fühlbar. Es trat eine zwangsläufige Verschiebung der Kräfte im Staat ein, und charakteristische Folgen in der äusseren und inneren Politik der Länder zeugten für diesen Wechsel.

Der südafrikanische Krieg — das bedeutendste Ereignis, das Federer als Redakteur erlebte — wirkt durch seine klar ersichtlichen wirtschaftlichen Hintergründe symptomatisch. Aber auch der Boxeraufstand in China und die damit verbundene Militärexpedition der zivilisierten Mächte nach dem Reich der Mitte oder die Besetzung der Philippinen durch die nordamerikanische Union verleugnen die neue — wie die Zeitgenossen sie nannten — «imperialistische» Politik keineswegs. Die Konferenztätigkeit im Haag, das Ringen um eine Verbesserung des geltenden Kriegsrechtes und um die internationale Schiedsgerichtsbarkeit erschienen neben diesen Vorgängen gering und ohne Bedeutung für die Zukunft.

Die sich verändernde Lage ermutigte die politischen Minderheiten, den Kampf um ihre Ziele mit mehr Hoffnung auf Erfolg als dies bisher der Fall gewesen war, aufzunehmen. Die Sozialdemokraten, von Lassalle und Marx in ihren Programmen oft bereits abweichend, erhielten Zuwachs. Aber auch die konservativen Elemente und im besonderen die Katholiken wagten mit frischer Stosskraft Angriff auf Angriff. Die Scharten des Kultur-

[7]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 60.
[8]) Ebenda, Nr. 38.

kampfes sollten ausgewetzt werden. Man hatte die Schläge nicht verschmerzt, noch sich damit abgefunden. Nun suchte man ihre Wirkung nachträglich zu mindern oder gar aufzuheben. Der Wille, wieder aktiv ins Getriebe des Staates einzugreifen, wurde überall lebendig.

Die Schweiz entzog sich der allgemeinen Strömung nicht. Auch hier erhob die alte Opposition neben der jungen kräftig das Haupt. Die Gründung der «Zürcher Nachrichten»[9]) war einer der zahlreichen Merksteine der vordringenden Reaktion. Als Sprachrohr der Katholischen Volkspartei Zürichs[10]) vertrat die Zeitung vorerst eine kluge und geschickte Opportunitätspolitik, die ihre Berechtigung aus den Schwierigkeiten der Verhältnisse herleitete. Man nahm die Hand des Verbündeten, wo immer sie sich bot — auch wenn man seinen Anschauungen wenig Beifall zu zollen vermochte. Das Zusammengehen mit den Sozialisten gegen die Liberalen gehörte zu dieser Praxis. Sie lag nahe : nur die Berücksichtigung der Bedürfnisse der unteren gesellschaftlichen Schichten — und die Diaspora Zürich hatte gerade mit diesen zu rechnen — konnte die grosse Masse der Glaubensgenossen dem politischen Einfluss der Kirche erhalten.

Die «Zürcher Nachrichten» und ihr Redakteur Federer besassen zu diesem katholischen Sozialismus besonders enge Beziehungen ; man könnte sie sogar nicht mit Unrecht als die journalistischen Träger der Bewegung in der Ostschweiz bezeichnen. In einer Glossierung städtischer Wahlen «Die sozialistischen Misserfolge» von 1901 lesen wir : «Die sozialistische Partei steht uns in vielen Punkten näher als die liberale. Insofern wir Katholiken nämlich aus Arbeitern, Werkleuten, Dienstangestellten grösstenteils unsern Harst bilden, haben wir ganz ähnliche oder gleiche soziale Bestrebungen zu Gunsten der Arbeit und Arbeiter wie die Sozialisten, und die neutralen Gewerkschaften z. B. sind uns daher wahrhaftig ernst»[11]).

Heinrich Federer beschäftigte sich nicht nur aus Parteirücksichten mit diesen Problemen. Die Welt voll Sorge und Qual, die — wie er einmal schrieb — dem sozialistischen Atlas auf dem Rücken liege[12]), rief seinen christlichen Geist an und forderte Hilfe. Federer erkannte, dass Gerechtigkeit allein die Erlösung nicht bringen könne. Zu der Stimme der Vernunft

---

[9]) S. oben, S. 14.
[10]) Konstituiert im Oktober 1901. S. oben S. 14 f. Federer gehörte dem städtischen Zentralkomitee an.
[11]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 57.
[12]) Ebenda, Nr. 36.

musste die Stimme des Herzens sich gesellen. «Wo die Gerechtigkeit und ihr Vertragsparagraph aufhört, beginnt das ungeschriebene Gesetz der Liebe», schliesst ein «Lasst sie hungern!» überschriebener Leitartikel[13]). Der Weg des Klassenkrieges lag Federer fern. Es ging ihm um den sozialen Ausgleich, nicht den sozialen Umsturz. Davon spricht ein Feuilleton im «Volksverein» ; es handelt vom Spiel der Kinder, in das der Schriftsteller soziale Elemente tragen möchte : «Stärker, als wohl einer glaubt, hilft dieses Spiel unserer Jungen entweder zur Verschärfung der sozialen Nöte oder zu ihrer Milderung mit. Denn was einst nur Spiel war, wird nun Ernst. Und wer es im Spiel eingesehen hat, dass soziale Zusammengehörigkeit die beste Harmonie schafft, und wer so mit seinen grossen und kleinen Zehen und hernach mit den Soldätchen und Kameraden auf der Gasse in ein richtiges Verhältnis der Brüderlichkeit kam — der wird auch über manche soziale Kluft und Krisis des späteren grossen Lebens den Weg hinüberfinden, den hundert andere verfehlen.

Sozialen Zug ins Kinderspiel !»[14])

Nie war Federer Sozialist im marxistischen Sinne, wenn er auch heftige Anklagen gegen das kapitalistische System schleuderte. «Die Macht der arbeitenden Klassen will man heute der Welt zeigen», heisst es in einer «Sonntagspost» mit dem Titel «1. Mai». «Die Macht der nicht arbeitenden Menschen sieht man alle Tage ; man hat immer Gelegenheit, sich vor dieser elenden Nichtstuerei zu ekeln!»[15]) Oder noch schärfer und unverhüllter bemerkte er zu Frenssens «Untergang der Anna Hollmann» : «Der Roman . . . ist ein Schrei nach sozialer Gerechtigkeit, nach Vergeltung des Guten und Bösen, den wir ehrlich mitschreien müssen. Es ist eine Blosstellung der Moral der Mächtigen, der Kapitalregenten, der Geldkönige, wie wir sie heute im sogenannten Amerikanismus des Geldes und Handels, im Trust, der nur Absolutismus und Knechtschaft kennt, in aller Herzhaftigkeit verdammen. Es ist die Moral der Mächtigern und Reichern, die Ethik jener Industrie, die nichts Höheres als Beutemachen kennt»[16]). — Aber : «wir können nicht leben ohne Gesetz und Obrigkeit, zwei Verhältnisse, an denen die Sozialisten immerfort rütteln», hatte der Redakteur bereits 1901 festgestellt und durch Wort und Tat bewiesen, dass seine Einstellung eine konservative

---

[13]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 10.
[14]) 1912, Heft 2.
[15]) Vaterland, 1900, Nr. 103.
[16]) Der Aar, 1911/1912, Band 1 : Literarische Rundschau, S. 570 ff.

war, dass Aenderungen in der gesellschaftlichen Struktur für ihn nur dann in Betracht kamen, wenn sie das Bestehende berücksichtigten. Mit dieser grundsätzlichen Ablehnung des Marxismus verband sich eine persönliche.

Der Individualist, der die Persönlichkeit so überaus hoch wertete[17]), wehrte sich gegen das «Arbeiten im sozialistischen Zukunftsstaat»[18]). Das Luftbild des Schlaraffenlandes behagte ihm nicht. Er wünschte eigenen Besitz, erworben durch eigene Bemühung. Eine andersgerichtete Tätigkeit schien ihm seelenlos, unschöpferisch zu sein, versozialisiert, nicht sozial. «Spurlos wie ein Bächlein geht das Individuum, seine Arbeit und sein Arbeitsglück im unpersönlichen grossen Ozean des Sozialismus unter.» Er folgerte: «Wie langweilig, wie trostlos und ach wie zielleer muss also das Schaffen der Zukunftsstätler einmal sein! Da gibt es keine Gefahren und keine Gewinne, kein Heldenwerk, keinen Opfermut, keine Wagnisse, keine Grösse. Da verliert die Arbeit nach und nach ihre heimatliche, ja ihre persönliche Farbe und wird ein ausdruckloses System. Ich möchte sehen, wer es dabei nur vierzehn Tage aushielte. Ein Charakter, ein strammer Kopf mit eigenen Plänen jedenfalls nicht. Kein Künstler, kein Denker! Keiner, der edlen Stolz hat, der etwas auf sich hält, keiner, der in der Arbeit eine Würde und Bürde seines Lebens sieht.» Und er endete seine Betrachtung: «Nicht selbständig, nicht schöpferisch arbeiten dürfen, nicht um Eigentum arbeiten dürfen, o Gott, das verleidet mir den ganzen Zukunftstaat»[19]).

Weil — wie Federer später rückschauend bemerkte — die Katholiken in jenen Tagen «recht arm und vereinsamt, von den kulturkämpferischen Ideen der nichtkatholischen Welt und ihrer Gesetzgebung verschüchtert, erniedrigt, verbittert» sich fühlten[20]), nur deshalb leisteten sie, trotz aller Bedenken, der sozialdemokratischen Partei Vorschub. Nur im Verein mit den Umstürzlern von links konnten die Reaktionäre von rechts hoffen, die liberale Ordnung zu erschüttern.

Das bedeutendste der gemeinsamen Ziele war die Ersetzung der Majorzwahl — besonders des Nationalrates — durch die Proporzwahl. In zahlreichen Artikeln trat Heinrich Federer für diesen Gedanken ein. Er schied von den «Zürcher Nachrichten», ohne dass dem Wunsche Erfüllung geworden wäre. Im Gegenteil

---

[17]) S. oben S. 43 ff.
[18]) Der Volksverein, 1912, Heft 4.
[19]) Der Volksverein, 1912, Heft 4.
[20]) Neue Zürcher Nachrichten, 1928, Nr. 68.

wurde am 4. November 1900 die sogenannte Doppelinitiative, die Proporzwahl des Nationalrates und Volkswahl des Bundesrates verlangte, wuchtig verworfen. Die Freisinnigen triumphierten noch einmal über die Allianz der Sozialdemokraten, der katholischen und protestantischen Konservativen und aller andern unzufriedenen Elemente. Diese Abstimmung gehört neben der Verwerfung der Unfall-, Kranken- und Militärversicherungsvorlage durch das Volk (20. Mai 1900) zum Wichtigsten, was sich in der schweizerischen Innenpolitik während Federers Redaktionstätigkeit ereignete.

Doch die staats- und sozialpolitischen Fragen nahmen im Aufgabenkreis der «Zürcher Nachrichten» wohl einen grossen, aber nicht den eigentlich hochgewertetsten Raum ein. Die entscheidende Rolle kam dem Konfessionellen zu, den Bestrebungen der päpstlichen Kirche. Der Krieg gegen die liberalen Errungenschaften der Kulturkampfepoche wurde zwar zumeist im Stillen geführt. Aber immer wieder zündeten Funken auch in der Tagespresse, und der oft scharfe Ton der Polemiken lässt erkennen, dass man sich in beiden Lagern des Ernstes von Aktion und Gegenaktion bewusst war.

So findet man in den «Nachrichten» häufig Hinweise auf die als «Los von Rom !» bekannte Bewegung, deren protestantische Mission damals vor allem in Oesterreich Erfolge erzielte. Sie wurde genährt durch die Schriften des Grafen Paul von Hoensbroech, eines ehemaligen Jesuiten, von dessen Büchern «Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung»[21]) und «Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit»[22]) lebhafte Erregung zeitigten. Nicht minder stark wühlten die Broschüren Robert Grassmanns über die Moraltheologie des hl. Alfons von Liguori die Gemüter auf. Sie verursachten die — wie alle diese Geschehnisse von Federer kommentierten — Streitschriften des römisch-katholischen Bischofs Egger von St. Gallen : «Die Beichte keine menschliche Erfindung» und des altkatholischen Bischofs Herzog : «Die obligatorische römische Ohrenbeichte, eine menschliche Erfindung». Antiklerikale Vorgänge im Ausland — so die Annahme des Vereinsgesetzes gegen die religiösen Orden in der französischen Kammer (1901) — gossen Oel ins unausgesetzt flackernde Feuer des schweizerischen Glaubenshaders und mehrten die gegenseitige Hetze.

Fortwährend sah sich Federer genötigt, mit dem Schwerte dreinzuhauen. Mit schmerzhafter Ehrlichkeit, deren Mut auch

[21]) Berlin, 1897.
[22]) Leipzig, 1900.

vor offener Selbstkritik nicht zurückschreckte, bald leidenschaftlich heiss, bald sachlich kühl, spottend, bittend, drohend und wieder spottend trat er für seine als gerecht empfundene Sache ein. Oft bedrückte ihn zwar die Tatsache der meist nutzlos vergeudeten Kraft, und wenn er 1924 von der konfessionellen Politik aussagte: «Sie mag noch so nötig sein, aber da sie naturgemäss mit einer Wolke von Gassenstaub und Strassenroheit verbunden ist, wirkt sie auf den ohnehin befangenen Gegner fast immer irreführend»[23]), dann holte er diese Erkenntnis aus der Erinnerung an seine ersten Zürcherjahre. Ihn ekelte vor dem böswilligen Meinungsstreit: «Galläpfel vom Christbaum zu pflücken, während doch für alle Brüder gute Reinetten und Butterbirnen daran hangen»[24]). Dazu kam, dass er die Politik und alles, was mit ihr zusammenhing, recht wenig liebte. Sie war ihm zu verstandesmässig, zu berechnend, zu gefühllos. «O gäbe es Gemütspolitiker!» seufzte er einmal im Vaterland»[25]). Klagend stellte er fest: «Aber so ist es gekommen, dass Staat und Politik im gesunden Verstand zu Volk und Leben, zu Natur und Herz einen bösen Gegensatz bilden. Nachdem es einmal verboten war, in jene Höhen, wo nur noch die Zacken der Königskronen und die Zipfel der Präsidentenmützen wie Gletscherspitzen in die einsame Luft ragen, das Gefühl mitzubringen, weil hier oben alles in Majestät und Unnahbarkeit erstarrt, so versteht man sich nicht mehr recht. Denn nicht auf dem kalten Wege des Verstandes, so kurios es klingt, sondern auf den wärmeren Spuren des Herzens wird man ein inniges Verständnis und Einverständnis erreichen»[26]).

Der Redakteur Federer war ein Idealpolitiker. Er kämpfte für eine Weltanschauung, für religiöse und patriotische Ueberzeugungen. Das Zanken um blossen Gewinn und materiellen Vorteil war seine Sache nicht. Die Wirklichkeit aber forderte solches und er konnte sich dem Verlangen nicht versagen. Die ethischen Grundsätze einer christlichen Politik — «Immer weniger Ausschliesslichkeit, immer mehr Ausgleich»[27]) — wurden nur allzuoft beiseite geschoben. Da verkündete Federer wohl: «Wenn es Sonne und Wonne in der Politik giebt, so suche ich sie darin, dass man immer mehr dazu kommt, jedem seinen Teil

---

[23]) Neue Zürcher Nachrichten, 1924, Nr. 126.
[24]) Die Ostschweiz, 1898, Nr. 295.
[25]) 1901, Nr. 226.
[26]) Vaterland, 1901, Nr. 226.
[27]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 36.

Leben und Freiheit zu lassen»[28]). Allein diese Sonne und Wonne erfuhr er selten, und dem politischen Christkindlein, dem er 1901 einen Leitartikel widmete, begegnete er nicht[29]).

Die zermürbenden Streitigkeiten des Tages verleideten Federer die Politik, für die er von allem Anfang an wenig übrig hatte, völlig. Bereits 1898 bemerkte er : «Politisieren ! o wie mir schon das einfache Wort zuwider ist»[30]). Bereits damals spottete er: «Jeder Politiker hat seine drei bis vier Gallsteine im Leibe. Daher sind sie denn auch so blass und pergamentgelb meistens»[31]). Bereits damals schrieb er, seine Einstellung klar beleuchtend, ein «Journalistenmärchen», in welchem er, unter dem Vorsitz des lieben Gottes, eine Versöhnungsversammlung der Zeitungsleute tagen lässt[32]). «Die Politik ist doch ein steinhartes, herzloses Weib!» rief er 1899 aus[33]). Eine falsche «Frouwe» schimpfte er sie 1901, indem er erklärte, sie sei nicht wert, dass man ihretwegen sich gräme und ihr gar noch Tränen opfere. «Lachen, von Herzen über ihre Narrensprünge, Herzbeklemmungen, Grosshansereien, Klagen und Hymnen lachen können, über dieses wetterwendische Herz guten Spott und Humor übrig haben : das ist vor allem das Klügste und dabei leiden wir am wenigsten Schaden»[34])

Nie liess Federer eine Gelegenheit vorübergehen, seinen Quälgeist zu tadeln oder zu verhöhnen. Es war ein eigenartiger Kleinkrieg, den der geplagte Redakteur witzig schilderte : «Wir schreiben in harmloser Einfalt einen Artikel über Kaninchenzucht, eine Studie über die Rassenunterschiede, einen Essay über die tragische Kunst der Hindostaner. Aber so entlegen ist keine Sache, dass wir nicht leise, Schritt für Schritt, in ungezwungenem Plauderton auf unser eigentliches Ziel, die Kritik der Politik überzuleiten wüssten. Vom Kaninchen zum Hasen, vom Hasen zur Furchtsamkeit, von ihr zu den zagen und zaudernden Politikern ist ja beispielsweise nur ein Flohsprung, den man mit dem Humor dieses Tierleins ausführt»[35]). Als der Schriftsteller dem Gezänke der politischen Arena lange entronnen war, gestaltete er die Eindrücke jener Periode in einer

---

[28]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 36.
[29]) Vergl. Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 103.
[30]) Vaterland, 1898, Nr. 24.
[31]) Ebenda, Nr. 35.
[32]) Ebenda, Nr. 59.
[33]) Ebenda, 1899, Nr. 289.
[34]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 10.
[35]) Vaterland, 1899, Nr. 121.

launigen Skizze «Frau Politika», die 1906 im «Wanderer» gedruckt wurde[36]).»

Trotz aller Widerwärtigkeiten des Redaktionsbetriebes leistete Federer seine journalistische Arbeit nicht ohne innere Genugtuung. Es wäre falsch, aus einzelnen Zeugnissen des Missmutes verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen[37]). Die Zeitung kam in weitem Masse Federers Willen nach Macht, seinem Bedürfnis nach Herrschaft über die Geister entgegen. Er plauderte gelegentlich in einer «Sonntagspost» über die Freuden der Redaktion. Wir lesen :

«Gibt es solche ? wird man verwundert fragen.
Ja es gibt einige, seltene. —

Schön ist es z. B. eben doch, seine Meinung vor Tausenden aussprechen zu dürfen[38]).»

In diesem öffentlichen Bekennenkönnen seiner Ansichten sah der Redakteur die befriedigendste Seite des Journalismus, in einem mutigen Glauben wider Glauben setzen, in einem Kreuzen feindlicher, doch sauberer Klingen. Er äusserte : «Und eine Freude ist der Angriff, wenn er offen und ehrlich geschieht. Man muss den aufrichtigen Gegner lieben. Er verteidigt das, was seine Seele denkt und glaubt so warm, er ficht so blank und ritterlich, dass man sein Gewaffen küssen möchte, so weh es auch tut. Gewinnt er : man beugt sich gern, huldigt dem Sieger, trägt seinen Schild und hilft seinen Sieg verkünden. . . Denn sich überzeugen lassen ist so rühmlich als überzeugen»[39]). — Federer liebte es, sich im geistigen Kampfe zu messen. Seine geschickt geführte Feder und sein gründliches Wissen, gepaart mit kluger Vorsicht, die nie auf unsicheren Boden sich wagte, brachten ihm in den Polemiken zumeist den Erfolg. Hier fand er die Möglichkeit, seinem noch gärenden Temperament die Zügel frei zu lassen, hier versprühte er, Lust kostend, seinen jugendlich übermütigen Witz und tollen Einfall. «Dass man gelesen, besprochen, kritisiert, an beiden Ohren gepackt und fanatisch geprügelt wird, das ist es, was wir erstreben, und je nach dem Masse solcher Aufmerksamkeit befinden wir Männer von der Federgilde uns im ersten, dritten oder neunten Himmel. Herr, schenke uns Abonnenten, betet man auf der Expedition ; Herr, gieb uns Leser, gieb uns Gegner, spricht man andächtig auf

---

[36]) s. Anhang.
[37]) Vergl. oben S. 16 f.
[38]) Vaterland, 1901, Nr. 137.
[39]) Vaterland, 1901, Nr. 137.

der Redaktion», schrieb er einmal in derart ausgelassener Stimmung[40]).

Unter den vielen Widersachern der «Zürcher Nachrichten» und ihrer Bestrebungen stand die «Neue Zürcher Zeitung» voran. Dies hatte seinen Grund sowohl in der Bedeutung der «N. Z. Z.» an sich, als auch in der engen räumlichen Nachbarschaft, die den Reibereien geradezu rief. Giftige Sticheleien — tendenziöse Meldungen vor allem —, Herausforderungen, die in der Regel vom liberalen Organ ausgingen, waren an der Tagesordnung. Unerquickliche Zwistigkeiten, denen fast immer ein konfessioneller Beigeschmack anhaftet, zeigen sich dem Leser jener vergilbten Blätter. Man darf lange nicht alles, was Heinrich Federer damals schrieb, als Ausdruck seiner eigenen Meinung deuten. Er war den Interessen der Partei so sehr verpflichtet, dass er ihr Sprachrohr auch dort sein musste, wo er persönlich nicht mehr mitgehen konnte. Grundsätzlich wird man feststellen, dass er ernstlich nur polemisierte, wenn er seine geliebte Kirche als bedroht odr beleidigt empfand. Dann hielt er mit geharnischter Antwort nicht zurück, vergalt den kränkenden Schlag mit noch verletzenderem Gegenschlag. Seine Hauptwaffe war die ätzende Satire, das älteste und erfolgversprechendste Mittel journalistischer Fehde, diese Taktik, die den Feind dem Gelächter des Publikums ausliefert und darin untergehen lässt. Schon in den Ueberschriften der polemisierenden Artikel zeigt sich diese Absicht. Einige Beispiele :

Sechseläuten[41]) — ; Radikale Phantasien[42]) — ; Schon wieder in der Falle ![43]) — ; «Das Präsidium ist ein Greis, der sich nicht zu helfen weiss»[44]) — ; Rechnen, meine Herren, rechnen ![45]) — ; «Papst Rampolla»[46]) — ; Mitleid ![47]) — ; Respekt vor dem Hute der Majorität[48]) — ; «Ich bin gross, du bist klein[49]) — ; Verraten ![50]) — ; Religion und Anstand[51]).

Dem scharfen Beobachter entging keine Blösse des Gegners,

---

[40]) Zürcher Nachrichten, 1900, Nr. 80.
[41]) Zürcher Nachrichten, 1900, Nr. 33.
[42]) Ebenda, 1901, Nr. 2.
[43]) Ebenda, Nr. 9.
[44]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 21.
[45]) Ebenda, Nr. 22.
[46]) Ebenda, Nr. 38.
[47]) Ebenda, Nr. 45.
[48]) Ebenda, Nr. 54.
[49]) Ebenda, Nr. 59.
[50]) Ebenda, Nr. 72.
[51]) Ebenda, 1902, Nr. 43.

und es zeugt für sein geschicktes Vorgehen, dass er die Nachteile des feindlichen Rüstzeugs stets auszunützen verstand. Dazu kam ein wohlüberlegtes Spielen mit den Instinkten der Masse, ein bauernschlaues Gefühl auch für Nützlichkeit und Wirkungsmöglichkeit von Sache und Argument. Dazu kam schliesslich die lebhafte, witzige und bilderreiche Darstellung, eine bunte, gefühlsdurchpulste Sprache, die mitriss und selbst dort überzeugend tönte, wo der logische Gedankengang unsicher und wackelig wurde.

Eine gewisse Keckheit, ein Hang zum Drastischen und Paradoxen, dem wir beim späteren Schriftsteller in solchem Masse nicht mehr begegnen, zeigt sich in allen Zeugnissen der Polemik Federers. Doch nicht allein hier. Die ganze Redakteurperiode scheint irgendwie ins Licht eines humorfreundlichen Sterns getaucht, dessen Strahl in solchem Winkel auf das Geschehen der Welt trifft, dass die einfachste Bewegung oft grotesk verzerrte Schatten wirft. «Einige Tropfen Fastnachtstollheit sind unserem Blute für immer beigemischt, da hilft der schärfste Aderlass nicht viel», erklärte Federer damals und stellte fest: «Viel Humor liegt in der Zeitgeschichte. Wir sind froh darum. Sonst wäre die Politik auch gar korrekt, wir alle gar so feine Musterknaben und das Leben ohne das unterhaltliche Geklingel der Fastnachtmütze auch gar zu langweilig»[52]). Es war eine Zeit, da der Journalist ausrief: «Nichts geht über einen guten Witz!» und eine volle «Sonntagspost» lang über das Scherzwort zu plaudern wusste[53]). Kein Ding lag den übermütigen Sprüngen des Geistes so fern, dass er es nicht in den Reigen seiner humoristischen Betrachtungen gezogen hätte. Die Politik wurde zum unausschöpfbaren Quell des Lachens. Sie gewährte dem Berichterstatter abenteuerliche Meerfahrten nach Kuba[54]) oder Transvaal[55]); sie gestattete ihm, «Briefe» zu schreiben wie jenen, der beginnt: «Herr Redaktor, die sieben Bundesräte luden mich heute zum Mittagessen ein. Telephonieren Sie mir, ob ich toasten soll und auf was»[56]); sie verlockte ihn zu Skizzen wie dem «Diplomatischen Diner», einer im Stil alter Chroniken sich ergehenden Satire[57]); sie opferte seinem Spott die Parlamentarier, die er immer und immer wieder Spiessruten laufen liess.

---

[52]) Zürcher Nachrichten, 1902, Nr. 12.
[53]) Vaterland, 1900, Nr. 80.
[54]) Ebenda, 1898, Nr. 75.
[55]) Ebenda, 1899, Nr. 243.
[56]) Ebenda, 1898, Nr. 97.
[57]) Zürcher Nachrichten, 1900, Nr. 7. s. Anhang.

Reich war auch die journalistische Tätigkeit an humoristischen Vorwürfen aller Art, von den Druckfehlern bis zu den Briefen ohne Unterschrift. Mit beissender Ironie pflegte Federer die Angriffe der Anonymen zu beantworten. Da lesen wir beispielsweise: «Bald wirft uns einer von der Garde des Bischofs Herzog eine christkatholische Lanze zu, indessen er fromm im Gebüsch versteckt bleibt. Ein Anderer tadelt unsere republikanische Ausgelassenheit, die wir anscheinend in jedem Leitartikel offenbaren, jeder Staatsordnung und Botmässigkeit zum Aergernis. Einer bekritelt mit zäher Geduld unsere Schreibweise, der man die ungehobelten Manieren eines ehemaligen Landkaplans von weitem anmerke, der fürwahr dreimal besser in seinem dunklen Winkel geblieben wäre. — Auf Ehre, das haben wir selber auch schon hundertmal gedacht. Die meisten grossen Unbekannten, die indessen an unsere Thüre klopfen, beschäftigen sich damit, Ausschnitte aus deutschen, italienischen und österreichischen Schriften und Blättern auf einen Papierbogen zu kleben und ihre geistreichen Gedanken daran zu knüpfen. Mit rührendem Eifer stöbern diese Edeln im Kehrricht der Welt herum und wie die Aasgeier führt ein glücklicher Instinkt sie immer dorthin, wo es besonders bemerkbar nach Mist stinkt»[58]). Ein anderer derartiger Artikel: «Rerum novarum — von alten Dingen» betitelt, schliesst: «Und nun, Kathri, noch einen Schwarzen über die drei Anon. herab, aber mit Kirsch — denn hier fehlte es völlig an Geist»[59]).

Natürlich strauchelten auch die Kollegen von der Presse häufig ins Netz des Spötters, und die Glossen über die Zeitungsschreiber zählen durchaus nicht zu den mildesten Federers. Oder die Frühlingsdichter gerieten in seinen kritischen Blick. Da begann er gleich von Falschmünzern zu erzählen und meinte: «Im Grunde die harmloseste Sorte ist die der Poeten. Wie jetzt am warmen Nachmittag zwischen den Fenstern allerlei mageres, ausgemergeltes Fliegengetier aus den Spalten hervorkriecht und an den besonnten Scheiben dürrleibig herumwispert und summt: so schlüpfen beim erwachenden Lenz die Poeten aus den Schlupflöchern und fangen an lirum und larum zu singen. Ein heisser Mittagsstrahl oder ein früher Veilchengeruch ist ihnen ins träumerische Nasenloch gedrungen, das machte sie niessen und so sind sie erwacht und fangen nun an, sorglich hinter Glas und Fensterrahmen, den gelben Mond und die gelbere Sonne und den allergelbsten Hahnenfuss, der aus dem kleinen Gras

[58]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 77.
[59]) Ebenda, 1900, Nr. 11.

emporschiesst, zu «beversen und bereimen». Sie klimpern «ein Weilchen — vom Veilchen», von «der Wonne der Sonne», «vom Herzen ohne Schmerzen», und wie in der «Brust» «die Triebe der Liebe» «voll Lust» erwachen. Sie rufen «Philomele, o wähle meine Seele !» — Sie geistern herum voll süsser Ahnung und singen und reimen sich schliesslich einen Kropf an den Hals.

Doch wird ihr Hals auch kröpflich,
Sie jauchzen unerschöpflich»[60]).

Der Humor des Redakteurs Federer war oft stachlig, zuweilen boshaft. Ebenso häufig aber begegnen wir dem heiter versöhnlichen Spass, der, unbelastet von tendenziösen Nebenabsichten, nur der vergnügten Laune seines Schöpfers folgt. Hier erkennen wir, den Nebel von Uebersteigerung und Verzerrung durchstossend, den überlegenen Geist, der jede Erscheinung auf den goldenen Nenner des Verstehens und Begreifens zu bringen weiss. Hier lächelt bereits der Dichter das nachsichtige und liebevolle Lächeln des gütigen Menschen, der in diesen Jahren der Klärung zu harmonischem Sein sich durchringt.

Der Kritiker

Als Heinrich Federer das Amt eines Literaturrezensenten des «Aar» versah, wurde ihm der geschlossene Rahmen dieser Aufgabe zum Anreger, ein zweites Mal seine Auffassung von der Art und Weise journalistischen Wirkens darzulegen. Eines besonderen Wirkens nun freilich, beschränkter in den Ausmassen stofflicher Bezirke als es dasjenige des Redakteurs gewesen war, doch eben deswegen dem Betrachtenden lieber in seiner Gesamtheit : der Tätigkeit des Kritikers. Kein augenfälliger einheitlicher Gedanke liegt der Anlage der Aufsätze und Essays zugrunde; trotzdem sehen wir darin das innerlich am stärksten verbundene journalistische Werk des Schriftstellers, sein grösstes und zugleich eines seiner reifsten, dem Erkunder von Federers Wesenheit wertvoll wie kaum ein anderes[61]). Der Umstand, dass die kritische Arbeit im Dienste einer katholischen Revue geleistet wurde, dass diese Revue ein ganz bestimmtes Ziel anstrebte und dabei in Federer einen durchaus gleichgewillten Helfer fand, kennzeichnet diese letzte berufsjournalistische Phase. «Der Aar», vornehm und gewählt im Textteil, gediegen

[60]) Vaterland, 1899, Nr. 53.
[61]) Vergl. oben S. 23.

und kunstsinnig in der Illustration, sollte — auf konfessionellem Boden — zu einem Periodicum werden, das neben den Monatsheften von Westermann oder Velhagen & Klasing ebenbürtig sich behaupten konnte. In seinen Blättern nahm Federer noch einmal den offenen Kampf um eine solche Anerkennung des katholischen Geistes auf — gemässigter als einst Philaletes, doch jenem verwandt —, bis er die völlige Aussichtslosigkeit des Beginnens erkannte. Der Zusammenbruch des «Aar» bedeutete den endgültigen Uebergang Federers von der konfessionell verpflichteten Schriftstellerei zum überkonfessionell bestimmten dichterischen Schaffen.

Die Tatsache also, dass die kritische Tätigkeit unter e i n e m grossen Gesichtspunkt in Angriff genommen wurde, gab den Buchrezensionen Kitt und Zusammenhang, verlieh ihnen die gewaltige programmatische Bedeutung. Mensch und Künstler waren so stark interessiert, dass fast jeder Satz zu einem Bekenntnis werden musste. Federer kritisierte und theoretisierte über Kritik. Seine Forderungen lauteten : man müsse «erstens eine literarische Sache nicht mit Umschweifen und äusserlichen Geistreichigkeiten abtun, sondern gleich im Herzen packen, (was also bedeutet : diese Sache durch und durch kennen !) ; zweitens in seinem Urteil sich von der politischen oder konfessionellen Person des Autors, von Freundschaft oder Feindschaft, nicht in einer einzigen Silbe beeinflussen lassen, soweit das Opus davon an poetischem Wert weder gewann noch verlor ; drittens . . . doch ja ein Dichterwerk immer zuerst und vor allem nach seiner dichterischen Qualität bewerten, nicht nach Rhetorik, blosser Phantasie, blossem Esprit und Witz oder nur nach einer blendenden Art von Stilführung oder logischen Motivierung ! Nein, das alles zuletzt ! Aber zuerst und nochmals und zum drittenmal : nach dem poetischen Sinn des Werkes urteilen !

Nach dem poetischen Sinn des Werkes ! Das heisst prüfen : wie sieht, wie fühlt, wie greift und wie gibt uns der Autor seine Welt ? Ist ein Herz voll Innigkeit (Gefühl !), ist eine warme, gesunde Sinnlichkeit (realer Stoff !) und ist eine ungebrochene, unverdorbene, persönliche Gabe da, dieses Gefühl und diesen realen Stoff plastisch auszusprechen (poetische Form !) ?»[62])

Die ersten beiden dieser Grundsätze hatte Federer schon 1902 für die journalistische Praxis aufgestellt[63]). Stoffkenntnis und

[62]) Der Aar, 1. Jahrgang, 1910/1911, Band 2 : Zeitschriften-Schau (Das Schwert der Kritik), S. 284 ff.

[63]) Vergl. oben S. 109.

vorurteilsfreie Betrachtung einer Frage waren ihm unerlässlich für ein wirklich fruchtbares Arbeiten. Die wachsende Toleranz, genährt durch den Willen nach Gerechtigkeit und durch die immer weiter ausstrahlende Liebe zu allen Dingen der Welt, fand nun die Worte : «Auch von meinem katholischen Standpunkt aus muss ich . . . einen nichtkatholischen Autor immer respektieren, der seine Ueberzeugung verficht, ihr literarisch-künstlerischen Ausdruck gibt, solange er nicht subjektiv tendenziös und übertrieben wird, also eine ich möchte sagen kulturhistorische Objektivität seiner Weltanschauung bewahrt»[64]). Es ist unzweifelhaft, dass im Kritiker Federer das künstlerische Moment alle anderen Strömungen seines Menschentums beherrschte. Deshalb wurde es ihm möglich, eine Richter- und Wertertätigkeit auszuüben, der man die von ihm verlangte «Andacht für das reale literarische Schaffen der Dichter»[65]) nicht absprechen darf.

Im So-Sein wurde er auch dem dritten seiner Grundsätze gerecht. Er stand den poetischen Schönheiten des kritisierten Werkes offen, sah — nur den unentrinnbaren Gesetzen seines eigenen Schöpfertums noch unterworfen — unvoreingenommen dessen Vorzüge und Schwächen. Er schilderte einmal, unabsichtlich sich selber zeichnend, solches Tun : «Für mein Empfinden sind jene Essays die lehrreichsten, wo ein Dichter oder doch ein dichterisch Fühlender über einen Dichter schreibt. . . Da hört sogleich das Schulmeisterliche, aber auch das blasse Aesthetentum auf. Da spricht einer, der selber weiss, wie gross, wie schön, wie schwer und wie subjektiv das Dichten ist. Strenger und milder zugleich wird das Gericht, weil ein Bruder den Bruder richtet. . .

Damit sagen wir nicht, dass nun durchaus nur Poeten Poesie besprechen sollen. Aber doch poetisch fühlende Menschen Solche, die nicht bloss den sogenannten berühmten kritischen Verstand, sondern ebensowohl das kritische Herz haben, nämlich ein Herz, das auf die leisen und lauten Stimmen einer Dichtung antwortet, das jubeln kann mit einem Hymnus und erschauern in einer tiefen heiligen Legende»[66]). «Dieses naive, schier unbewusste, natürliche Empfinden», das «mit den individuellen Zufälligkeiten des Gustus nichts mehr zu tun hat»,

[64]) Der Aar, 3. Jahrgang, 1912/1913, Band 2 : Literarische Rundschau, S. 565.
[65]) Ebenda, 2. Jahrgang, 1911/1912, Band 2 : Zeitschriften-Rundschau (Rezensenten und Essayisten), S. 566 ff.
[66]) Der Aar, 2. Jahrgang, Band 2 : Zeitschriften-Rundschau, S. 566 ff.

schien Federer «wesentlich ins Urteil» zu gehören[67]). Er billigte es Kritikern wie Karl Busse, Josef Hofmiller, J. V. Widmann, Karl Storck oder Hermann Hesse zu ; er verneinte es dagegen bei einem Alfred Kerr, der bloss «aus den Nerven und allerhöchstens aus einem Blitz seines Gehirns heraus» schaffe[68]).

Kerr musste Federer noch in anderer Hinsicht zum Widerspruche reizen : durch jene Einstellung des Urteilenden zum Kunstwerk nämlich, die der Schweizer als «subjektive Kritik» bezeichnete. Er verstand darunter eine Betrachtungsweise, deren Grundsätze nur aus ihrem eigensinnigen «ganz und gar persönlichen Gern- und Nicht-gern-Haben» stammen. «Dass es ein ewig gültiges Gesetz der Schönheit und Würde für die Kunst so gut wie für die Logik oder die Naturwissenschaft gibt, darüber sind sie längst hinaus . . .» schrieb er von den Anhängern dieses Subjektivismus[69]). Er verstand darunter ferner eine Kritik, die die Geltung eines Selbstwertigen anstrebt, gleichsam ein unabhängiges Sonderdasein zu führen trachtet. Federer jedoch meinte, dass kritisieren nur dann eine Lebensberechtigung habe, «wenn es sich nicht selbständig, sondern durchaus im Dienste des Gedichtes bewegt. Denn nur das Gedicht[70]) . . . lebt, lebt gut oder übel, und die Kritik existiert nur, weil das Gedicht existiert. Aus dieser Biologie des Rezensenten- und Aesthetentums ergäbe sich die einfachste Bestimmung seiner Rechte und Pflichten und die natürlichste Umschreibung seiner Grenzen. Jedenfalls geht das theoretische Fach, das man sich unter obigen Bezeichnungen etwa vorstellen mag, immer weit über seine Befugnisse hinaus, wenn es vor der Dichtung ihr seine schulmeisterlichen Regeln auf die Stirne des Manuskriptes hinschreibt ; oder wenn es hernach, statt das poetische Faktum zu nehmen wie es einmal ist, und darnach zu beurteilen, ihm eine Idealpoesie, einen Idealrivalen entgegenstellt und aus diesen nicht existierenden, unklaren, mit grauen Theoriefäden gesponnenen Schemen die Regeln holt, wie das wirklich existierende Opus hic et nunc anders sein müsste in den Motiven, in der Expositur, im Ausstaffieren der Einzelheiten»[71]). — «Es handelt sich einfach um das, was nun und wie es nun dasteht !»[72]) Diese Regel befolgte

[67]) S. Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 117.
[68]) Vergl. Der Aar, 1. Jahrgang, Band 2 : Zeitschriften-Schau, S. 284 ff. ; ebenda, 2. Jahrgang, Band 2 : Zeitschriften-Rundschau, S. 566 ff.
[69]) Der Aar, 3. Jahrgang, Band 2 : Literarische Rundschau, S. 565 ff.
[70]) Als «Gedicht» fasst Federer hier jede künstlerische Form des literarischen Schaffens auf.
[71]) Der Aar, 2. Jahrgang, Band 2 : Zeitschriften-Rundschau, S. 566 ff.
[72]) Ebenda, 3. Jahrgang, Band 1 : Literarische Rundschau, S. 567 ff.

Federer streng, und wenn er auch oft den Boden des Nur-Rezensiven verliess und ins fabulierende Mitschaffen geriet, machte er sich doch nie einer geistigen Vergewaltigung des fremden Werks schuldig.

Beim Studium der Kritiken des Dichters fällt ihr Umfang sofort ins Auge. Die Darstellung gleicht einem breiten Strome voller Windungen und Verästelungen, lässt aber trotzdem die Tiefe nicht vermissen ; denn die Ausführlichkeit wird verursacht durch das ernsthafte Streben, Seele und Herz des besprochenen Buches aufzuspüren, seinen gehaltlichen, seinen «poetischen» Kern den verhüllenden Aeusserlichkeiten des Kleides zu entreissen. Eingehende Inhaltsanalysen und feinsinnige Zergliederungen der Gestaltungstechnik — diese allerdings wesentlich beeinflusst durch den eigenen Formwillen — suchten gleicherweise diesem Ziele näherzukommen. Möglichste Objektivität war stets bewusste Absicht : in ihr triumphierte das brennende Drängen nach Wahrheit. So auch im weitschweifigen Ausholen, das dem wie auch immer gearteten Genius völlig gerechte, weil umfassende Beurteilung gewährleisten wollte. «Das Hervorheben einer Sonderbarkeit oder Schwäche ist eine einseitige Methode der Kritik», lesen wir in der «Alten und Neuen Welt»[73]). Selbst wenn Federer sich abgestossen fühlte, hütete er sich vor absolutem Tadel. Den Glauben : «Jeder Mensch hat sein gutes Fetzlein oder Restchen»[74]), übertrug er folgerichtig auf das Tun der Menschen. Es gab für ihn keinen Schatten ohne Licht. Das treffendste Beispiel liefert die Bewertung des Gegenfüsslers Thomas Mann[75]). Andererseits freute es ihn, anerkennen zu dürfen ; er tat hier eher zuviel als zuwenig. Wie den absoluten Tadel vermied er aber auch das uneingeschränkte Lob, eingedenk der Relativität aller irdischen Werke[76]).

---

[73]) 1904/1905, 39. Jahrgang (Schiller : 10. Die Xenien und Balladen, S. 797 ff.)

[74]) Der Aar, 1. Jahrgang, Band 1 : Der heimatliche Roman, S. 569 ff.

[75]) Vergl. oben S. 101 ff.

[76]) Vergl. oben S. 40 und Kölnische Volkszeitung, 1920, Nr. 191; S. auch: Vaterland, 1898, Nr. 213.

Das Journalistische Werk

Wir verstehen unter Journalismus die Tätigkeit des Tagesschriftstellers und sein Werk. Das ist die für ein periodisch erscheinendes Veröffentlichungsorgan — eine Zeitung oder eine Zeitschrift — geleistete literarische Arbeit. Aus dieser Begriffsdeutung erhellt ohne weiteres das Zielgerichtete solchen Tuns: Der Journalist schreibt für eine ihm bekannte Presse, deren Bedürfnisse er inhaltlich und formell zu erfüllen sucht. Diese Absicht ist wesentlich für alle Journalistik und bedingt ihre Zeitverbundenheit, gleichgültig, ob nun der Schriftsteller eine Tageszeitung oder ein in halbjährlichen Zwischenräumen herauskommendes Periodicum bedient. Der journalistische Artikel steht immer in irgendeiner Beziehung zum ideellen oder materiellen Geschehen der Mitwelt. Oft holt er seine Daseinsberechtigung allein aus diesem Verhältnis, und auch seine Wertschätzung ist in weitem Masse davon abhängig. Dennoch erschöpft sich seine Aufgabe nicht im Beantworten der Fragen, die eine hastige Stunde ihm stellt. Ist er auch meist im Verlauf eines Tages für eben diesen Tag geschrieben worden, möchte er doch über diese Frist hinaus Geltung und Sinn erlangen, dem allgemeinen Bestreben des Menschen gehorchend, seiner Schöpfung Dauer und Bleibe zu geben. Das für die Zeitschrift bestimmte Manuskript erreicht das Ziel am ehesten. Auch wenn die Spanne für sein Ausreifen nur klein ist, bedeutet sie einen gewaltigen Vorteil gegenüber dem aktuellen Artikel der Tageszeitung, der überhaupt darauf verzichten muss.

Diese bedeutende Verschiedenheit der Arbeitsbedingungen erklärt es, warum das Gesamtwerk eines Journalisten gewöhnlich so auffällige Qualitätsunterschiede zeigt. Es ist keineswegs gleichgültig, ob das Gehirn in einem Augenblick der Ermüdung zur Produktion gezwungen wird, noch, ob das Schaffen in der Fron der Minute geschieht. Es kommen dazu die Einflüsse, die in den wechselnden Daseinsverhältnissen des Schriftstellers ihre Ursache haben, die Auswirkungen seiner geistigen Entwicklung, die mannigfaltigen Ansprüche der Vielzahl von Zeitungen, für die er schreibt. So gleicht die Lebensarbeit des Journalisten einem weiten Feld, das mancherlei Boden aufweist, guten und wenig ertragreichen, Sonnenraine und Schattenhalden. Neben köstlicher Frucht wuchert hier üppiges Unkraut, und bloss ein Teil der ungleichwertigen Ernte gelangt in die Scheune.

Das journalistische Werk Heinrich Federers macht von dieser durchgehenden Erscheinung keine Ausnahme. Es umfasst

flüchtig hingeworfene Reportagen wie sorgfältig überlegte Kritiken, ziellos einherplaudernde Leiter wie ausgefeilte Feuilletonskizzen und tiefschürfende Essays. Es hat teil an den Gleichgültigkeiten der Gasse wie an den grossen Begebenheiten der Welt ; es verliert sich in den Niederungen des Zankes und steigt empor zu den reinen Höhen eines irdischen Gottesreiches. Und so verschieden in ihrer verwirrenden Fülle Vorwürfe und Gehalt anmuten, so weit sind auch die Spielräume des Gestaltlichen. Welch ein Unterschied besteht doch zwischen einer gelungenen politischen Betrachtung, in der die treffenden Einfälle sich in klaren Bildern und sauberer Sprache spiegeln, und einer faden, mühsam vom Fleck stolpernden «Sonntagspost», die krampfhaft dem Asthma abgezwungen wurde ! Welch langer Weg liegt zwischen den stammelnden Rezensionen in der «Schweizerischen Litterarischen Monats-Rundschau» und den reifen Feuilletons der zwanziger Jahre !

Hinter all diesen Erzeugnissen einer ungemein fruchtbaren Feder aber erhebt sich der eine schöpferische Mensch. Sein Wesen bleibt im tiefsten Grunde immer dasselbe, wenn auch sein Körper sich verändert, auch wenn unzählige Einflüsse seinen Geist überfluten. Sein Leben ist das Reifwerden anfänglich vorhandener Keime, ist in jeder Aeusserung Manifestation von Anlagen, die seiner Natur allzeit eigneten. Daher, wie erstaunlich reich auch die stoffliche Palette schillert, wie ungleich in ästhetischer Hinsicht Form neben Form erscheint, verleiht die Persönlichkeit des Schriftstellers der Vielfältigkeit des Werks eine Gemeinsamkeit : durch die Einheit ihrer Artung. Die Individualität des Künstlers spricht aus der knappgehaltenen Berichterstattung über ein Tagesereignis so deutlich wie aus der ausführlichen literarischen Studie, aus dem misslungenen Artikel so gut wie aus dem geglückten. Es besteht eine Zweieinigkeit von Schöpfer und Schöpfung. Die Eigentümlichkeiten des einen finden ihren gesetzmässigen Niederschlag in der inneren Struktur und der äusseren Technik der anderen.

So wird das Erleben des romantischen Menschen notwendig zu romantischer Gestaltung führen. Wenn wir feststellen, dass die Weltempfindung Heinrich Federers viele romantische Züge trägt und tragen musste, die durch die Dichtung, aber auch durch die Journalistik bestätigt werden, kennzeichnen wir damit bloss eine Geisteshaltung und Art des Fühlens, die wesentlich zum völkischen Charakter des deutschen Menschen gehört. Die Programmatik des Künstlers ist in diesem Zusammenhang nebensächlich, umsomehr, als der Tagesschriftsteller gezwunge-

nermassen in den wenigsten Fällen bewusst eine künstlerische Leistung anstreben konnte. Wichtig ist allein, dass der Alemanne Federer das Besitztum stammheitlichen Erbteils liebte und pflegte, dass er die Schwingungen seines Blutes nicht in Fesseln drängte, sondern sie ungehindert überspringen liess auf das Schaffen. Das gilt auch für das andere Geschenk der Heimat, eine Gabe, die vielleicht spezifisch schweizerisch zu nennen wäre. Wir meinen den Drang zur Sachlichkeit und Tatsächlichkeit, zum Nüchternen und Wirklichkeitsnahen, zum Natürlichen, wenn auch oft Gewöhnlichen, zum farbig Anschaulichen, wenn auch häufig Prosaischen. Diese zweite Mitgift machte Federer zum realistischen Romantiker.

Suchen wir die also angedeutete Wesenheit des Menschen im journalistischen Werke wiederzuerkennen und schärfer zu zeichnen!

Wenden wir uns vorerst der Sprache zu! Ihre Seele heisst Werden, ihr Atem Bewegung. Ein stenografierender Stift, der die Fülle der Gesichte kaum zu ordnen, dem Voranstürmen der Gedanken kaum zu folgen vermag, hat sie auf das Papier geworfen. So schaut nämlich das Innere des Schreibenden aus: «Es brodelt und kocht in dir wie in einem Hexenkessel, und du musst es herausschaffen, sonst wird dir von diesem Reichtum unwohl. Die Blätter funkeln von deinen Bildern und Tropen, der Rand überschwillt von den blühendsten Eingebungen, wie Sonne scheint es auf deine Zeilen herab und tausendmal rufend ‚genug' und den Schlusspunkt setzend, hebst du immer wieder an in einem wahren Rausch des Geistes und findest kein Ende»[77]). Die Sprache gleicht einer aufschiessenden Pflanze, die im Pulsen des kreisenden Saftes stets neu sich verzweigt und verästelt, Zelle auf Zelle bauend, Knospe an Knospe reihend, zur Seite nun ausschlagend, nach oben jetzt den Schössling treibend und nun durch frische Wurzeln dem Boden neue Lebenskraft entziehend. Eines ergibt sich aus dem anderen. Folge wird Ursache und wieder Folge. Das führt oft zum verschachtelten, barockhaft schwellenden Satz, in dem die Nebenglieder sich häufen, in dem das erst Bewegte zur Pforte abhängigen Aufbruchs wird, um schliesslich neuerdings mitzuströmen im unaufhaltbaren Prozess. Diese Charakteristik gilt für den Schreibstil des Jonschwiler Korrespondenten wie den des «Aar»-Kritikers und des alternden Feuilletonisten. Die Sprache gewinnt in den Jahren des reifen Mannestums ein Geringes an beschneidender, festi-

[77]) Vaterland, 1900, Nr. 10.

gender Zucht, ohne doch jemals dem romantischen Blühen zu entsagen, und öffnet sich in der Spätzeit wiederum zu ungehemmtem Wachsen und Wuchern. Ein Beispiel von 1898, einer «Sonntagspost» mit dem Titel «Regen-Bilder» entnommen, erläutere das Gesagte :

«Ja, als ich einmal in einen solchen Ausschank der Himmelskneipe geriet — gerade hatte mich ein Fuhrmann am Studententornister von der Strasse aufgegriffen und auf den Bock gesetzt — und als ich nun da sass, übergossen und von Bächlein umsprudelt, wie Damaskus, das bronnendurchrauschte, als die Haare gleich braunen Heftpflastern mir auf dem Kopf festklebten und Ohr und Aug' sich mit Geriesel füllte, als im Homer der Nektar anfing wässerig zu werden und Ovids hübsch und neugebundenes Metamorphosenbüchlein sich zu einer weiteren Verwandlung anschickte, als es bei jedem Fusstritt in meinen Schuhen quietschte wie in einer Wasserstampfe, ich mich ums doppelte Gewicht vermehrt fühlte und fröstelte und steif wurde: o wie wurde ich damals böse über den Eifer des Himmels, und wie ärgerte mich der Fuhrmann, der unter den tiefgedrückten Hutkrämpen hervor das Lied von der goldenen Abendsonne pfiff und mich bei jedem Baum, der uns begegnete, stupfte und sprach : «Dem tut' Regne au guet, und dem und dem ! Schlucket nur zue ! Gelt Bueb !»[78])

Diese Sprache ist unmittelbarer Ausdruck von Gedanke und Empfindung. Sie braucht das natürliche Wort der Rede, nicht das in Künstlichkeit übersetzte der Schrift. Sie jauchzt mit dem Begeisterten, zittert mit dem Furchtsamen ; sie klingt trocken und spröde, wenn er teilnahmslos berichtet, wird farbig, musikalisch, eindringlich, wenn das Herz beim Plaudern mitklopft ; ihr Gang steigert sich zum übermütigen, regellosen Springen, wo paradoxer Spott sich ihrer bedient, mässigt sich zum innigen, würdigen Schreiten, wo der Prediger sie benützt. Immer ist sie spiegelndes, wandelbares Gefäss des veränderlichen Gehalts.

Diese romantische Sprache lebendigster Entwicklung, deren Nebeneinander zugleich Durcheinander und Nacheinander bedeutet, da keiner ihrer Teile selbständig besteht, sondern erst durch das verschlungene Weben aller Glieder die Ganzheit sich rundet, ist auch eine realistische, eine betont sinnliche Sprache. Ihre Absicht ist Gegenständlichkeit, Anschaulichkeit. Das Ziel, das Federer vorschwebt, ist in jenem Satze ausgesprochen, den man in einer Rezension von Pastors «Geschichte der Päpste»

[78]) Vaterland, 1898, Nr. 126.

liest: «Alles wird begriffen, denn alles wird ohne Erklärung erklärt . . . wie also ? . . . durch die Sache und immer durch die Sache[79].» — Der Schriftsteller lässt die Dinge selber reden. Er ist nur Sprachrohr ihres Wesens. Er beschreibt nicht, sondern stellt dar. Und: indem er das Scheinen malt, meint er das Sein. Das geformte Gesicht wird zum Abdruck der Seele. Dem Dargestellten wieder sucht Federer den Atem der Wirklichkeit einzuhauchen; er möchte in seiner Nachschöpfung dem natürlichen Vorwurf so nahe als möglich kommen; das Gestaltete soll organische Lebendigkeit erlangen wie das Gemälde des Dorian Gray.

Doch die Bemühung, Reales realistisch wiederzugeben, führt wohl zu klarer Anschaulichkeit, nicht aber zu Geschlossenheit und Unabhängigkeit des einzelnen Bildes. Der durch Gottes Hand gehaltene Kosmos Federers ist voller Beziehungen. Die erste, beherrschende, ist das theozentrische Moment aller Funktionen dieses Kosmos: nichts ist an sich; nur durch seine Stellung im Weltplan besitzt das Einzelglied Existenz. Doch wie alle Teile dem einen Zentrum verbunden sind, sind sie auch untereinander verkettet. Gleicht der ursächliche Mittelpunkt dem Herzen, aus dem das Blut quillt, so gleichen sie den verschiedenen kleinen und kleinsten Bezirken des Körpers, die der lebenspendende Strom durchläuft. Eines setzt das andere voraus, keines steht allein, nichts ist überflüssig.

Die Sprache gehorcht dem Daseinsgefühl, das auf dieser Weltanschauung gründet. Wenn Federer die Erscheinungen in unlöslicher Verbundenheit sieht, drückt sich das durch einen kaum erschöpfbaren Reichtum an Vergleichen aus. Stets dient die Metapher dazu, die sinnliche Vorstellung zu erwecken oder sie deutlicher zu machen, zu verstärken. Es genügt dem Schriftsteller nicht, den verregneten Schüler zu schildern; er bringt, um die Eindrücklichkeit zu erhöhen, den nassen Knaben in Beziehung zum bronnendurchrauschten Damaskus. Die auf der Stirne klebenden Haare erinnern an braune Heftpflaster, die quietschenden Schuhe an eine Wasserstampfe. Oder: Die Kirche, die das Dorf überragt, könnte, «so blank und forsch aufgeputzt» wie sie dasteht, mit einem Offizier verglichen werden; das Pfarrhaus daneben ist ein alter ausgedienter Wachtmeister[80]. Oder: Der mähende Bauer hat einen Bruder im Journalisten, der seine Zeilen über das Papier hinbreitet, und im Politiker,

---

[79]) Kölnische Volkszeitung, 1920, Nr. 191.
[80]) Der Volksverein, 1910, Heft 1.

dem «Mähder im Rate», der seine Mundwerk-Sense auf die Rede hin dengelt[81]).

Das sind Gleichsetzungen einfacher Begriffe. Federer findet auch für den Sammelinhalt das die Charakteristik unterstützende Gegenbeispiel. Mit Vorliebe entnimmt er es der Natur. Er betrachtet etwa die Mitglieder der Bundesversammlung als eine Gesellschaft verschiedengearteter Vögel[82]). Dann wieder erscheint dem Satiriker die Arbeit des Nationalrates dem Treiben an einer Ernte nicht unähnlich. Sogleich verwandelt sein Geist den Menschen und die Szene: «Erwägt man die Menge von Für- und Gegengründen, die Hitze der Debatte, die gehäuften billigen Redensarten und wie die stattliche Schweizerkuh zuletzt den geretteten Majorz wieder tröstlich auf dem radikalen Bundeswagen in die Stallung zurückfuhr, und wie die Herren Räte um das Gefährt trippelten und sich kühlende Luft ins heisse Gesicht fächelten und endlich auf der Wirtsbank des Storchen zum Dankesmahl sich müde, aber glücklich ob des gelungenen Heuet zusammenfanden, . . . dann glaubt Du, lieber Leser, doch auch, dass nicht bloss der Bauer, sondern auch der Politiker im Schweisse seines Angesichts arbeitet»[83]). — Das sinnlich schwer Fassbare wird auf diese Weise greifbar gemacht und vertraut. Die politische Minderheit gleicht dem Passagier des Staatsschiffes, der «auf das Verdeck spazieren und vielleicht sogar mit Kapitän und Steuermann plaudern» möchte[84]). Oder Russland wird zum Bären; und es gelingt dem Redakteur mühelos, das Bild durch einen ganzen Leitartikel zu führen. Eine Probe: «Er langt in alle europäischen Kochtöpfe, der klotzige russische Bär. Und so grob und ungeschlacht seine Pratzen auch sind, dass die Ohrfeigen, die er damit in den 70iger Jahren den Türken und vorher bei Sebastopol den Engländern hieb, gesegneten Andenkens blieben, so kann er doch auch katzenhaft fein damit umgehen, den Deckel der politischen Suppenschüssel graziös heben und mit raschem, elegantem Gabelstich die schönsten Fettbröcklein herausfischen»[85]).

Das Streben nach sinnlicher Gestaltung ergreift auch die Darstellung einer Empfindung oder eines geistigen Zustandes. Federer will zum Beispiel den unproduktiven Augenblick des Schriftstellers verdeutlichen. Dann sieht sein Kopf aus «wie

[81]) Vaterland, 1898, Nr. 131.
[82]) Ebenda, 1899, Nr. 144.
[83]) Zürcher Nachrichten, 1900, Nr. 46.
[84]) Ebenda, 1902, Nr. 10.
[85]) Zürcher Nachrichten, 1900, Nr. 4.

eine Cisterne in der Wüste Mob oder Wabi» ; ringsum ist «Sand und Sand und nichts als Sand. . . Wenn wenigstens ein Kamel am fernen Horizont die Güte hätte aufzutauchen ! Es wäre eine frohe Unterbrechung dieser gefährlichen Langeweile, es wäre ein erhabener Gedanke. So viele andere Kamele würden mir dann in den Sinn kommen. Einhöckerig und zweihöckerig würden sie mein schneeweisses Schreibpapier durchqueren. . .[86])» — Der Charakter oder die ideelle Einstellung eines Menschen gibt sich in dessen Aeusserem kund. Die Nörgeler besitzen ein grünes Sauerampfergesicht, kleine unruhige Aeuglein und einen grauen Stecknadelblick, tief heruntergezogene Mundwinkel und hastige Hände, die nur glücklich sind, wenn sie einen Redaktorenschopf gehörig durchbeuteln können[87]). Oder die Hegel-Idealisten, denen Federer bei einem Besuch von Marsbewohnern begegnet, werden vorgestellt : «Hinter einem grossen Haufen von Meteorsteinen hockten zwei bleiche, magere Leute, mit rinnenden Augen und spärlichem Haar. Wir fragten, wer das sei. Ach, das sind unsere letzten zwei Hegel-Idealisten. Auch die sind bald hin. Wir nahmen sie mit, um ihnen den Luftwechsel zu gönnen[88]).» Usw.

Das Bedürfnis nach realistischer Gegenständlichkeit macht schliesslich völlig Abstraktes konkret. Die allegorische Figur wird zur Gestalt des wirklichen Lebens. Die Menschheit tritt als alte Dame auf[89]) ; zwei Jahrhunderte erscheinen als Mutter und Tochter[90]), Tag und Nacht als Bruder und Schwester[91]) ; Helvetia sitzt in der Postkutsche und glossiert mit dem Postillon die Zeitgeschehnisse, lacht und lässt «den Schweizergaul noch eine Nummer langsamer traben, um sich an der Gemütlichkeit ihres Volkes recht bequem und ausreichend zu ergötzen»[92]) ; Frau Politika gemahnt an rothaarige Tanten und märzensprossige Obsthöckerinnen, ersteht schliesslich leibhaftig zu hexenhafter Rede und Tat[93]).

Die drängend fortschreitende und wachsende Sprache Federers — so sahen wir — ist Niederschlag seiner persönlichen Artung. «Es liegt etwas im Menschen, was wir Unruhe heissen und was uns beständig aus einer Lage in die andere treibt»,

---

[86]) Vaterland, 1900, Nr. 10.
[87]) Vergl. Zürcher Nachrichten, 1900, Nr. 80.
[88]) Vaterland, 1899, Nr. 266.
[89]) Vergl. oben S. 51.
[90]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 1 ; vergl. oben S. 48.
[91]) Vaterland, 1901, Nr. 196.
[92]) Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 71.
[93]) S. Anhang.

lesen wir in einer «Sonntagspost», die den viel aussagenden Titel «Auf der Reise» trägt[94]). In allem und jedem wirkt sich dieses innerliche Fliessen aus. Die Ueberschriften der Artikel bereits zeugen davon : Wir begegnen auf Schritt und Tritt der präsentischen Verbalform, meist als Aussage, zuweilen als Frage, nicht selten als Ausruf oder Befehl. Noch kennzeichnender aber scheint, dass die Bewegung oft den Rahmen des Titels sprengt, seine bedingte Eigenstellung vernichtend, indem sie ihn technisch in den ersten Satz des Artikels übergehen lässt[95]). Man erkennt eine Oeffnung der Form, die charakteristisch zu nennen ist, denn die Gestalt der Artikel selbst nun bestätigt sie durchaus.

Die Schreibweise Heinrich Federers, die er in ihrer Besonderheit früh erkannte und mit der Zeit immer bewusster verwendete, konnte weder zu klar gegliederten noch scharf umrissenen literarischen Gebilden führen. Sie folgt keinem ausgearbeiteten Plan, sondern den Eingebungen des Augenblicks. «Korrektheit wird leicht pedantische Langeweile, Planmässigkeit fällt gern in Ausklügelei, theoretische Rechthaberei und erstickt oft die bewegliche Phantasie», glaubte der Schriftsteller[96]), dessen Werk das Ergebnis zahlloser Zufälle bedeutet. Es ist die Schöpfung des Plauderers, und dieser hat eben «seine eigenen, systemlosen Pfade und schildert, was ihm der gute Augenblick gerade schildernswert macht»[97]).

Innere Linearität wie berechnende Tektonik fehlt derartigem Schrifttum. Wo Unterteilung in Kapitel versucht wird — in den grösseren Studien und Essays etwa —, wird sie immer wieder durchbrochen. So finden wir beispielsweise in den kritischen Gedanken über «Krieg und Frieden»[98]) eine äusserliche Gliederung in die Abschnitte : Die grossen Russen — ; Der zwiespältige Tolstoi — ; Respekt vor der Ueberzeugung ! — ; Tolstoi und der Krieg — ; Der naive Russe, Europas Sauerteig — ; Die Etikette

---

[94]) Vaterland, 1899, Nr. 173.

[95]) Drei Beispiele aus vielen :
Die Hand am Pfluge
nicht am Schwerte ! mahnt ein steinalter Ratsherr die kriegsfrohen Römer. (Zürch. Nachr. 1901, Nr. 55)
Und der Grossvater nahm die Brille,
setzte sie auf die Nase, breitete die Wochenzeitung mächtig auseinander usw. (Ebenda).
«Nach der That —»
«ist die Reu zu spat», sagt der Volksmund. (Zürcher Nachrichten, 1901, Nr. 47).

[96]) Der Lesezirkel, 1916/1917 : Ernst Zahn, S. 61 ff.

«Napoleon»— ; Schweizerische Opposition. Doch diese Kapitelchen erfüllen keinen anderen Zweck, als besonders wichtige Gedanken des umfangreichen Essays kenntlicher zu machen. In ihrer Folge hat keinerlei Ueberlegung gewaltet. «Die Etikette ‚Napoleon'» könnte statt an sechster ebenso gut an fünfter Stelle stehen oder «Respekt vor der Ueberzeugung !» (eine spaltenlange Abhandlung über Ueberzeugung im allgemeinen) am Schluss. Die Unterteilungen sind willkürlich, ohne irgendwelche Bedeutung für den Aufbau des Artikels. Sie sind in jeder Hinsicht unselbständig ; nur die Arbeit in ihrer Gänze gibt ihnen Sinn.

Die Technik des Plauderers heisst wandern. Federer geht schreibend durch die Zeit und währenddem kommen Erscheinungen und Gedanken an ihn heran, in stetem, nie ermüdendem Wechsel. Typisch dafür ist in seiner angeregten Leichtflüssigkeit «Das Gaiserbähnli», jene Folge «verschmitzter Kulturbildchen aus Ausserrhoden»[99]). Dem Blättern in einem Bilderbuch könnte man denn auch den Werdegang des Artikels vergleichen. Federer, der «lieber als lesen — sehen» wollte[100]), dem in kranken Stunden das Betrachten von Bildern oft das letzte noch mögliche Tun war[101]), gibt dieser Meinung häufig in Titeln wie : Das Bilderbuch der Erde[102]) — Das Bilderbuch der Vergangenheit[103]) — Das Bilderbuch aus Stein[104]) Ausdruck. Auch das Gefühl des Schreitens durch die Räume des Geistes spiegelt sich in den Ueberschriften. Drei Belege : Politischer Spaziergang[105]) — Dem Blutfähnlein der Politik nach[106]) — Bergtouren auf den Parnassus[107]).

Der also schaffende Mensch besitzt kein genaues, unverrückbar gestecktes Ziel. Er begnügt sich mit einer ungefähren Richtung, von der er aber jederzeit abzuweichen gewillt ist, wenn zu Seiten des Pfades neue Ausblicke sich öffnen. Er gibt sich allen Ueberraschungen hin und leistet keiner Lockung Widerstand. Seine Arbeit ist ein aller Regel bares Schweifen, das durch

---

[97]) Vaterland, 1899, Nr. 192.
[98]) Neue Zürcher Zeitung, 1916, Nrn. 974, 1016, 1059, 1098.
[99]) Die Schweiz, 1908, SS. 226 ff., 246 ff., 269 ff., 289 ff.
[100]) Vergl. Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nr. 94.
[101]) Vergl. ebenda, 1924, Nr. 292.
[102]) Neue Zürcher Nachrichten, 1924, Nr. 292.
[103]) Ebenda, Nr. 295.
[104]) Ebenda, Nr. 296.
[105]) Zürcher Nachrichten, 1900, Nr. 84.
[106]) Ebenda, Nr. 102.
[107]) Der Wanderer, 4. Jahrgang Nr. 4/5 ; 5. Jahrgang, Nr. 1/2 ; 6. Jahrgang, Nr. 1/2.

eine Fülle ungeahnter Möglichkeiten beglückt. Diesem reizvollen Erleben, das Federer als ein in bester Bedeutung natürliches Erleben empfand, opferte er die feste Form, deren Geschlossenheit immer auch Ausschliesslichkeit verlangt. Er opfert ihm zuweilen selbst die Grundidee des Artikels : der Wanderer vergisst im Spiel des Zufalls seine eigentliche Absicht, verliert sich auf Um- und Abwegen. Und dieses heisst : der menschliche Urtrieb ist stärker als das künstlerische (bewusste oder unbewusste) Vorhaben.

Aber auch dort, wo der leitende Gedanke sich durchgehend zeigt, ist er selten der starke Pfeiler, der dem Wortgebäude Stütze wäre, sondern er gleicht eher der biegsamen, überall Halt suchenden Ranke. Als vielfach variiertes Motiv windet er sich durch die reiche Wildnis des Artikels, meist das einzige Mittel äusserer Bindung, das der fabulierende Federer benützt. Gewöhnlich tritt er schon im Titel auf, um dann in abgewandelter Form mehrmals wiederzukehren. Eines der treffendsten Beispiele bietet die nachdenkliche Plauderei «Schon Herbst !»[108]), eine Illustration zugleich der Ueberzeugung Federers, dass die Natur mit Absicht das menschliche Leben versinnbildliche[109]). Mensch und Natur sind beide vom Atem Gottes erfüllt, beide durch ihn beseelt. Die vielen Natureingänge journalistischer Skizzen und Feuilletons, denen der Schriftsteller jeweilen parallel laufende Schilderungen und Betrachtungen des Menschen folgen lässt, entspringen alle dieser Idee einer harmonischen Einheit der göttlichen Schöpfung.

Als ein Unberechnetes und Unberechenbares entsteht das Manuskript des Journalisten Federer. Daher wird man darin umsonst die Pointe, die im voraus auf ihre Wirkung abgewogene geistige Zuspitzung des ganzen Artikels oder eines seiner Teile suchen. Wohl kennt auch Federer die starke Steigerung ; aber es ist nicht der plötzliche, knallige Effekt, sondern ein allmähliches Anschwellen gefühlshafter Momente, das bis zu leidenschaftlicher Eindringlichkeit zu führen vermag, das den Fluss der Sprache in brausende Bewegung versetzt und ihn im Rhythmus des erregten Herzschlages dahintreibt. Nicht das Gehirn, sondern die Empfindung lässt Heinrich Federer Höhepunkte der Gestaltung erreichen. Nicht der überlegende Künstler, sondern der affektbestimmte, naturhafte Mensch.

---

[108]) Neue Zürcher Nachrichten, 1924, Nr. 264.
[109]) Vergl. Vaterland, 1899, Nr. 220.

Dichtung und Journalismus

Das hier über innere Form und äussere Gestalt des journalistischen Werks Ausgesagte gilt in sinngemässer Uebertragung auch für die Schöpfung des Poeten. Journalist und Dichter sind ja ein untrennbar Verquicktes, gleichzeitige und gleichartige Manifestationen der einen schöpferischen Persönlichkeit. Keine Grenzen denn auch zwischen Journalistik und Dichtung : Auf dem grossen Acker des Lebens erwuchs neben dem Leitartikel die erste Novelle, neben dem Roman die letzte plaudernde Skizze. Mehr noch : Die Arbeit des Tagesschriftstellers ist häufig — die Feuilletons der Nachkriegszeit sind es fast alle — Nebenerzeugnis des frei webenden dichterischen Geistes. Sie gehört zu einem bedeutenden Teil in eine wirklich umfassende Beurteilung des Künstlers und beansprucht im Gesamtbild Federers einen bevorzugten Platz. Sie ist als Spiegel des Wollens und des Seins der Bekenner-Dichtung zweifellos gleichzusetzen oder sogar vorzuziehen. Denn sie spricht unmittelbarer : ohne Distanz von Erleben zu Gestalten gleichsam. Sie steht dem eigentlichen Wesen des Menschen näher. Denn sie ist nicht verklärende Erinnerung wie die Dichtung zumeist, sondern Reaktion, festgehalten und niedergelegt im Augenblick ihrer Geburt.

Die journalistische Tätigkeit ist schwer und aufreibend. Sie zieht den ihr gänzlich Verpflichteten in einen Wirbel atemlosen Geschehens, gehetzter Bemühung. Sie erfüllt ihn völlig. Aber diese wache Anspannung aller Sinne, dieses anstrengende Sich Einsetzen mit Haben und Können, dieses schnelle Säen und hastigere Ernten wird dem, der einmal darin lebte, zum unwiderstehlichen Zauber. Er kann ihn nicht mehr missen, und wenn das Geschick ihm neue Bahnen weist, kehrt er immer wieder, wo Gelegenheit sich zeigt, Blick und Fuss nach dem lockenden Tore der Zeitung. So geschah es auch dem einstigen Redakteur Federer, der Journalist blieb, als ihm die Muse lange schon Brot und Gold gab. Journalist nun freilich im Nebenher des eigentlichen Schaffens ; Liebhaberjournalist sozusagen, der seine Musestunden durch eine ungemein reizvolle Beschäftigung bereicherte. Aus eigenem Erfahren glaubte er an die «Unvereinbarkeit des Berufsjournalismus mit echter, grosser Poesie»[110]). Bereits 1911 verfocht er diese Meinung in einem Nachruf auf Josef Victor Widmann[111]) und bestätigte sie 1925, seine persön-

---

[110]) Vergl. Der Aar, 1911/1912, Band 1 : Zeitschriften-Rundschau, S. 716 ff.
[111]) Ebenda.

liche Entwicklung über das Feuilleton zur freien dichterischen Leistung gutheissend :

«Es ist eine alte Klage, das Zeitungsschreiben verderbe den Stil. Der genialische Louis Veuillot schimpfte immerfort, wie seine schriftstellerischen Qualitäten im Journalismus verdürben. Und es wäre jedenfalls psychologisch und physiologisch leicht nachzuweisen, dass bei dem täglichen Schreibimperativ, ob man nun wohlgestimmt sei oder nicht, und bei den oft so staubigen und prosaischen Gegenständen, über die geschrieben werden muss, endlich bei der Rücksicht auf das so verschiedene, oft gar rauhäutige und unmusikalische Ohr der Abonnenten, der Partei, politischen Richtung, ich sage, dass der künstlerische Charakter eines Zeitungsartikels immer mehr zurückgeht, die Phantasie, die bildliche Ausdruckskraft, der Glanz und Schwung der Darstellung schwächer werden und selbst ein talentvoller Journalist froh sein muss, wenn er wenigstens eine klare, einfache, frische Feder bis an sein seliges Ende bewahrt. Ja, ich gehe noch weiter und behaupte aus zahlreichen Beispielen, dass selbst künstler- und dichterblütige Zeitungsschreiber ein bisschen mehr, ein bisschen weniger in diesem naturnotwendigen Prozess ihren Zoll entrichten müssen. Da gibt es keine Ausnahme. Der tägliche Betrieb und das Alter sind mächtiger als das Genie»[112]).

Eines dieser zahlreichen Beispiele «künstler- und dichterblütiger Zeitungsschreiber» war Heinrich Federer selbst. Er beschloss sein reiches und gesegnetes Wirken zwar nicht als Tagesschriftsteller, sondern als Künstler und Dichter, der auch für Zeitungen schrieb. Allein dieser Dichter wünschte seinem Werk einen Erfolg, der journalistisch genannt werden muss, journalistisch im höchsten und reinsten Sinne. Wenige Wochen bevor er starb, prägte er den Satz :

«F ü r seine Zeit genug getan zu haben, bedeutet schon etwas viel Grösseres und Selteneres, als man bei einem durch Missbrauch so abgeschliffenen Schlagwort denken mag. U e b e r seine Zeit, in die Zukunft hinaus vorgewirkt zu haben, ist die Gnade und Grösse ganz weniger Auserlesener[113]).»

---

[112]) Neue Zürcher Nachrichten, 1925, Nrr. 65.
[113]) Ebenda, 1928, Nr. 68.

Anhang

Vier Zeitungsartikel

von Heinrich Federer

Ein Wort an unsere Leser

Tritt ein neuer Redaktor auf den Plan, so erwartet man von ihm eine recht wohl gesetzte, mit allen guten Vorsätzen der Zeitungsschreiber gewürzte und mit reichlich demokratischem Oel gesalbte Antrittsrede. Je nachdem, wie er sein politisches Instrument spielt und wie die Melodie ins Ohr geht, sagt dann der eine Leser: «Der kann's» — und ein anderer rümpft die Nase und meint: «Na, wollen sehen, ob's besser kommt», und ein dritter wirft das Blatt samt seinem Schreiberlein voll gerechter Entrüstung mit einem grossen, grausamen refusé aus seiner Stube hinaus.

Diese Sitte hat mir nie recht gefallen wollen. Wozu auch vor hundert und tausend Zuschauern seine Politik wie ein Paradepferdchen hervorziehen und den Trab und Galopp nach allen Regeln der Reitkunst zu schinden und beinebens zu versprechen, dass man noch viel grössere Kunststücke in der Folge und selbst den Salto mortale wird leisten können! Wäre es nicht möglich, dass der Reiter zu viel verspräche und schon beim Paradespiel aus dem Sattel geschleudert würde? Und ist das schön, mit allen seinen grossen und guten Grundsätzen wie ein appenzellischer Landweibel vor das Volk hinzustehen und zu sagen: Das bin ich und das hab ich und das kann ich, und nun antwortet, habt ihr, liebe Landsleute, nicht einen rechten Landweibel, einen famosen Redaktor erkoren? — Nie fände sich eine bessere Gelegenheit als hier, breite Phrasen und banale Redensarten an den Mann zu bringen. Die Versuchung hiezu ist wenigstens nicht gering.

Daher sei es mir erspart, von vaterländischer Tugend, von Freiheit und Patriotismus, von Ausbau wahrer, schweizerischer Demokratie, von Sehnsucht nach einem starken Bund und starken Kantonen heute schon ein hohes Lied zu singen. Wem es um alle diese ächten und lieben Sachen ernst ist, der redet wenig davon, aber handelt — und um vom Redaktor zu sprechen — der schreibt danach. Nicht der erste Artikel voll artiger

Versprechen, sondern was das ganze Jahr hindurch geschrieben wird, bezeuge des Redaktors wahre Gesinnung.

Gewiss, auch Schreiber dieser Zeilen wird es nicht allen recht machen können. Die Einen werden volkstümlichere Art, die Anderen einen gebildetern, sozusagen salonfähigern Ton, die Dritten mehr, die Vierten weniger Politik heischen. Ich aber erinnere mich stets wieder, dass ich für die Katholiken Zürichs schreibe, also für das Volk der Handwerker, Arbeiter, Fabrikdiener, vor allem für diejenigen, welche nach der Arbeitslast des Tages keine hohen, diplomatischen Ausführungen studiren wollen, sondern denen es dann am Abend zu Hause am behaglichsten scheint, einen gemütlichen und volkstümlichen Artikel über das, was rundum in der Welt und besonders im lieben Schweizerhäuschen vorgeht, zu lesen. Es soll auch versucht werden, das politische Leben in unserem freien Staate, die Gesetze, zu denen jeder Bürger Stellung nehmen muss, vor allem das, was speziell in das Gebiet unserer Leser einschlägt, verständlich darzustellen. Unsere Zeitung soll ein unterhaltendes und belehrendes Bindeglied der zürcherischen Katholiken sein, so trägt man mir auf, und da liegt es auf der Hand, dass der Standpunkt des Redaktors überall der katholische sein wird.

Aber das Wort katholisch nicht missverstehen!

Katholisch heisst fortschrittlich. Engherzigkeit gegen Wissenschaft, Kunst, Sozialpolitik, Furcht vor dem Fortschritt und ähnliche Dinge, die im Grunde nichts anderes als geistiges Hypochonderwesen oder Angstmeierei vor der Wahrheit bedeuten, gehören dem wahren Katholizismus nicht an, so oft und gerne sie auch als solchen sich ausgeben. Aber dieser Fortschritt darf nicht wie ein gefälschter Veltliner mit verlogener Marke prahlen, es muss ein ächter Fortschritt sein, nach rechts, nicht nach links, nach oben, nicht nach unten fortschreitend, sonst würde er, wie jener unächte Wein, den Menschen schwächen statt stärken.

Und katholisch heisst brüderlich, liebevoll. Aus der Ruhe und Traulichkeit eines einsamen Dörfleins bin ich erst nach langem und hartem Widerstreben in diese rauschende, grosse Stadt gezogen, ein Kaplan, es ist wahr, aber kein Hetzkaplan, wie mich ein höfliches Blatt bereits charakterisiert hat. Wenn ich den Frieden, den ich von Hause mitnahm, hier nicht auspacken und nicht in diesem brüderlichen Frieden schreiben und redigiren dürfte, so würde ich am liebsten gleich heute wieder in meinen lieben Talwinkel zurückfliehen. Niemals wird sich daher Schreiber dies dazu hergeben, Krieg mit Anders-

gesinnten anzufangen. Grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten mit den Genossen selbst oder mit den Gegnern werden ja vorkommen. Aber warum sollte das nicht mit sachlicher Ruhe besprochen werden können, ohne dass man die grosse Uniform dazu anlegt und kriegerisch den Schnauz drillt ?

Nur da gibt es Krieg, wo Angriffe auf die religiöse Ueberzeugung mutwillig gemacht werden. Man soll uns eines solchen Attentats auf das Höchste und Edelste, was im gläubigen Herzen liegt, nie beschuldigen können, aber auch stets gerüstet finden, solchen Taktlosigkeiten die gebührende Lektion zu geben.

Man wird mir gestatten, im Erdgeschoss des Blattes von Zeit zu Zeit auch der Kunst, der Litteratur, der Musik, dem Theater, wofür Zürich so Tüchtiges leistet, ein Plätzchen einzuräumen : eine süsse Platte nach den harten und oft so fleischarmen Knochen der Politik.

Und nun eine Bitte zum Schlusse ! Ich habe mich viel zu wenig mit der Politik beschäftigt, als dass ich jetzt allen Ansprüchen genügen könnte, die man berechtigterweise an eine Redaktion stellt. Da heisst es nun, sich in die verschiedenen Gebiete des neuen Amtes hineinstudieren und einleben. Der freundliche Leser möge also mit dem neuen Redaktor Geduld haben und wer Lust und Zeit und Stoff zu guten Botschaften besitzt, möge ihn gütigst unterstützen. Zum Schlusse danke ich meinem verehrten Vorgänger für die vielen Gefälligkeiten, die er mir bei der Uebernahme des Blattes erwiesen und hoffe, durch fleissige Bedienung desselben diese erkenntliche Gesinnung am besten erzeigen zu können.

Und nun Gruss und Handschlag allen lieben Lesern !

Heinrich Federer.

(Aus «Zürcher Nachrichten», 1899, Nr. 99.)

Das diplomatische Diner vom 20. Jan. 1900.

Am Sonnabend uf Sebastiani des 20. Januarii hielt sotane hochwohlgeborne und fürsichtige Obrigkeit zu Berne, so sich nennet Bundesrat, mit denen Exellenzen von Austria und Frankreich, Teutschland und hispanische Halbinsel, von Engelland und dero Hinterkantonen Schottisch- und Irland, des Ferneren von Italia und den Vlämisch- und Holländischen Gauwen, auch von der Polackei und dem Slavenreich, so nun seien verbunden in Trüwen, und nit minder der grusam witen Turkey, ein gross fürnemb Mittagsmahl.

Assen und tranken und redeten fin und guet.

In halber Mahlzyt ruckte die Exellenz von Russia die Stabelle und hub an zu loben in umläufig viel und schier gueten Gesatzlein unserer Herren und Obern vielkluge Tugend im Gubernium. Nicketen wohl derzue ihro h. Collegä und sufeten ein Kelch uf den andern us vom Wyn, so tut wachsen um Nüwenburg umb. Und hat unsere gar schier liebe Obrigkeit viel nüwe Fründschaft gefunden, harintgegen nur us Anglia etwa ein spitzig Wörtlein von wegen denen in Transvaalesia herfür zuckete.

Hat doch am best geredt unser hoch Oberhaupt, so ein Spross ist us Zürich, und am best getrunken die Herrschaft vom Padischa, hochdero Religio kein Wyn nit cediert usser an unsern Mahlzyten.

Sind nit so flink us der Trinkstuben gegangen — ut rectius pingam — gehumpelt, so hupften ein Schock Secretarii us den Eggen und Kabinetten und sufeten us jedem Becherli us, was Ihro ehrfesten Obern in Gnad' darinnen gesparet. Eins Sekretari Schriberli hat daherige Historia vernomben und hierorts in guet lesbar Druckskriptum uf ewige Zyt all minen Zytgenossen conserviret.

(Aus «Zürcher Nachrichten», 1900, Nr. 7.)

Frau Politika.

Von Heinrich Federer.

Kennst du Frau Politika ?

Nicht ? — Du unschuldiges Ding !

Stelle dir darunter eine Tante vor, eine magere, rothaarige, mit scharfer Brille und einem Strickstrumpf bewaffnete Tante, die — doch nein, es gibt auch gute Tanten, Tanten mit schönen braunen Haaren, die keine Brille, aber ein Paar mütterlicher Augen im Gesichte tragen, Tanten, die zwar auch Strümpfe stricken und falsche Zähne beim Lachen zeigen, aber deren Herz vom lautersten und ächtesten Gold ist. Nein, stelle dir keine Tante vor !

Aber denke an eine Obsthöckerin auf dem Markt ! Sie hat Märzensprossen und Haarbörstchen im Gesicht, ihre Augen wässern, ihr Mund steht ewig offen und mustert frech einen jeglichen, der an ihren Kohlköpfen und Kartoffeln vorübergeht. Und dennoch — ich kenne auch gute, fröhliche, junge Obsthöckerinnen, die sehr freundlich lächeln und wenig zum Ruhme

ihrer Aepfel und Rüben sagen ; und ich kenne Höckerinnen mit dicken roten Backen, ergrautem Haar und einer wohltuenden Behaglichkeit in Wort und Gebärde. Es sind kleine rundliche Geschöpflein, sie haben auch kleine, graue, frohe Aeuglein, eine rote Schnupfnase und dicke, feste Hände, die immer zum halben Kilo noch zwei drei prächtige Pflaumen zulegen. Da sitzen sie den ganzen Tag auf der Gemüsebrücke am beissenden Zugwind und lassen ihre Haarbänder und ihre Schürzenzipfel in der Luft flattern. Sie warten geduldig, wer von den vielen Mädchen und Buben, die ihre Kirschen versuchen, ihnen endlich ein Pfündchen abkaufe.

Nein, Frau Politika ist anderer Art.

Ich wäre ungerecht, vergliche ich sie mit den Frauen, die den Gemüsemarkt regieren.

Aber wem gleicht sie denn ?

Ich will sie dir schildern. Sie ist gross und hager und hat einen langen, sehr beweglichen Hals, den sie wie ein Storch nach allen Seiten blitzschnell zu drehen versteht. Ihre Augen blicken unruhig und sind immer einwenig vom Staub der Landstrasse und vom späten Lampenlicht entzündet. Ein stechender Blick ist ihnen eigentümlich. Nichts Zufriedenes und Behagliches wohnt darin. Eine stete Besorgtheit, eine heillose Vorsicht, ein beständiger Argwohn schaut daraus hervor. Die Wangen sind eingefallen und die Backenknochen stehen darüber hervor. Die Nase läuft spitz aus und ist wie zum Schnüffeln und Aufschnuppern geboren. Unzählige feine Runzeln durchweben das Gesicht der Frau Politika. Bald wird es rot, bald bleich, beständig wechselt es die Farbe. Der Eindruck, den diese ältliche, von falschen Haaren umkränzte, blassgraue Frau macht, ist der einer unendlich Geplagten, die auch andere unendlich plagen möchte.

Ich erinnere mich noch ganz gut an die Stunde, da ich sie zum ersten mal sah.

Ich war ein müssiger Mensch und stand in jenem Alter, wo man zwischen der Schule und dem Leben Tage voll Träume und Ahnungen verbringt und ein Herz sein eigen nennt, das alles verspricht, alles wagt, alles liebt oder hasst, wie's kommt.

Ich träumte damals von sehr grossen Dingen. Zum allermindesten wollte ich ein General werden und bei Lützen und Waterloo siegen. Wenn ich es aber nicht rasch zum General brächte — die Intriguen, man weiss ja ! — wenn man mich nur zum Obersten machte, o dann werfe ich die Uniform ab und entdecke spornstreichs einen sechsten Weltteil.

Denn um jeden Preis wollte ich berühmt werden. Reich werden ? : nun ja, das ist auch schön. Jeden Sonntag neue Hosen anziehen, immer einen Taler in der Tasche haben, — denn das verstand ich damals unter Reichtum, — gewiss, das war auch schön. Aber noch lieber wollte ich berühmt werden. Wie gesagt, ich wusste noch nicht recht, in was, ob ich ein zweiter Homer oder Mozart werden oder ein Luftschiff erfinden oder mir ein Königreich erobern sollte. Ich wusste nur das Eine sicher, dass ich, wenn ich es nur probieren wollte, auch sogleich berühmt werden könnte.

Nur die Kniehosen wollte ich vorher noch schnell ablegen und die kurzen Strümpfe. Berühmte Menschen müssen lange Strümpfe und lange Hosen tragen. Das war mir klar.

So stand ich denn mit meiner Sehnsucht nach den Kränzen der Zukunft draussen am Dörfchen, du weisst, dort, wo wir oft an Vakanznachmittagen miteinander gestanden und uns in den Haselbusch versteckt und den Mädchen die Haselnusschalen in den Weg geworfen haben.

Da kam sie daher, die dürre, hässliche Frau Politika.

Ich sage dir, sie war widrig anzusehen. Ein so altes Gesicht hatte nicht einmal des Küsters fast hundertjährige Grossmutter, von der man behauptete, sie habe noch den alten Napoleon gekannt. Aber zu ihrem Alter lief sie schnell genug, ihr Atem ging rasch und kräftig, ihre grauen Aeuglein huschten gleichsam wie zwei kleine Mäuschen im Gesichte herum.

Sie hatte geschminkte Wangen und trug Schönheitspflästerchen, falsche Zähne und falsche Zöpfe und man konnte, wenn man sie so frisch reden und dreinblicken sah, beinahe glauben, sie wäre um die Hälfte ihrer Jahre jünger.

Sie trug ein sehr schönes Kleid. Der Faden war grau, aber der Einschlag schillerte in allen Farben, die man nicht nennen kann. Bald glaubte ich ein rotes, bald ein gelbes, bald ein blaues Kleid zu sehen, je nachdem sie sich im Lichte drehte.

Du weisst, der Lehrer hat uns gewöhnt, vor jedem Frauenzimmerchen den Hut zu ziehen und höflich zu sagen : «Einen schönen, guten Tag, Fräulein !» — Selbst wenn es eine Frau wäre, sollten wir beherzt sagen «Fräulein !», denn sie hätten es gerne die eiteln Weiblein, wenn man sie noch mit dem Namen ihrer blühenden Jahre anrede.

So sagte ich denn auch : «Schönen guten Tag, Fräulein !»

Da hättest du sehen sollen, wie sie freundlich tat, mich neben sich auf das Bänklein sitzen hiess und ein so scharmantes Lächeln zeigte, dass sie mir auf einmal eine andere schien. Sie

griff in ihre Taschen, unergründliche Taschen, sag' ich Dir.

«Was magst du gern», fragte sie gütig, «englische Biskuits oder französische Pfirsiche oder spanische Mandeln oder italienische Feigen ? — Ich habe auch türkische Zwetschgen, Rosinchen von Rhodus, Weinbeeren aus Zakynthos und manches andere, das sich schmackhaft isst, aus Indien und Amerika.»

Sie packte aus und ich glotzte sie an. Sie reichte mir, und ich ass und ass mit Gier. Bald griff ich hinüber nach Frankreich, bald nach England, dann nach einer Dattel von Ceylon und einem cubanischen Zuckerrohr.

Indessen erzählte mir die Frau mancherlei. Sie war in aller Welt gewesen. Sie kannte die Könige und Regierungen von Angesicht. In jede grosse und kleine Affäre — wer sollte es glauben ? — hatte sie ihre dürren Finger gesteckt. Da, diese magern, weissen Finger hatten schon oft Blut vergossen, blaues Blut in den Revolutionen, rotes im Sold der Despoten. Sie hatten Heere geführt, Städte erbaut, Tempel bekränzt, aber auch Bomben gelegt. Diese schreckhaften Hände taten einmal Gutes, einmal recht Schlimmes. Nun schreiben sie ja, nun nein auf den gleichen Zettel. Es waren die Hände einer alten, überlegten, abgefeimten Frau und doch wieder die Hände eines Kindes, das ernsthaft Kartenhäuser aufschichtet und sie sogleich wieder lachend zusammenklatscht. Kurz, es waren die Hände einer Hexe.

Mir wurde unwohl ob ihren Spezereien und wirr im Kopf von ihren wunderlichen Erzählungen. Und diese furchtbaren Hände, die mit dem Munde mitsprachen, entsetzten mich.

«Fräulein», sagte ich und legte nach meiner wüsten Gewohnheit den Finger an die Lippe, «ich muss jetzt heimgehen.»

«Heimgehen wie die kleinen Kinder !» höhnte die Alte. «Komm doch mit mir in die weite Welt hinaus ! Willst du denn ein Ofenhocker werden in diesem Dorfnest da ?»

Dabei streckte sie die Hände aus gen Süden, wo die Berge im fernsten Schnee nur noch leise leuchten, die Wolken im Blau behutsam über die Gipfel hinfahren und droben auf der Jochhöhe hinüberschauen in ein seltsam schönes, mittägliches Land. Ach, wie oft schon zog es mich dahin !

Aber jetzt grauste mir vor der Einladung dieser greisen, dünnen Hände da ! Ich wehrte ab, ich wandte mich auf hurtiger Knabensohle und rief über den Rücken hin : «Ade, Fräulein, ade !»

Dann sprang ich wie vor einer mit hundert Fingern nach mir haschenden Gefahr ins Dorf hinein.

Hinter mir hörte ich das alte Weib kichern und sagen: «Dummer Kerl! du wirst mich doch noch suchen.»

Eifrig wandte ich mich hinterwärts und schrie mit herausforderndem Stolze: «Niemals, du Weib! du Alte! niemals!»

Das war meine erste Begegnung mit Frau Politika.

Darüber sind Jahre mit Vogelschnelligkeit verstrichen.

Ich trage weder die Schärpe eines Generals, noch habe ich den sechsten Weltteil entdeckt! Ich bin noch immer nicht berühmt.

Und warum nicht! Wirst du mir's glauben, dass Frau Politika allein daran schuld ist!

Höre nur!

Ich schrieb ein Bändchen Gedichte. Die Deckel waren sehr schön, die Gedichte meisterhaft. Es gab Poesien darin, wo ich auf Schmerz fünf neue Reime fand. In einer Strophe reimte sich sogar jedes zweite Wort und in einer andern Strophe konnte man von hinten oder vorne zu lesen anfangen, es war die gleiche Musik und die gleiche Idee. Mit diesem Bändchen ging ich zum Redaktor unseres Tagblattes. Gott, wer sass da am Pulte neben dem Federfuchser! — Die Frau Politika! — Der Redaktor nahm mein Manuskript und blätterte es wohlwollend durch.

«Da haben Sie einen Reim auf «Mond» gefunden!»

«Blond! Herr Redaktor!»

«Ausgezeichnet, das empfiehlt sich!»

Mir wurde vor Freude ganz warm.

Doch da beugte sich das alte Weib ans Ohr des Redaktors herunter und zischelte ihm etwas ein.

«Aha», sagte darauf der Redaktor mit ganz verwandelter Stimme, «Sie kennen nichts von Politik?»

«Nein», erwiderte ich betreten, «aber ich dachte, das —»

«Und Sie wissen wirklich nichts von der vormärzlichen Atmosphäre?»

«Wie sollte er?» kicherte die Alte böse.

«Und vom preussischen Rohstoffkartell in der Zollfrage?»

«Nein, Herr Redaktor, aber —»

«Nicht einmal vom Kohlenkontor der Offenbacher Handelskammer?»

«Auch nicht, doch —»

«Unglaublich! Dann bedaure ich sehr, aber Ihre Poesie ist ganz wertlos, Makulatur!»

Nun nahm ich mir vor, eine Reise auf irgend eine unbe-

kannte Insel zu machen und stellte mich im Bureau des Kolonialamtes vor.

«Vor allem», sagte der Chef des Bureaus und streckte beide rosigen Daumen in den Schlitz der weissen Weste, «was haben Sie für politische Grundsätze ?»

«Ich — ich — ich —»

«Bitte, kommen Sie doch zur Sache !»

«Ich habe keine politischen Grundsätze, — Exzellenz, — ich —»

In diesem Augenblick ging mir der Atem aus. Hinter der weissen Weste und dem glänzend schwarzen Frack des Chefs glitzerte das boshafte Auge der Frau Politika hervor. Wie ein Krötenauge, ganz so !

«Wie, Sie haben keine politischen Grundsätze ? Und das sagen Sie hier, in dieser heiligen Stube des Gesetzes ? Wissen Sie auch, was das besagt ? Revolution ! — Anarchie ! Chaos —, ja, das Chchchch — a — o — s !»

Mit diesen pompösen Worten wandte sich der Chef beifallheischend zu den vielen Schreibern und Sekretären, die am langen Tische taten ,als ob sie schrieben und jetzt, wie aus einer tiefen Arbeit erwacht, im hellsten Takte die Häupter neigten und echoten : «Ja, Exzellenz, das Chaos !»

Mit knapper Not entging ich einer Verhaftung.

«Wohlan», dachte ich, «hier ist nichts zu holen ! Gehen wir aufs Land, aufs unverdorbene Land !»

Das unverdorbene Land gefiel mir. Ich kaufte ein dreieckiges Stück Acker. Fürs Trapez hatte ich immer eine gewisse geometrische Schwäche gehabt.

Mit dem kleinen Gelde, das ich von meiner Tante ererbt hatte, baute ich mitten im schönsten, gelben Löwenzahn ein Häuschen und bestellte einen Garten und fing an, im Schatten dreier grosser Nussbäume an Sonntagnachmittagen mich recht glücklich zu fühlen.

Da rannte eines Morgens ein Mann zu mir, einer jener Burschen, die immer wie geprügelt durch die Strassen rennen, mit schwitzendem Haar und allen Taschen übervoll von Wahlzetteln, Aufrufen und Plakaten.

«Wollen Sie», bat er hitzig, «gefälligst diesen Zettel unterschreiben !»

«Wozu ?»

«Sie gehören doch zu den linksoppositionellen Bauerbündlern ?»

«Das ist möglich, ich weiss es nicht.»

«Oder paktieren Sie mit dem rechten Flügel ?»

«Torheit !»

«Wie schlau, — ich merke, Sie sind von der Fraktion der Unteilbaren ? Auch hiefür habe ich Papiere ! Genieren Sie sich nicht !»

«Unsinn !»

«Ich hab's, Sie sind ein Junker !»

«Seien Sie kein Narr !»

«Nun, nun», schrie der Mann, und schleuderte zornig einen Schauer von roten und grünen Zetteln um mich herum, «wir wollen schon erfahren, was Sie für Politik betreiben. Wer nicht für uns ist, der ist wider uns !»

Wieder meinte ich das verhängnisvolle Kichern jenes Weibes zu hören.

Ich hatte geglaubt, die Kartoffelstaude und das Erdhäufchen darum herum sei weder liberal, noch konservativ, noch sozialistisch. Aber weit gefehlt, nun musste ich erfahren, dass dieses unverdorbene Land streng politisch war und es keine neutralen Rüben und Bohnen geben konnte.

«Sieh da», sagte ich mir traurig, «wie allmächtig die Frau Politika ist ! Sie steckt hinter allem.»

Mein Freund Johann, der in der Schule zweistellige Zahlen einfach nie multiplizieren konnte, ist jetzt Finanzminister in einem kleinen Staat mit grossen Ausgaben, — Alois, der kein deutsches Brieflein fertig brachte, liest an der Universität über die Zukunft des deutschen Stils, — Leo, mein kurzsichtiger Vetter Leo, der einmal am Examen behauptet hatte, Moskau sei eine Insel im atlantischen Ozean, Leo erforscht jetzt im Auftrage und mit dem Gelde der Regierung den Norden von Grönland.

Sie sind berühmt, diese Burschen, ihre Namen stehen in der neuesten Ausgabe von Brockhausens Lexikon. Bereits leimen ein Dutzend Bildhauer in Erwartung eines fürstlichen Auftrags das Modell dieser Gelehrten im Masstab 1 : 1000 zusammen. Denn diese klugen Kameraden haben sich der Frau Politika, dieser alten Buhlerin, ohne Widerrede an den Hals geworfen.

Ich aber bin in mein Dorf zurückgekehrt und da gerade der Buchbinder, dem ich schon als Knabe versprochen hatte, meine Werke zum Einbinden zu geben, einen Handlanger brauchte, bat ich, gestützt auf eine entfernte Verwandtschaft, um diese Stelle. Nun sitze ich die langen Tage am Kleistertopf und pappe frisch drauf los.

Hie und da, wenn der Meister nach der Mittagspause einwenig einnickt, blättere ich in den Büchern herum und merke mir, was in der Welt geht, ob der Kaiser und Papst noch lebt, ob man noch immer Schiffe baut und Orden verteilt und ob Leo noch in Grönland weilt und ob Johann noch die Millionen nur so herumwirft, wie es seines Amtes ist.

Aber wenn der Buchbinder von ungefähr erwacht und mich beim Lesen ertappt, so reisst er mir das Buch weg und lacht: «Das Politisieren tut nicht gut für einen dummen Buchbindergesellen.»

Das verleidet mir allmählich. Ich fürchte, wenn es so fort geht, springe ich doch noch einmal vors Dörfchen und rufe am Haselbusch die alte, hässliche Frau zu mir. Und wer weiss, ob ich nicht kniefällig zu ihr flehe: «Einen schönen, guten Tag, Fräulein! Und wenn Sie mich noch brauchen können, bitte, so nehmen Sie mich! Ich sehe jetzt ein, dass ich ohne Ihre Gnade höchstens ein Buchbindergeselle bleiben kann!»

(Aus «Der Wanderer», 2. Jahrgang, 1906, Nr. 4.)

Im Herzen der Schweiz

Plauderei von Heinrich Federer

Paris ist das Herz Frankreichs, Moskau das Herz des Mütterchen Russland, aber das Herz der Schweiz?

Jedenfalls keine Stadt, nicht Zürich, das allenfalls in Festreden die Lunge, noch Bern, das das Gehirn der Schweiz heissen mag, nein, keine Stadt, ein See.

Die Städte sind wandelbar, sind Partei, sind glänzende, wenn auch oft in ihrer Art grossmütige Egoisten, und selbst in ihren besten Augenblicken stellen sie nur einen Teil der dunkeln und hellen Landestugenden dar. Der See dagegen politisiert und krämert nicht. In seinem Spiegel mögen sich alle Köpfe, alle Parteifarben, alle eidgenössische Weisheit und Torheit beschauen. Geduldig hält das uralte Wasser der vier Waldstätte her, sagt weder Ja, noch Nein, behauptet nur tapfer seinen Sitz in der Mitte des Landes, zwischen Bergen, Hügeln und zur Ebene auslaufenden Talungen, weist nach allen Winden den Weg in die grössere Heimat hinaus und nimmt ebenso von allen Seiten her die fünfundzwanzig Sorten Eidgenossen auf. Wahrhaft, der Vierwaldstättersee ist das Herz der Schweiz.

Denn unter Herz verstehe ich nicht das amtliche Hauptbüro des Vaterlandes, nicht seinen grössten Kassenschrank oder

seine berühmteste Schule oder Kunstwerkstatt oder mächtigste Fabrik. Ich verstehe darunter jenen lebendigen Mittelpunkt, wo jeder Schweizer sich heimisch fühlen, den Atem seiner Geschichte vernehmen, einen salzigen Hauch seines Demokratentums verspüren und alle Kraft und Schönheit seiner Erde versammelt sehen kann. Das alles vermag keine Stadt, kein Berg, kein Fluss, nur der Vierwaldstättersee. Und wie die Sage geht, dass einst die Alten sich in Lethes Flut warfen, um alle Vergangenheit und Gegenwart zu vergessen, so möchte ich umgekehrt jeden Schweizer, der nicht mehr republikanisch fühlt, zu einer Wallfahrt an diesen See bestimmen. Aus seinem blauen, tiefen Auge wird er sich wieder auf Ursprung und Aufgabe unseres Schweizertums besinnen können.

* * *

An seinem stillsten Arm, dem Alpnachersee, steigt allmählig, allmählig das Voralpenland Obwalden den südlichen Eisgebirgen entgegen. Umsonst suche ich ein Tal, das so gewissenhaft wie dieses von der Seeschwelle bis zur Passhöhe des Brünigs seinen versöhnlichen Beruf als Mittler zwischen Hügelland und Hochgebirge, zwischen Korn und Firn erfüllt.

Zweitausender schirmen den Halbkanton und seinen Mittelpunkt, den leisen, schlichten Sarnersee. Ihr Schnee ist schon im warmen April, wenn die Landsgemeinde tagt, geschmolzen. Es sind die freundlichsten und anmutigsten Berge, die man sehen kann. Saftiges Obstland wächst vom See herauf, dann Wald von Tannen und Buchen, dann gestaffelte grüne Alpweide fast bis zu den Gräten empor. In den Hintergründen gegen Engelberg und das Haslital gibt es ja wohl einige Versuche, mit Fels und Gletscher zu schrecken. Aber das ist nicht gefährlich und kann sich nirgends mit den nahen Gewalten des Gotthards und der Berneralpen messen. Wohl, da und dort grub sich das Wildwasser eine gräuliche Schlucht, ein finsteres Seitental, und wenn ein Wolkenbruch niedergeht, brausen cholerische Bäche den sieben Dörfern zu und verwüsten unter Sturmgeläute und Böllerschüssen das Land weithin. Aber gleich sind es wieder harmlose Wässerlein und neben dem Unheil grünt schnell wieder eine fette Alpentrift, eine Obstmatte, ein gütiges Wäldchen, ein sanfter Einsamkeitswinkel und macht das Abenteuer vergessen. Und der Sarnersee liegt so geduldig und tröstlich da und Brünigstrasse und Brünigbahn laufen so sachte, so pilgerfromm durch die ganze dreistufige Talung, die Dörfer grüssen

so altbieder und die braunen hochgiebligen Bauernhäuser mit ihren vielen kleinen Fenstern und den heimeligen Lauben, ihren Bienenstöcken, Kürbissen und Sonnenwendblumen blicken dich so traulich an, die blanken Kapellen auf allen Höhen läuten so freundlich Willkomm und die schokoladenbraune Unterwaldnerkuh, dieses Ideal von Majestät und Besonnenheit, muht dir so geschwisterlich entgegen, dass es uns gar nicht mehr einfällt, es gebe da bei allem offenen Wohlwollen doch auch etwa heimliche Nücken und Tücken.

Freilich wenn du die mannlichen Dörfer besuchst, sieben, kleine, tapfere Herrschaften, wenn du dich gehörig unter das Volk mischest, die zahmern Dörfler und die urchigern Bergler, wenn du ihrem Schwinget, ihrem Kilbitanz, ihrer Landsgemeinde beiwohnst und mit ihnen auf den Wildenen hirtest, dann siehst du nicht bloss, wie diese Obwaldner den wundervollsten Käslaib aus dem Kessel schwingen und einen ergreifenden Alpsegen ins nachtende Tal hinuntersingen, wie sie Gesetz und Recht bestimmen und wie die Buben den Psalter um die Mitfastfeuer beten, bevor sie sich lustig abprügeln, o Freund, dann kann es auch geschehen, dass diese famose Rasse auch Schluchten öffnet, einen Zorn aufflammen lässt, der lange raucht, eine Rauflust zeigt, die nicht bloss Nachtbubenstücke verübt, sondern sich ehedem nach Italien und Frankreich und Holland ergoss und in heillosen Schlachten mitpolterte. Dann nickt man nicht bloss lammfromm Ja und Amen auf dem Landenberg, sondern sieht den Stier Demokratie auch etwa die Hörner stellen. Dann erkennst du neben alten Familien und hablichen Geschlechtern auch Leute mit schmalem Boden und knappem Brot, Schuldbäuerlein, die in einer Vorfrühlingsnacht mit Kind und Kegel aus der unbarmherzigen Heimat in das noch unbarmherzigere Amerika zügeln. Du findest wackere Schulen, brillante Schützenkönige, gelbe Butter, köstliche Zigerkrapfen, aber auch schwarzen Kaffee und Schnaps in vielen Ohrlappentassen. Schatten und Lichter, alte Bräuche und viele, viele junge Zöpfe, die in die Hotels als Zimmermädchen und Kellnerinnen ziehen und vor Jazzbandgelärm keinen Klang der frommen heimischen Betglocke mehr hören. Aber trotzdem, das Volk ist gesund und solid, zurückhaltend, seinem Boden innig anverlobt und lebt und stirbt im alten Geist und Väterglauben

O wie schön läuten die Kirchen das Tal hinauf und um den See, wie weihevoll ziehen die Prozessionen mit Kreuz und Fahne nach Sachseln zum Bruderklaus, in welch' ein unsichtbares und doch so fühlbares Wunder hüllt dieser ausserordentliche

Sachsler des fünfzehnten Jahrhunderts noch heute sein Obwalden!

Er war ein Bauer, ein Denker, ein Staatsmann und gotterfüllter Klausner, wohnte dort oben in der Melchaschlucht, tat Zeichen und Segenswerke, half der Schweiz vor dem Ruin und brachte es weit in der Vollkommenheit. Ein von Flüe! Hundertköpfig wohnt dieses Geschlecht noch heute an den Hängen des Sachslerbergs und vererbt das Antlitz des Stammvaters mit der hellen Stirne, der starken Nase, dem melodischen Mund und den sichern Augen von einem Jahrhundert ins andere. [Wer fühlt es nicht, dass durch diesen Ehrwürdigen zur gesunden Bergluft Obwaldens etwas wie kühle, stille Kirchenluft hinzukommt, etwas Feierliches und Andächtiges? Nie bin ich von auswärts, zwischen den zwei strammen Torwächtern Pilatus und Stanserhorn hindurch, ins Ländchen geschritten, ohne sogleich mit Genuss diese kostbare Luft einzuatmen von Alpenrosen, Tannen, Schnupftabak, Most, reifem Käse, von warmem Stall und kalten Quellen und dabei von Weihrauch und dem brennenden Wachs vieler, vieler Altarkerzen.][1])

Zu meinen Bubenzeiten fuhr noch die gelbe Post durchs Land. Jetzt pfeift eine schmucke Eisenbahn. Aber die alten Dörfer stehen noch da wie ehedem, das zutunliche und redselige Alpnach, das herrschende Sarnen, das geruhige, selbstzufriedene Sachseln, das flinkgeistige Kerns, das weitzerstreute, genussfrohe Giswil, das rassige rumpelige Lungern und durch zwei Bergketten getrennt das eigenmächtige, bergstolze Engelberg mit seiner berühmten Abtei und seinen Hotelpalästen, der einzige Ort mit ewigem Schnee zu Häupten. Jedes Dorf kommt sich als eine kleine Unabhängigkeit vor, genau wie dieser Siebendörferkanton seinerseits sich als eine kleine Unabhängigkeit neben den andern vierundzwanzig Kantonsteilen vorkommt. Wenn irgendwo steht hier die Wiege des schweizerischen Föderalismus.

* * *

In unserem Lesebuch stand, Nidwalden sei lebhafter, aufgeregter, sanguinischer als sein obwaldnerischer Halbbruder. Schuld oder Verdienst daran trägt bestimmt der Vierwaldstättersee, gegen dessen Zugluft der kleine Staat mehrere Türen und Fenster öffnet, so dass die Neugier nach der Ferne eher erwacht und Blick und Wunsch sich feuriger entzündet und

[1]) Nur im Manuskript.

weiter zielt. So kann man denn auch in alten Reisebüchern immer etwas von Stans lesen, während Sarnen keine Zeile erhält. Laut redet das Andenken der beiden alten Winkelriede, aber noch viel lauter der Ruhm jener Hunderte von Winkelrieden und Winkelriedinnen, die anno 1798 von allen Zufahrten her langsam, langsam, das Angesicht gegen den Feind, vor der unermesslichen Uebermacht der Franzosen zurückwichen, aber zurückwichen wie einst Leonidas vor den Persern, bei jedem Schritt den Tod in die Feinde säend, leider auch bei jedem Schritt den Tod erntend, bis die geliebte Erde rot vom Blut ihrer Kinder und der letzte Held gefallen war. Ein solches Drama von Verzweiflungsmut kennt das diplomatischere Obwalden nicht, selbst sein Bruderklaus blieb bei aller Einfalt des Heiligen ein Diplomat bis zum letzten Atem, eine Vermittlernatur, während das winkelriedhafte Hineinstürmen in Speere, Wunden und heroischen Tod dem nidwaldnerischen Genius weit besser entsprach.

Im übrigen, wie schön sind die Gestade von Buochs, Beckenried und Stansstaad, dieses ein trauliches Schiebfensterchen eher, aber jene beiden weitgeöffnete Türen gegen Schwyz und Luzern und gegen alles, was in geheimnisvoller Ferne dahinterliegt. Binnenlandgeist weht durch Obwalden, aber ein erfrischender Küsten- und Segelhauch bläst uns an diesen Hafenplätzen Nidwaldens ins Haar. Und überall erklingt ein famoser Name, dort von Maler Wyrsch, da von der Dichterin Isabella Kaiser, in Stans aber von unserem liebe- und gemäldereichsten Kirchenmaler, dem reinen Paul von Deschwanden.

Nicht wie in Obwalden oder Uri, wo die Volkskraft sich dem Flusslauf entlang durch die Talmitte hinauf gleichmässig verteilt, sondern seinem Unternehmungsgeist gemäss hat Nidwalden seine Macht und Herrlichkeit vom Zentrum Stans hinaus an die Borden des Landes hingewürfelt, während das eigentliche Flusstal Nidwalden immer einsamer und enger zwischen den Bergketten verläuft, bis plötzlich ein Riegel vorgeschoben wird. Das Ende der Welt ? oder doch einer Sackgasse ? O nein, nur Nidwaldens. Denn so unglaublich es klingt, nach noch mehr Enge und Einsamkeit und jähem Aufstieg weitet sich plötzlich ein Hochtal voll Geräusch, weltfreudigem Spiel und Lebensschwung, aber auch voll süssem Klosterglockensang, ein kleines Paradies, das man am liebsten politisch den Engeln zuteilte, nach denen es sich taufte. Hier, wo das hinterste Nidwalden ans hinterste Obwalden stösst, lebt die grosse Welt der Sommerfrische und des tapfern Wintersports. Hier heulen auch die Saxo-

phone die modernsten Negertänze, während von der Abtei der wunderbare Choral der Benediktiner-Vesper erschallt. Uralter Ernst und modernster Spass. Und das salomonische Haupt des Titlis schüttelt sich lächelnd, weiss er doch so gut, was vorübergeht und was bleibt.

* * *

Wie gut erinnere ich mich an die erste Fahrt nach Luzern, aus der öden Alpnacherbucht hinaus in die Kreuzmitte des vierarmigen Sees. Ein anderer Himmel, leichter, süsser, weiter im Bogen, die Bergschatten zerronnen, ein Wind des Auslandes, ein weltmännisches Gefühl wehte mich an, und dort, o sieh, dort, wie ein Märchen leuchtete mir schon im blauen Golf wie aus Trutz und Jubel gewoben das turm- und hotelreiche Luzern entgegen.

Wie einzig lagert es da, von der Reuss durchrannt, aus den Höhen vom Mittelalter beschattet, aber an den Schwellen von sorglosem Hotelglanz überflossen, an Kirchen und alten Sitzen reich, mit den gedeckten Holzbrücken, den Brunnen und Kapellen und den Chorherrenhäusern, die festungsartig dem grauen Münster und seinem feierlichen Friedhof angegliedert sind. Man muss die Stadt in der späten Sonne betrachten, wenn die südwestlichen Fronten mit scharfer Kante zwischen violettem Schatten und gelbem Licht wechseln und der kühne Fluss mit einem unendlichen Gefunkel und Gemurmel vom Weichbild hinaus ins abendliche Land strömt. Oder am Vormittag, wenn von den Urnergipfeln her die Sonne in alle Scheiben blitzt. Es ist unbeschreiblich. Man denkt an die Herrlichkeit Luganos. Aber dort ist alles so grell und üppig, fast theatralisch bunt, und wirkt auch gar zu sinnlich-pathetisch. Wie viel frischer ist das Antlitz Luzerns, von einem gesunden, nordischen Hauch gestählt, herb, wo Lugano schwül, ernst wo jenes spielerisch, ein blonder kecker Recke wo jenes als eine kokette, ein wenig eitle und posierende Signorina erscheint.

Zwei Berühmtheiten stehen der Stadt rechts und links zu Gevatter : die liebenswürdige und mildreiche Frau Rigi und der schroffe Herr Pilatus, jene in grünen und blauen Seiden, eine fröhlich-gesellige Natur, dieser in Helm und Harnisch, ein wehrhafter, oft harter Charakter. Hat nicht das Patenkind von beiden ein gut Teil geerbt ? Güte, Gastlichkeit, Spielfreude, aber auch Mut, Abenteuer und Herrentum. Die Stadt des Fritschi-Umzugs und des Musegger-Umgangs kennt auch ein engherziges Junkerregiment und blutige Sünden am entrechteten Bauern-

volk. Oft herrschte Pilatus vor. Aber zuletzt siegte wohl immer das weiche Herz der Patin. Mir wenigstens hat keine Stadt gemütvollere, erquicklichere Jahre geschenkt als das Luzern meiner Studienzeit. Selbst wenn es in der Hochsaison in fremden Zungen parliert, selbst im Getöse der Gongs, der Omnibusse, der Oberkellner-Fünf- oder Sechssprachigkeit brauchst du nur wenig das Ohr zu spitzen und sogleich hörst du, wie durch alles Gewelsch die breite, warme, behagliche Luzerner Mundart sich als Grundmelodie behauptet.

Der Luzerner stand meist an der Spitze der Innerschweiz, noch mehr, der katholischen Orte. Was bedeutete da ein Ob- und Nidwaldnerbauer, ein Urner gegen ihn, den Städter ? Wir sind ja nur Dörfler, und wie all' unser Wasser, so floss auch unser Leben, wenn es weiter strebte, dem luzernischen Ausgang zu. Durch Luzern an der Reuss hinab ging unser Schicksal und wir beugten uns ihm. Nur der stolze und gescheite Schwyzer respektierte dieses luzernische Vorrecht nicht. Er hatte ja noch andere Ausgänge gegen Zug und Zürich, wie er denn überhaupt und nicht zu seinem Schaden nur mit einem Bein und Arm Innerschweizer ist.

* * *

Aber die Zeit schlichtet alles. Ist Luzern etwa nicht durch den Gotthardweg von Uri, durch den Brünig von Obwalden wenigstens soweit abhängig geworden, dass es klüger tut, sich nicht zu protzig zu verspreizen? Und dann der gleiche See, fast hätt' ich gesagt die gleiche Mutter ! Denn da sitzen sie doch alle, die vier Waldstätten, an ihrem Busen und kosten vom gleichen Mund und Herzschlag. Ja, es ist der gleiche See, ob er halb einschläft gegen Alpnach oder gewaltig prunkt vor Luzern oder hübsche Ländler in die Küsnachterbucht spielt oder in wildem Gestürm durchs meergrüne Urnerbecken hinaufwogt.

Dieser Urnersee, solche Felswände und Gewaltsgipfel, eine so heroische Einsamkeit, durchlebt von einer ebenso heroischen Volksgeschichte, Rütli, Gessler, Tellensprung ! Wo in aller Welt ist so viel grosse Landschaft und so viel grosse Legende und Geschichte beisammen ? Brunnen, Seelisberg, Axenstein und Axenfels, Mythen, grosser und kleiner Bauen, Urirotstock, welche Verschwendung des Schönen, Erhabenen und Behaglichen auf so kleinem Gebiet ! Wie könnte ich je den Tag vergessen, wo wir Sarnerstudenten nach flottem Marsch einmal im Hotel Axenstein und einmal auf Seelisberg grossartig tafelten, in kühlen Sälen, zwischen kristallenen Riesenspiegeln, an reichen Tischen, vom Hotelier selbst bedient. Wie Fürsten fühl-

ten wir uns und doch wie die freiesten Republikaner und blickten von der Terrasse ins Gewirr der Berge hinauf und in die schwindelnde Seetiefe hinunter und sangen ein Schweizerlied ums andere und wären wohl in solcher Festminute bereit gewesen, für Vaterland zu sterben.

Aber wahrhaft, wenn Luzern die Türe in alle Weltweite hinaus bedeutet, dann stellt das enge Urnertal schon von Flüelen an umgekehrt den Weg in alle Höhen und Abgründe unserer Alpen dar. Gletschergrau tost die Reuss an uns vorbei. Das stattliche Altdorf grüsst von weitem. Aber sonst fast nur Berge und Wildwasser und zwischenhinein sparsame, tapfere Siedelungen weniger Menschen. Der Urner ! Was ist das noch für ein Schlag voll Erdgeruch und Eigenart, scheinbar schwer und langsam und doch immer rasch genug, wo es ein Abenteuer braucht. Sie trinken hier nicht bloss gerne schwarzen Lombardenwein, auch in ihrem Blut glüht etwas vom heissen Drüben, vom Jenseits des Gotthards, von südlicher Leidenschaft und Dämonie. Dabei ist der Urner von allen Urschweizern der einfachste, logischeste, geradeste, bei dem man genau zwischen Kuss und Ohrfeige unterscheidet. Er hat, wie alle Urschweizer von Natur ein Hirte, Herrschergaben, aber auch das Talent für Gewalttätigkeit. Im Alpdruck seiner Dreitausender kann er auch schlau und schwermütig werden. Die Musik der Lawinen und Wildwasser stimmt ihn ernst, aber wenn die Lawine zerstoben und die Flut gebändigt, wenn der politische Hader geschlichtet ist, dann jubelt und tanzt und stösst den Becher kein Eidgenosse in so wilder Festlichkeit an wie unser Urner. Wenn den andern in der Glut Italiens der Mut erlosch und die Seele fast verdorrte, blies so ein Jauch, Muheim oder Walker ins Urihorn und frischte den unseligen Söldnertrupp zu neuem Wagnis auf. Der Urner hat uns ohne Dynamit und Bohrer den gewaltigen Riegel des Gotthards gesprengt und uns die sonnige Terrasse des Tessin und die grosse Sicht und Fahrt in den Mittag Italiens erobert. Den Sonnenschein des Südens hat Uri uns ins nordischfeuchte Haus geworfen, dies bleibt ihm unvergessen. . .

— — — Nun hab ich mich wirr und weithin verplaudert. So geht es Einem in diesem herrlichen Labyrinth von See und Berg und Tal. Man verirrt und verliert sich. Kein Wort mehr, Freunde! Schnürt die Schuhe, und was ich hier auf dem Papier, das tut als stimmungsvolle Wanderer auf der wirklichen klassischen Erde der Innerschweiz. Gott und das Vaterland mit euch !

Aus «Der Bund», Sondernummer «Die Schweiz als Kur- und Reiseland», 1927, im Juni.)

Bibliographie

der

Beiträge Heinrich Federers an die periodische Presse

Zeitungen

Basler Nachrichten. Basel.
Jg. 1922. 19. Juni : Eine Versuchung.

Basler Volksblatt. Basel.
Jg. 1916. Nr. 239 : September-Schnee. (Gedicht.)

Der Bund, Bern.
Jg. 1916. Nr. 604 : Im lieben Schweizernebel. Geplauder.
Jg. 1921. Nr. 298 : Ein Gottfried Keller-Preis.
Jg. 1923. Nr. 306 : Ein Spätsommer-Plätzchen.
Jg. 1927. Sondernummer «Die Schweiz als Kur- und Reiseland». Beilage zu Nr. 273 : Im Herzen der Schweiz. Plauderei.
Jg. 1928. Nr. 93 : Zu einer vaterländischen Tat.
Jg. 1913. Sonntagsblatt des «Bund» (Beilagen zu den Nrn. 383 und 748) : Umbrische Reisegeschichtlein.

Der kleine Bund. Literarische Beilage des «Bund».
Jg. 1922, Nr. 13 : Ein Monumentalwerk.
Jg. 1923, Nr. 20 : Glossen zum Jubiläum eines Romanes.

Die Ostschweiz, St. Gallen.
Jg. 1893. 21. Februar : Dienstagbrief.
7. März : «
14. März : «
11. Oktober : «
Jg. 1896. Nrn. 32, 33 : P. Leo Fischer O. S. B.
Nr. 274 : Mittwochbrief.
Jg. 1897. Nr. 64 : Abt Augustin Grüninger von Muri-Gries. (Nekrolog.)
Nrn. 293 ; 296 : Mittwochbrief : Dr. Ott's «Grabesstreiter».
Jg. 1898. Nrn. 55 ; 61 ; 67 : Mittwochbrief. Der «Untergang» von Dr. Ott.
Nr. 61 : «Pfarrhelfer Stock».
Nr. 107 : Etwas in den Klassiker-Streit. I.
Nr. 117 : Etwas in den Klassiker-Streit. II.
Nr. 123 : Zwischenhinein.
Nr. 152 : Mittwochbrief.
Nr. 153 : Donnerstagsbrief.
Nr. 214 : Samstag-Brief.
Nr. 218 : Donnerstag-Brief.
Nr. 219 : Freitag-Brief.
Nr. 232 : Samstagsbrief.
Nr. 235 : Mittwochbrief.
Nr. 240 : Dienstagbrief.
Nr. 258 : Mittwochbrief.
Nr. 272 : Dr. Helg's Welt- und Schweizerhistoria.
Nr. 278 : Samstagsbrief.

Nr. 280 : Dienstagbrief.
Nr. 282 : Freitagbrief.
Nr. 293 : Donnerstagsbrief.
Nr. 294 : Freitagbrief.
Nr. 295 : Samstagsbrief.
Jg. 1899. Nr. 118 : Donnerstagbrief. Die erste Post.
Nr. 119 : Freitagbrief : Die erste Post. (Schluss.)
Nrn. 124, 125, 128 : Ueber den unchristlichen Roman.
Nr. 184 : Freitags-Brief : P. Sigisbert Meyer «Der Realismus als Prinzip der schönen Künste.»
Nr. 187 : P. Sigisbert Meyer etc. (Schluss.)
Nr. 194 : Donnerstag-Brief. Nach Hochdorf !
Nr. 195 : Freitagbrief : Nach Hochdorf ! (Schluss.)
Nr. 196 : Samstag-Brief : Karl Muth's (Veremundus) neue Broschüre.
Nr. 197 : Montag-Brief : Karl Muth's etc. (Schluss.)
Nr. 242 : Freitagsbrief. Ein religiöses Prachtwerk.
Nr. 243 : Ein religiöses Prachtwerk. (Schluss.)
Jg. 1900. Nr. 270 : Unsere Aermsten.
Jg. 1902. Nrn. 156, 157, 159 : Ein Buch Gedichte.

Frankfurter Zeitung. Frankfurt am Main.
Jg. 1917. 17. August : Peter Dörfler.
Jg. 1925. Abendblatt vom 9. Aug. : Die Aare.
II. Morgenbl. vom 25. Dez. : Die erlösende Geburt.
Jg. 1927. I. Morgenbl. vom 25. Jan. : Ernst Zahn.

Katholischer Volksbote. Wochenblatt für das kath. Schweizervolk. Luzern.
Jg. 1899 : Predigtmässige Betrachtungen.

Kölnische Volkszeitung. Köln a. Rh.
Jg. 1920. Nr. 191 : Pastors Geschichte der Päpste.
Jg. 1925. Nr. 938 : Gedanken zu «Martha und Maria» von J. Anker Larsen.
Jg. 1926. Nr. 355 : Sixtus V. von Ludwig v. Pastor.
Jg. 1927. Nr. 167 : Klemens VIII. von Ludwig v. Pastor.
Nr. 515 : Leo XI. und Paul V. von Ludwig v. Pastor.
Nr. 534 : Von Bruder Heinzens verlor. u. wiedergew. Kutte.
Jg. 1928. Nrn. 2, 3 : Eine sonderbare Sylvestergeschichte.

Münchener Neueste Nachrichten. München.
Jg. 1926. 26. Sept. : Um den Santo von Assisi herum.
Jg. 1927. Pfingsten : Das verflixte Latein.
28. Mai : Jeder See hat eine Seele.
Ostern : Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser !
30. Juli : Hermann Aellen.
Selbstbespiegelung.
Jg. 1928. 28. und 29. Jan. : Die erste Beichte.
15. April : Eine mysteriöse Algebrastunde.

Neue Freie Presse. Wien.
Jg. 1912 : Jungfer Therese. Eine Erzählung aus Lachweiler.
Jg. 1926. 23. Mai : Agostino und Roberta.
25. Dez. : Eine sonderbare Sylvesternacht.
Jg. 1927. 24. Apr. : Von Bruder Heinzens verlorener und wieder gewonnener Kutte.

26. Apr. und 3. Juni: Was das Mätteliseppi den Kindern erzählt.

Jg. 1928. 27. Mai: Schöner als Schubert.

Neue Zürcher Nachrichten. Zürich.

Jg. 1923. Nr. 9: Von Gregor XIII. zu Sixtus V.
Nr. 32: Sixtus V. entgegen.
Nrn. 34, 36: Vorgänger und Nachfolger.
Nr. 48: Der neue Patron der Schriftsteller.
Nr. 95: Alfons Maggs Relief-Entwurf für die Gutkristkirche.
Nrn. 140, 141, 142: Zum fünfzigsten Todestag Alessandro Manzonis.
Nr. 194: Eine Phantasie der Hitze.
Nrn. 195, 196: Vinzenz von Paul.

Jg. 1923. Nr. 241: Gedanken aus den Bergferien.
Nr. 254: Nur eine Zeitschrift?
Nr. 258: Gedanken aus den Bergferien. (Schluss.)
Nr. 268: Literarische Bemerkungen.
Nr. 271: Prolog zum Jahrmärit zugunsten der neuen kath. Kirche in Dietikon.
Nr. 290: Das Mütterlein Russland.
Nrn. 313, 316, 317, 318: Zürich und Zürchertram. Plauderei.
Nrn. 337, 339, 340, 341: Die Heutigen und Conrad Ferdinand Meyer.
Nr. 350: Ein Herrlicher. Weihnachtsplauderei.
Nrn. 354, 356: Ein Pfarrer-Dichter.
Nrn. 189, 190: Die obwaldnerische Muse.
Spitzbube über Spitzbube. Eine Erzählung.

Jg. 1924. Nr. 25: Schnee. Januargeplauder.
Nr. 30: Zu Ludwig von Pastors siebzigstem Geburtstag.
Nrn. 40, 42, 43: Pfarrer und Kaplan. Literarische Plauderei.
Nrn. 75, 78, 79: Der Krüppel von Orvieto. Ein Reiseerlebnis.
Nr. 85 ff.: Die Katzen vom Pantheon. Novelette.
Nr. 89: Die Amsel. Plauderei.
Nr. 91: Dem März zum Abschied! Plauderei.
Nr. 103: Von Arnold Ott.
Nr. 122: Eine Biographie über Arnold Ott. (Otto Haug.)
Nr. 125: Aus Arnold Otts geistigem Gehaben.
Nr. 126: Arnold Ott und die Katholiken.
Nr. 127: Arnold Ott und die Katholiken. (Schluss.)
Nr. 152: Gregor VII. in Salerno.
Nr. 155: Literarische Bemerkungen.
Nrn. 159, 160: Aus einem Briefwechsel.
Nrn. 172, 173, 174: San Bernardino. Eine kulturhistorische Plauderei um Heilig-Unheiliges herum.
Nrn. 223, 226, 227: Zur Quelle!
Nrn. 240, 241, 242: Ein Owaldner Kilchherr. Nachruf auf Ludwig Omlin, den Pfarerr von und in Sachseln.
Nr. 261: Das nicht mehr naive Kind.
Nr. 264: Schon Herbst! Plauderei.
Nr. 292: In toten Stunden. 1. Das Bilderbuch der Erde.
Nr. 295: « « « 2. Das Bilderbuch der Vergangenheit.
Nr. 296: « « « 3. Das Bilderbuch aus Stein.

Nr. 331 : Ankunft beim Stall von Bethlehem.
Weihnachtsbeilage : Drei Bildchen.
Nr. 295 ff. : 2 Proben aus «Papst und Kaiser im Dorf».
Jg. 1925. Nrn. 13, 14, 15, 16, 17 : Um Carl Spitteler herum. Zwanglose Glossen.
Nr. 36 : Jerusalem ! Gedanken bei einem Buche.
Nr. 49 : Isabella Kaiser. (Nekrolog.)
Nrn. 54, 55 : Ein Nachwort zu den Spitteler-Artikeln.
Jg. 1925. Nr. 65 : Das literarische Moment in Georg Baumberger.
Nr. 71 : Von Glocken.
Nr. 72 : Zürichs Samstagsgeläute.
Nr. 94 : Freudige Bosheiten beim Durchblättern eines Almanachs.
Nr. 117 : Gedanken zur Spittelerfeier.
Nr. 119 : Nationalrat Kaspar Müller. (Nekrolog.)
Nrn. 136, 138 : Nicäa.
Nr. 137 : Meinrad Lienert.
Nr. 161 : Historische Bildchen. 1. Der Geschichtsschreiber.
Nr. 163 : « « 2. Die unruhige Wiege.
Nr. 170 : « « 3. Schweizergeschichte.
Nr. 171 : « « 4. Ein klassisches ehrliches Geschichtswerk.
Nrn. 185, 186 : Besser als Schubert !
Nrn. 211, 212, 213 : Gedanken für die Oktav von Ignatius von Loyola.
Nr. 295 : Ewige Erinnerungen.
Nr. 314 : Ueber Knut Hamsun.
Nr. 315, 316 : Von Knut Hamsun.
Nr. 319 : Knut Hamsuns «Das letzte Kapitel».
Nrn. 338, 340, 341 : Das Christkind im Grandhotel.
Nrn. 349, 354 : Ein Fräulein, ein Patrizier, ein Priester.
Nr. 355 : Ein Sylvestergeschichtlein ins neue Jahr hinüber.
Jg. 1926. Nr. 1 : Ein Sylvestergeschichtlein ins neue Jahr hinüber. (Schluss.)
Nr. 18 : Ein zeitgemässes Bild.
Nrn. 273, 274, 275, 276, 279 : Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt. Erinnerungen.
Jg. 1927. Nr. 22 : Ernst Zahn.
Nr. 187 : Das Meisterwerk eines Kapuziners.
Jg. 1928. Nrn. 40, 45 : Für die Kunstdenkmäler der Schweiz. Eine ungeregelte Plauderei.
Nrn. 68, 69 : Die «Schweizerische Rundschau». Plauderei.
Nrn. 94, 96, 102, 105, 106 : Post festum. Plauderei über Anton Stockmann.

Neue Zürcher Zeitung. Zürich.

Jg. 1916. Nrn. 974, 1016, 1059, 1098 : Gedanken über «Krieg und Frieden».
Nrn. 2115, 2126 : Das Christkind im Nationalrat. Ein Spässchen.
Jg. 1918. Nr. 336 : Jünglinge, neiget euch nicht zu tief !
Jg. 1920. Nr. 2145 : Gehört Schnee zur Weihnacht ?
Jg. 1921. Nr. 819 : Altes neues Land. Plauderei über die Mesolcina.

Jg. 1923. Nrn. 1479, 1484 : Heimkehr in die liebe alemannische Schweiz. Plauderei.
Nrn. 193, 206 : Ein Spaziergang ins Mittelalter.
Nr. 438 : Der Osterstier.
Jg. 1924. Nr. 1441 : Unter Wolkenbrüchen das Tessin hinauf ! Plauderei.
Jg. 1925. 15. Januar : Johannes Jegerlehner.
Nr. 793 : Unser Singvogel. (Zu Meinrad Lienerts 60. Geburtstag.)
Nr. 1938 : Eine unpolitische Aehrenlese. Humoristika aus Locarno.
Jg. 1926. Nr. 535 : Verkannte Dichter unter uns ? (Antwort auf eine Rundfrage.)
Jg. 1927. Nr. 1738 : «Für das E. T. H.-Fest in Zürich».
Jg. 1928. Nr. 607 : Anton Stockmann.

Oberländer Tagblatt. Thun.
Jg. 1922. Nr. 177 : Du liebes Vaterland der Ecken und Winkel.

Obwaldner Volksfreund. Sarnen.
Jg. 1922. 15. März : Bruder Klaus.
Jg. 1923. Nr. 62 : Anton Stockmann.

St. Galler Tagblatt. St. Gallen.
Jg. 1923. Nr. 145 ff. : Zwischen grünen Hügeln und Träumen.

Vaterland, konservatives Centralorgan für die deutsche Schweiz, Luzern.
Jg. 1898. Nr. 24 : Sonntagspost.
Nr. 29 : «
Nr. 35 : «
Nr. 53 : «
Nr. 59 : « Ein Journalistenmärchen.
Nr. 64 : Feiertagspost.
Nr. 69 : Sonntagspost.
Nr. 75 : «
Nr. 80 : Ostersonntagspost.
Nr. 85 : Sonntagspost : Schweizerische Wappenkunde.
Nr. 91 : «
Nrn. 67, 73, 74, 94, 95, 108 : Klassische und moderne Dichter.
Nr. 97 : Sonntagspost.
Nr. 109 : « Ein Spaziergang im Maien.
Nr. 114 : « Ein Stündlein im Walde.
Nr. 120 : Pfingstpost.
Nr. 126 : Sonntagspost : «Regen-Bilder».
Nr. 131 : « «Im Zeichen der Sense».
Nr. 137 : « Die kubanische Frage im Munde eines Klassikers und eines Naturalisten.
Nr. 143 : Sonntagspost : «Helvetia lacht».
Nr. 149 : « (Von Ministern, die ins Blaue schiessen.)
Nr. 155 : « In die Ferien !
Nr. 160 : «
Nr. 178 : « «Mitten in der Saison».
Nr. 184 : «
Nr. 189 : « Durch den Simplon !
Nr. 195 : «
Nr. 198 : «An heiligen Wassern».

Nr. 201 : Sonntagspost: Aus den Papieren eines Asthmatikers.
Nr. 213 : « Aus den Papieren etc. (Forts.)
Nr. 219 : « Das Septembermannli.
Nr. 225 : « «Es herbstet».
Nrn. 213, 214 : Eine litterarische Gewissensfrage.
Nrn. 219, 229 : « « «
Nr. 231 : Um die Kilbi herum. (Sonntagspost.)
Nr. 237 : Sonntagspost. Eine kaiserliche Wallfahrt.
Nrn. 241, 243 : Eine Säntisbesteigung am Weihnachtsabend.
Nr. 243 : Sonntagspost: «Die Gewohnheit des Daseins».
Nr. 249 : « «Am Brunnen».
Nr. 254 : « «Zumitten im halben Tag».
Nr. 256 : Kritik über ein Heft der «Alten und Neuen Welt».
Nr. 260 : Sonntagspost : Abstimmungsbildchen.
Nr. 266 : Nach der Abstimmung. (Sonntagspost.)
Nr. 272 : Sonntagspost : «Es riecht nach Pulver !»
Nr. 275 : Konrad Ferdinand Meyer. (Nekrolog.)
Nr. 279 : Waidmanns Heil !
Nr. 283 : Sonntagspost.
Nrn. 286, 287, 288, 289 : Aus K. F. Meyers Leben und Dichten.
Nr. 289 : Sonntagspost : Die längste Nacht.
Nr. 295 : Weihnachtspost : Im Banne des Christbaums.
Nr. 300 : Am Rad der Zeit. Eine Sylvesterplauderei.
Nr. 256 : Wieder eine litterarische Gewissensfrage.

Jg. 1899. Nr. 1 : Neujahrspost : Ich gratuliere !
Nr. 6 : Sonntagspost.
Nr. 12 : « «Das erste Blümlein».
Nr. 18 : « «Hoch Alldeutschland !»
Nrn. 23, 24 : Adalbert Stifter.
Nr. 24 : Sonntagspost : Endlich Schnee !
Nr. 29 : Auf der Fastnacht ! (Sonntagspost.)
Nr. 35 : Masken. (Sonntagspost)
Nr. 37 : Aschermittwoch.
Nr. 41 : Sonntagspost: Vorfrühling.
Nr. 47 : « Fasten.
Nr. 53 : « Falschmünzerei. I.
Nr. 59 : « Falschmünzerei. II.
Nrn. 63, 64 : Welti und die Urschweiz.
Nr. 65 : Sonntagspost: Passion.
Nr. 70 : Altes Gold.
Nr. 74 : Karfreitag.
Nr. 75 : Osterpost.
Nr. 80 : Sonntagspost: Heisser Sonntag.
Nrn. 86, 92, 98 : Sonntagspost: Unser Dorfhannes.
Nrn. 91, 92 : Tessinische Erinnerungen.
Nrn. 104, 109, 115 : Sonntagspost: «Aus der Schule schwatzen».
Nr. 121 : Sonntagspost: Der Feuilletonist hat das Wort.
Nr. 124 : Der erste Kritiker Frankreichs. — (Nekrolog auf Sarcey.)
Nr. 126 : Sonntagspost: Karikatur ?
Nr. 132 : « Eine Naturbetrachtung.
Nrn. 136, 137, 138, 144 : Zum 60. Geburtstag von Martin Greif.

Nr. 138 : Sonntagspost: Ein ernstes Stündlein.
Nr. 144 : « «
Nr. 150 : « « Regnerische Stimmung.
Nr. 156 : « « Eine Sage.
Nr. 161 : « « Ferien.
Nrn. 161, 163 : Karl Muths «Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken».
Nr. 167 : Sonntagspost: Ein Sommertraum.
Nr. 173 : « « Auf der Reise.
Nr. 179 : « « Aus der Glockenstube.
Nr. 185 : « « Zu Hause !
Nrn. 190, 192 : Sonntagspost : Ein Spiel.
Nr. 196 : Sonntagspost.
Nr. 202 : « « Ein Charakterbild.
Nrn. 208, 214 : Solothurnisches. (Sonntagspost)
Nr. 220 : Sonntagspost:
Nr. 226 : « « Seelsorgerfreuden.
Nr. 231 : « « Hr. Paul Krüger an Madame Viktoria.
Nr. 237 : « « Ein Kirchenbild.
Nr. 243 : « « Nach Transvaal !
Nr. 249 : « « Um die Stühle !
Nr. 254 : « « Ein Abendgedanke.
Nr. 260 : « « Mehr Schiffe !
Nr. 266 : « « Weltuntergang und Falb-Komet.
Nr. 272 : « « Süsse Gewohnheit des Daseins !
Nr. 278 : « « Abschied.
Nr. 283 : Die Strümpfe des Pater Bailly. (Sonntagspost)
Nr. 289 : Sonntagspost : Heisse Weihnachten.
Nr. 295 : Weihnachtspost.
Nr. 300 : Neujahrspost.

Jg. 1900. Nr. 10 : Sonntagspost: Ein Blatt Papier.
Nr. 16 : « « Der getreue Eckart.
Nr. 22 : « « Aus dem Notizenbuch eines vergrämten Politikers.
Nr. 27 : « « Volk und Kunst.
Nr. 39 : « «
Nr. 40 : Rezension von P. Sigisbert Meier : Der Realismus als Princip der schönen Künste.
Nr. 45 : Sonntagspost: Fastnacht !
Nr. 57 : « « Der Phlegmatiker.
Nr. 63 : « « Melancholie.
Nr. 68 : « « Der Zukünftige.
Nr. 74 : « « Unpolitisches.
Nr. 80 : « « Der Witz.
Nr. 85 : Ostereier.
Nr. 91 : Weisser Sonntag.
Nr. 97 : Sonntagspost.
Nr. 103 : « « 1. Mai.
Nr. 109 : « «
Nr. 115 : « « Um die Abstimmung herum.
Nr. 120 : « « Honny soit qui mal y pense.
Nr. 126 : « «

Nr. 132 : Sonntagspost: Buntes Quiproquo aus der Bundesversammlung.
Nr. 137 : « Bergferien machen !
Nr. 143 : « Der Samstag.
Nr. 149 : « In der Kammer eines Toten.
S'Marili ist müed.
Nr. 155 : Sonntagspost: Sollen wir fliegen ?
Nr. 160 : « Hans Thomas «Felsenlandschaft».
Nr. 166 : « Valete Studia !
Nr. 172 : « Das stille Dorf.
Nr. 178 : « Am Kommers.
Nrn. 183, 186, 187, 199, 223 : Otts Schweizerisches Volksdrama in Diessenhofen.
Nr. 184 : Sonntagspost: Aus der Vogelschau.
Nr. 189 : « Russische Musik.
Nr. 195 : « Dudelsackblasen.
Nr. 201 : « Ein graues Haar.
Nr. 207 : « Kriegsbilder : Der Zug durchs Städtchen.
Nr. 219 : « Kriegsbilder : Im Felde.
Nrn. 225, 230 : Sonntagspost : «Allein sein !»
Nr. 236 : Sonntagspost: Aus dem Bilderbuch der Woche.
Nr. 242 : «
Nrn. 248, 253 : Sonntagspost : Meine alte Uhr.
Nr. 259 : Sonntagspost:
Nr. 265 : « Im November.
Nr. 271 : Ein besseres Bild. (Sonntagspost)
Nr. 277 : Sonntagspost: Schwalbenflug.
Nr. 284 : Im Amtsrock.
Nr. 288 : Sonntagspost: Jungfer Köchin.
Nr. 294 : « Der Idealschweizer.
Nr. 299 : « Das alte Jahrhundert.
Jg. 1901. Nr. 5 : Sonntagspost: Noch immer kein Schnee !
Nr. 11 : « Das diplomatische Diner oder Ratsherr Michels centralistischer Traum.
Nr. 17 : An Böcklins Grab.
Nr. 23 : Sonntagspost.
Nr. 28 : Lichtmess.
Nr. 34 : Sonntagspost.
Eine Erinnerung an den Luzerner Aufenthalt der Königin Viktoria.
Nr. 42 : Aschermittwoch.
Nr. 46 : Sonntagspost: Der Klausner.
Nr. 52 : « Seine Philosophie.
Nr. 58 : « Schneeglöcklein.
Nr. 64 : Sonntagspost.
Nrn. 69, 74, 76 : Sonntagspost : Die Bibliothek des Lebens.
Nr. 78 : Karfreitagsstimmungen.
Nr. 79 : Zu Ostern dann.
Nr. 85 : Sonntagspost: Die Schwalben sind wieder da.
Nr. 91 : « «Ich kann nicht».
Nr. 97 : « «Was die Blumen sich sagen».
Nr. 103 : « Von den Ministranten.

Nr. 109 : Sonntagspost: Eine Annonce.
Nr. 114 : « Wer macht die Politik ?
Nr. 120 : « Die Glocken läuten !
Nr. 126 : « Das erste Donnern.
Nr. 131 : « Freuden der Heimkehr.
Nr. 137 : « Freuden einer Redaktion.
Nr. 143 : « Noch nicht sterben !
Nr. 149 : Mönch Bertholds Traum.
Nr. 155 : Sonntagspost: Am Klavier.
Nr. 161 : « Stille Spaziergänge.
Nr. 167 : « Eine Ansprache an die Menschheit.
Nr. 173 : « Kleine Fahrtgenossen.
Nr. 178 : Das Schaffhauser Festdrama von Arnold Ott.
Nr. 179 : Sonntagspost: Nach dem 1. August.
Nr. 185 : « Unruhe.
Nr. 190 : « Aus dem Bilderbuch der Zeit.
Nr. 196 : « Tag und Nacht.
Nr. 202 : « Am Morgen.
Nr. 208 : « Unabhängigkeit.
Nr. 214 : « Samstagspolitiker.
Nr. 219 : Die «Pest» von Böcklin.
Nr. 220 : Sonntagspost: Samstagsbeichte.
Nr. 226 : « Skizzen zu einem Portrait.
Aus dem Bilderbuch der Zeit.
Nr. 231 : Oktobergedanken.
Nr. 237 : Sonntagspost: «Der König ist krank».
Nr. 243 : « Rosenkranzmonat.
Nr. 249 : « Sorge für das Alter !
Nr. 254 : « Nach Allerheiligen.
Nr. 260 : « Ein Vertriebener.
Nr. 266 : «
Nr. 272 : Aus dem Bilderbuch der Zeit.
Nrn. 276, 277 : «Wenn die Sonne untergeht». Novelle von Isabella Kaiser. (Rezension)
Nr. 278 : Sonntagspost: Inserate.
Nr. 290 : Im Advent. (Sonntagspost)
Nr. 296 : Sonntagspost.
Nr. 301 : «

Jg. 1902. Nr. 4 : Vorwärts !
Nr. 9 : Im Nebel.
Nr. 21 : Schneeloser Winter.
Nr. 27 : Die Wega an der Leier.
Nr. 33 : Der Norden und seine Dichter.
Nr. 63 : Launenhaftigkeit.
Nr. 72 : Maria Magdalena.
Nr. 76 : Die Furie im Palast.
Nr. 102 : Mai.
Nr. 113 : Schwachheit, dein Name ist Mensch.
Nr. 119 : Ein gemeinverständliches, halbphilosophisches Geplauder.
Nr. 124 : Zwei Zeitschriften. I.
Nrn. 125, 127 : Fronleichnamsfest-Erinnerungen.
Nr. 130 : Zwei Zeitschriften. II.

Nr. 136 : Bilder und Bildchen aus Bern.
Nr. 142 : Sandreuter in Zürich.
Nr. 154 : Plauderei.
Nr. 171 : Drei Brüder.

Zürcher Nachrichten, Zürich.

Jg. 1899, Nr. 97 : Das Elisabethenheim.
Nr. 99 : Ein Wort an unsere Leser.
Nr. 101 : † Numa Droz.
Nr. 102 : Friede den Menschen — die eines guten Willens sind.
Weihnachten im Krieg.
Nr. 103 : Die politische Wassersucht.
Nr. 104 : Neujahrsgedanken.
Jg. 1900, Nr. 1 : Der Mann ohne Bart.
Nr. 2 : Zwei Italiener.
«Fragezeichen».
Vortrag von Dr. Anton Isler: Der christ. Gottesbegriff und der Atheismus.
Nr. 3 : «Flieg' Sternenbanner, flieg' !»
Nr. 4 : Die russische Pratze.
Nr. 5 : Vor der Schlacht am Tugela.
Sonderbar.
Nr. 6 : «Nach Frankreich zogen zwei Grenadier».
Nr. 7 : In Habsburgs Gauen.
Das diplomatische Diner vom 20. Jan. 1900.
Der getreue Eckart.
Nr. 8 : Hunger und Pest.
Zur Nationalratswahl.
Vom Krieg.
Nr. 9 : Der grosse «Sterbet».
Nr. 10 : Eine schöne Zeit.
Nr. 11 : Rerum novarum — von alten Dingen.
Nr. 12 : Süsse Schokolade.
Achtung !
Nicht übertreiben !
Nr. 14 : Nationalrat Forrer unter den Theologen.
Nr. 15 : Fasnacht-Masken.
Die Zauberflöte von Mozart.
Nr. 16 : Die Königin lächelt !
Nr. 19 : Funkensonntag-Küechlisonntag.
Nr. 20 : Der Depeschenkaiser.
Zwei Tonhalle-Konzerte.
Nr. 22 : Wenn zwei Redaktoren reisen.
Krieg oder Frieden.
Nr. 24 : Sechste Symphonie.
Nr. 26 : Schützet die Zarten !
Nr. 28 : Umschau.
Buchbesprechung.
Nr. 30 : Hat die Politik auch Ostern.
Nr. 32 : Gerüchte ?
Nr. 33 : Sechseläuten.
Nr. 34 : Ein kleines, aber gefährliches Land.
Nr. 35 : Die Delegiertenversammlung der katholischen Männervereine im Kanton Zürich.

Nr. 36 : Die Beteiligung der Katholiken an der kantonalen Politik im Kt. Zürich.
Nr. 37 : Beim «Väterchen».
Der Kronprinz.
Nr. 38 : Die Beteiligung der Katholiken an der kantonalen Politik im Kt. Zürich. (Schluss.)
Nr. 39 : Der Maikäfer im Maienbluest.
Nr. 40 : Warum wir zur Versicherung Ja sagen.
Nr. 41 : Im Zeichen des Nein.
Nr. 42 : Ein abenteuerlicher Plan.
Nr. 43 : Prinz Ludwig ist kein Kind.
Nr. 44 : Die letzten Atemzüge eines Sterbenden.
Nr. 45 : Rektor Müslin und die Buren.
Nr. 46 : Im Schweisse seines Angesichts.
Nr. 47 : «Mit Pfeifen und Trompeten».
Nr. 48 : Ein politisches Kolleg in der Laube.
Nr. 50 : «Aus dem himmlischen Reiche».
Die Hefte der «Schweiz».
Nr. 51 : Herr Chamberlain studiert.
Nr. 52 : S' Marili ist müed.
Nr. 53 : Keine Krankenversicherung ?
Nr. 54 : «Der Mensch kann fliegen».
Nr. 63 : «Ich bin's, ich bin's, die Polizei !»
Nr. 64 : Der Oberstkommandierende.
Nr. 65 : Das französische Herz.
Nr. 66 : In Hunger und Lumpen.
Nr. 67 : «Gott erhalte Franz den Kaiser !»
Nr. 68 : Zur chinesischen Frage.
Der Waldbruder in der Tonhalle.
Nr. 69 : Die zwei Schwestern.
† Friedrich Nietzsche.
Nr. 70 : Etwas von unserer Zeitung.
Nr. 71 : Etwas von unserer Zeitung.
Nr. 73 : Unser Stadttheater.
Nr. 75 : Nach dem Bettage.
Nr. 77 : Das Fragezeichen am Wegweiser nach China.
Nr. 78 : Don Carlos im Stadttheater.
Nr. 79 : Soll China aufgeteilt werden ?
Nr. 80 : An die Nörgeler.
Nr. 82 : Die neueste Moral.
Nr. 83 : Zick-Zack-Politik.
Nr. 84 : Politischer Spaziergang.
«Der Probekandidat» im Stadttheater.
Nr. 85 : Nervöses Herzklopfen. . .
Nr. 86 : Eine Empfehlung.
Nr. 87 : Frau Politika und Frau Zäzilia.
Nr. 89 : Aufstehen !
Nr. 90 : Otts «Karl der Kühne und die Eidgenossen».
Nr. 91 : Es liegt ein schwarzes Tuch — Auf jedem Richterbuch.
Nr. 93 : Unsere Aermsten.
Nr. 94 : Europas Augen. . .
Nr. 95 : Sarasate in der Tonhalle.

Nr. 96 : Am Spazierstock durch die Welt.
Nr. 97 : Hinter den Kulissen.
Nr. 98 : Wer bekommt die Bundesbank ?
Nr. 99 : Pfarrer Hansjakob.
Nr. 100 : Bundesrat Ruchet und Nikolaus von der Flüe.
Nr. 101 : Der Landesverrat.
Nr. 102 : Dem Blutfähnlein der Politik nach.
Nr. 103 : Politik unter dem Christbaum.
Nr. 104 : Glossen nach dem 25. Christmonat.
Jg. 1901. Nr. 1 : Mutter und Tochter.
Die Aussichten der Katholiken für das neue Jahr.
Nr. 2 : Der Papstbrief und die Franzosen.
Radikale Phantasien.
Nr. 3 : Ringsum.
Nr. 4 : Von den Kampfstätten her.
Lachende Politik.
Nr. 6 : Ein Blick in die Weltlage.
Arnold Böcklin. (Nekrolog.)
Nr. 7 : Das 40jährige Stiftungsfest der Turicia.
«Faust».
Nr. 8 : Die alte Königin und der neue König.
Nr. 9 : Aus unserem lieben Vaterlande.
Schon wieder in der Falle !
Sturm in Sicht.
Nr. 10 : Lasst sie hungern !
Lachende Politik.
Nr. 11 : Das «Volksrecht» schreibt :
Nr. 14 : Falsches Geläute.
Nr. 15 : Ein wenig Narr sein.
Nr. 17 : Die Fürsten in Nöten.
Nr. 18 : Der Professor und sein Hündchen. I.
Nr. 19 : Der Professor und sein Hündchen. II.
Nr. 20 : Liguori-Grassmann.
Aus Zeit und Streit.
Amtliche Propaganda.
Nr. 21 : «Das Präsidium ist ein Greis, der sich nicht zu helfen weiss.»
Nr. 22 : Rechnen, meine Herren, rechnen !
Nrn. 23, 24, 25, 26 : Politisieren wir ?
Nr. 26 : Vom neuesten Tag.
Nr. 27 : Die Weisheit mit Knute und Säbel.
Nr. 28 : Politische Ostereier.
Nr. 29 : Feriensorgen der Politiker.
Nr. 30 : Vom Auslande. . .
Nr. 31 : In toller Aprillaune. . .
Gerechtigkeit und Dividende. (Eine Parabel.)
Turnus-Ausstellung des Schweiz. Kunstvereins.
Nr. 32 : «Ceterum censeo —»
Theaterelend.
Nr. 33 : Unser katholisches Weib.
Nr. 34 : In farbenreichen Phrasen. . .
Nr. 35 : Ein unvergesslicher Abend.
Nr. 36 : Die Maifeier.

Nr. 37 : «Sinkende und steigende Gestirne». . .
«Die Schweiz».
Nr. 38 : Trotz allem. . .
«Papst Rampolla».
Nr. 39 : Auf den Uetliberg !
Allerlei aus der Schweiz.
Nr. 40 : Geist und Leib.
Nr. 42 : In feurigen Zungen.
Nr. 43 : Aus deutschen Gauen.
Nr. 44 : Gloria victis — Ehre dem Besiegten.
Nr. 45 : Mitleid !
Die kleine Prinzessin ist da.
Plauderei vom Antoniusbazar.
Nr. 46 : Ein grosses Martyrium.
Von den Ratssesseln her.
Nr. 47 : «Nach der That —». . .
Festtage !
Männerchor Zürich.
Nr. 48 : Der Kaiser auf Reisen.
Nr. 49 : Auf Schleichwegen.
Nr. 50 : Dem grossen Diener. . .
Nr. 51 : Die Aussichten auf den Frieden.
Nr. 52 : Diesseits und jenseits der Alpen.
Nr. 53 : Das Automobil ein moderner Friedensengel.
Zur Beichtkontroverse.
Nr. 54 : Respekt vor dem Hute der Majorität.
Nr. 55 : Die Hand am Pfluge, . . .
Und der Grossvater nahm die Brille, . . .
Nr. 56 : Die Geissel Gottes. . .
Nr. 57 : «Outlaws !»
Die sozialistischen Misserfolge.
Nr. 58 : Vaterländisch ?
Nr. 59 : «Ich bin gross, du bist klein.»
Schweizerisches.
Nr. 60 : Turicia.
Nr. 62 : Ein Sprung in der Glocke.
Nr. 65 : Unsere Nachbaren von Schaffhausen.
Die Frau Dichterin.
Nr. 66 : Der unparteiische Tod.
Druckfehler !
Nr. 65 : Von der Vorhut aus.
Nr. 68 : Simplizissimusstimmungen.
Nr. 70 : Ein sozialer Apostel, . . .
Nr. 71 : Die Schweizerpost. . .
Nr 72 : Verraten !
Nr. 73 : Am Totenbett.
Nr. 74 : Ein Tag religiöser Anwandlungen.
Die grossen Visiten.
Nr. 75 : Stadttheater : «Die Jüdin» von Halévy.
Nr. 76 : Es ist eine Lust zu leben !
Nr. 77 : Briefe ohne Unterschrift.
Nr. 78 : Wir Schweizer !
Nr. 79 : Ist das Tischtuch entzweigeschnitten ?

Nr. 81 : Unser Fest.
Nr. 83 : Antwort I.
Nr. 84 : Antwort II.
Aus der weiten Welt.
Nr. 85 : Kommet und höret !
Die kath. Volkspartei der Stadt Zürich.
Nr. 86 : Ein interessantes Bild.
Nr. 88 : Die «Los von Rom»-Bewegung bei den Sozialisten.
Nr. 89 : Aus der Schweizerstube.
Nr. 90 : Ausland.
Troubadour von Verdi.
Nr. 91 : Ein anständiges Taschengeld neben der Ehre.
Nr. 96 : Im Zeichen der Arbeit.
Nr. 98 : Junker und Arbeiter.
Nr. 100 : Ein geschichtlicher Spaziergang.
Nr. 102 : Stadttheater : Ueber unsere Kraft.
Nr. 103 : Das politische Christkindlein.
Nr. 104 : Die beiden Geschlechter.

Jg. 1902. Nr. 1 : Vom Abreisskalender. . .
Den Ruhenden.
Nr. 2 : Ein sorgenvolles Kapitel.
Nr. 3 : Schweizerische Rundschau.
Nr. 4 : Eine republikanische Versuchung.
Nr. 5 : Nach den Weihnachtsferien.
Nr. 6 : Und noch einmal die Orden !
Nr. 8 : Neue und alte Geschäfte.
Nr. 10 : Brüderliche Glossen.
Nr. 11 : Brüderliche Glossen.
Nr. 12 : Humor in der Weltgeschichte.
Nrn. 13, 14 : Aus dem Protokoll des Tages.
Nr. 16 : Dem ältesten und modernsten Manne der Zeitgeschichte, . . .
Nr. 18 : Zu Leo XIII. 92. Geburtstag. (Gedicht.)
Nr. 19 : Tonhalle-Kritik.
Nr. 20 : Aus dem Norden.
Kirche und Weib.
Nr. 21 : Ein Staatsmann weniger.
Nrn. 22, 23, 24, 25 : Aus dem Protokoll des Tages.
Nr. 26 : Aus dem Tode zum Leben !
Nr. 29 : «Elias» von Mendelssohn.
Nr. 30 : Die Echternacher Springprozession.
Nr. 32 : Aus dem Protokoll des Tages.
Nr. 33 : Hamlet von Shakespeare.
Nr. 36 : O du sonnige, wonnige Welt !
Nr. 38 : Internationale Verbrechen.
Unter uns.
Nr. 40 : Pfingstfeuer.
Nr. 41 : Sorget für einander.
Nr. 42 : Schweizer Notizen.
Nr. 43 : Religion und Anstand.
Nr. 47 : Unter geplagten Bauern.
Nr. 50 : Das Schweizer Bürgerrecht.
Nr. 51 : Betonung des Schweizer Standpunktes.

Nr. 53 : «Der Katholik in der Diaspora.»
Nr. 54 : Aus der Heimat.
Nr. 56 : Darwin und christliche Schulbildung.
Nr. 60 : Ein Selbstportrait. . .

Zeitschriften

Alte und Neue Welt. Illustriertes katholisches Familienblatt zur Unterhaltung und Belehrung. Einsiedeln.

38. Jg., 1903/1904 : Die Republik. Lokal-politisches Sittenbild aus der Neuzeit.
39. Jg., 1904/1905 : Der gestohlene König von Belgien.
Unser Nachtwächter Prometheus.
Das schweizerische Volksdrama «Karl der Kühne und die Eidgenossen» von Dr. Arnold Ott.
Schiller. Biogr.-literar. Studie.
Das Heilige auf der Bühne.
39. Jg., 1904/1905 : Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne. (Literarische Skizze.)
40. Jg., 1905/1906 : Der November.
Bischof Augustin Egger von St. Gallen. (Nekrolog.)
41. Jg., 1906/1907 : Fritz Nock. Ein Märchen.
Ibsen.
42. Jg., 1907/1908 : Durchs heisseste Italien. Reisebriefe.
Der Weltbrief Pius' X. und die Weltliteratur.
Der Jubelpriester auf Petri Thron.
43. Jg., 1908/1909 : Hans Guckebub. Ein Märchen.
43. Jg., 1910/1911 : Die unbekannten Heiligen.

Daheim. Berlin.

50. Jg., 1915/1916 : Das Mätteliseppi. Erzählung.
45. Jg., 1909/1910. Nr. 1, S. 5 ff : Das Examen von Vater und Sohn. Preisgekrönte Novelle.
Nr. 37, S. 5 ff : Der gestohlene König von Belgien. Erzählung.
46. Jg., 1910/1911. Nr. 50, S. 5 ff : Die Manöver. Eine schweizerische Soldatengeschichte.
47. Jg., 1911/1912. Nr. 22, S. 21 : Die Katzen vom Pantheon. Reiseskizze.
Nr. 26, S. 5 ff : Unser Nachtwächter Prometheus. Novelle.
48. Jg., 1912/1913, Nr. 15. S. 11 : Januar im Dorf. (Gedicht.)
Nr. 49, S. 7 : Wie ich mir Kaiser Wilhelm in der Villa Rietberg bei Zürich gedacht habe.
50. Jg., 1914/1915, Nr. 1, S. 6 : Jubiläumsgruss.
55. Jg., 1919/1920, Nr. 1, S. 9 : Zwei Geschichten vom Bruderklaus.
Nr. 2, S. 10 : Zwei Geschichten vom Bruderklaus.

Der Aar. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte katholische Geistesleben der Gegenwart. Regensburg.

1. Jg., 1910/1911, Bd. 1 : Berge und Menschen. Roman.
Leo Nikolai Tolstoi. (S. 490 ff.)
Der heimatliche Roman. (S. 569 ff.)
Zeitschriften-Rundschau. (S. 287 f.; 861 ff.)

Bd. 2 : Berge und Menschen. Roman. (Forts. u. Schluss)
Literarische Rundschau: Neue Romane (S. 281 ff.); Erzählende Literatur (S. 567 ff.) ; Literaturgeschichte (S. 859 f.)
Zeitschriften-Schau : Das Schwert der Kritik (S. 284 ff.).
Zeitschriften-Rundschau : S. 425 ff.; S. 861 ff.

2. Jg., 1911/1912, Bd. 1 : Umbrische Reisegeschichtlein. (S. 509 ff ; 663 ff; 794 ff.)
Der neue «Goethe» von Baumgartner-Stockmann. (S. 545 ff.)
Literarische Rundschau : Romanliteratur (S. 137ff.); Romane der Weltverbesserung (S. 420ff.); Heldenromane und Romanhelden (S. 570 ff.); Romane (S. 713 ff.).
Zeitschriften-Rundschau : S. 141 ff. ; S. 285 ff. ; S. 716 ff.

Bd. 2 : Umbrische Reisegeschichtlein. (S. 49ff.; S. 267ff.; S. 401 ff. ; S. 516 ff. ; S. 643 ff.).
Literarische Rundschau : Neue Romane (S. 132 ff.) ; Neue Romane (S. 427 ff.) ; Schöne Literatur (S. 710 ff.).
Zeitschriften-Rundschau : S. 140 ff. ; S. 853 ff. ; Rezensenten und Essayisten (S. 566 ff.).

3. Jg., 1912/1913, Bd. 1 : Umbrische Reisegeschichtlein. (S. 116 ff. ; S. 267 ff. ; S. 376 ff. ; S. 489 ff.).
Schöne Literatur. (S. 138 ff.).
Literarische Rundschau: Schöne Literatur und anderes. (S. 416 ff.); S. 567 ff.); Literarische Gänge (S. 856 ff.).
Zeitschriften-Rundschau : S. 718 ff.

Bd. 2 : Literarische Rundschau : Literarische Gänge (S. 418 ff.) ; (S. 565 ff.).
Zeitschriften-Rundschau : S. 427 ff.

Der Gral. Münster in Westfalen.

19. Jg., 1925. S. 229 ff : Carl Spitteler.
20. Jg., 1926. S. 359 ff : Knut Hamsun.

Der Lesezirkel. Verlag des Lesezirkels Hottingen, Zürich.

Jg. 1913/1914 : Die umbrische Ziege. (Aus «Umbrische Geschichten».)
Jg. 1915/1916 : Wie meine ersten Bücher entstanden sind. (Aus «Meine Erzähler».)
Jg. 1916/1917 : Ernst Zahn.
Jg. 1920/1921 : Beethoven.
Jg. 1922/1923 : Plauderei über Alessandro Manzoni.
Jg. 1926/1927 : Glückliche Faulenzer. (Aus «Gebt mir meine Wildnis wieder !»)

Der Volksverein. Zeitschrift des Volksvereins für das katholische Deutschland. München-Gladbach.

Jg. 1910, Heft 1 : Eine kleine Belehrung — eine halbe Bekehrung.
Heft 2 : Daheim.
Heft 3 : Thalatta, Thalatta.

Heft 4 : Stadtpfarrer Benno und Landpfarrer Zeno.
Heft 5 : Anno Domini 1940.

Jg. 1911, Heft 1 : Unsere Buben und die Weltgeschichte.
Heft 3 : Eduard Schnitz.
Heft 4 : Des grossen Bischofs Sterbestündlein !

Jg. 1912, Heft 2 : Religion und Leben. Etwas vom Kind und seinem Spiel
Heft 3 : Wer will, kann alles.
Heft 4 : Das Arbeiten im sozialistischen Zukunftsstaat.

Jg. 1913, Heft 1 : Das abendliche Reich der deutschen Stube.
Heft 2 : Das soziale Reich der deutschen Stube.

Jg. 1913, Heft 3 : Napoleon am 17. Oktober 1813.
Heft 4 : Ein Besuch beim Eremiten Bruderklaus von der Flüe.
Heft 6 : Constantin.

Jg. 1914, Heft 1 : Mein erster Gang in die Stadt.
Heft 2 : Der Tod des Heinz Elwers.
Heft 4 : Das Wunder der Ordnung.

Der Wanderer. Katholisches Anzeigeblatt für Kirche, Schule und Haus. Einsiedeln.

1. Jg., 1904/1905, Nr. 1 : Dr. Augustin Egger.
Nrn. 2, 3: Das Heilige auf der Bühne.
Nr. 3 : Ein Besitztum für immer.
Nr. 4 : Weihnachtsmärchen.
Nr. 5 ff : Die Manöver. Novelle.
Nr. 6 : Georg Baumberger.

2. Jg., 1905/1906, Nr. 2/3 : Heinrich Sienkiewicz.
Nr. 4 : Frau Politika.

4. Jg., 1907/1908, Nr. 1/2 : Recht und Sinn des Heiligen auf der Bühne. Literarische Skizze.
Nr. 4/5 : Bergtouren auf den Parnassus.

5. Jg., 1908/1909, Nr. 1/2 : Bergtouren auf den Parnassus. (Forts.)

6. Jg., 1909/1910, Nr. 1/2 : Bergtouren auf den Parnassus. (Schluss.) Zwischen zwei Jahrgängen.

Daneben in allen Jahrgängen kurze Buchrezensionen unter der Rubrik «Literarische Stube».

Deutsche Alpenzeitung. München.

9. Jg. 1911/1912 : Pilatus. Ein Roman aus den Bergen.

Die Annalen. Horgen-Zürich

Jg. 1926/1927. I. Bd., S. 25 ff : Tod und Leben in Italien.

Die Bergstadt, Breslau.

7. Jahrgang, 1918, Hefte 1, 2, 3 : «Der Fürchtemacher».
14. Jahrgang, 1925, Hefte 1, 2, 3 : «Zwischen grünen Hügeln und Träumen».
16. Jahrgang, 1928, Heft 10 : «Mutter, o meine Mutter!»

Die Gartenlaube. Leipzig.

Jg. 1913. Nr. 34 : Die Eisenbahnen der Schweiz.

Die Lesestunde. Berlin.

4. Jg., 1927 : Aus dem Fenster. Jugenderinnerungen.

Die Schweiz, Zürich.

3. Jg., 1899 : Arnold Ott. Eine Dichterstudie.
4. Jg., 1900 : Mitternacht. (Gedicht.)
Otts Karl der Kühne und die Eidgenossen. Eine Studie.
5. Jg., 1901 : Ott's Festdrama zur vierten Jahrhundertfeier des Eintritts Schaffhausens in die Eidgenossenschaft.
8. Jg., 1904 : Auf der Strasse. (Gedicht.)
9. Jg., 1905 : Ein Appenzeller Drama. Skizze.
10. Jg., 1906 : Leonhard Haas und Augustin Egger, zwei Schweizer Bischöfe.
12. Jg., 1908 : Das Gaiserbähnli. Verschmitzte Kulturbildchen aus Ausserrhoden.
15. Jg., 1911 : Regina Lob. Roman.
Arnold Ott und der Tod. Prolog zu einer Ott-Feier der Luzerner Kantonsschüler.
17. Jg., 1913 : Arnold Stockmann.
18. Jg., 1914 : Umbrische Reisegeschichtlein.
Ich lösche das Licht. (Gedicht.)
20. Jg., 1916 : Mitternacht. (Gedicht.)
21. Jg., 1917 : Nikolaus von der Flüe (1417—1487). Gedanken und Studien zum 21. März 1917.
22. Jg., 1918 : Anton Stockmann.
Eduard Korrodis Schweizerische Literaturbriefe.
25. Jg., 1921 : Spitzbube über Spitzbube. Erzählung.
Erfahrungen mit der Schweiz (unter dem Sammeltitel «Nach 24 Jahren».)
Johannes Jegerlehner.

Die Woche im Bild. Edit. Pressverein für die «N. Z. N.», Zürich.

1926. 9. Oktober : Lieber leben als schreiben !

Epheuranken. Haag bei Morbach.

Jg. 1912/1913 : Umbrische Wanderbilder.
Konstantin Meunier.

Heimatstimmen. Illustrierte Schweizerische Zeitschrift für Heimatsinn und Volksbildung. Chur.

Jg. 1923/1924 : Ich kann nicht.
Im Nebel.
Jg. 1924/1925 : Stille Spaziergänge.
Hie Heiliger — hie Satan ! (Aus dem «Fürchtemacher».)
In Franzens Poetenstube.

Il San Bernardino. Roveredo.

1921. Januar : La Corte degli a Marca.
1922. Oktober : Peregrinazioni in Mesolcina.

Jugendzeit. Literar. Monatsschrift für Jung und Alt. Locarno.

Jg. 1921 : Mit Johannes Jegerlehner und seinen Schülern. Eine Erinnerung.

Leipziger Illustrierte Zeitung. Leipzig.

1924. Nr. 4131 : Die schweizerische Landschaft.

Literarisches Echo. Berlin.

1913, 1. April : Autobiographische Skizze.

Literarische Warte. München.

1900 : Eine grundlegende Arbeit. (P. Sigisbert Meier : Der Realismus als Princip der schönen Künste.)

1904 : Johannes Weber.

Locarno. Herausgegeben vom Verkehrsverband Locarno und Umgebung.

24. Jg., Nr. 9. 17. Apr. 1926 : Warum ich besonders Locarno liebe.

Monat-Rosen. Organ des Schweizerischen Studenten-Vereins und seiner Ehren-Mitglieder. Basel.

Jge. 1892—1897 : Verschiedene Gedichte.

15. April 1897 : Abt Augustin Grüninger von Muri-Gries. (Nekrolog.)

15. Sept. 1899 : Ueber den unchristlichen Roman.

Ostwart. Breslau.

Jg. 1924. S. 105 ff. : Umbrische Wanderfahrten.

Petrus-Blätter. Trier.

1912. 20. Dezember : Nichts Bedauerliches aus der Schweiz.

Pro Helvetia. Zürich.

Juli 1921 : Wanderungen durch die Mesolcina.

Pro Juventute. Zürich.

1923 : Franz von Assisi.

Schweizerische Erziehungs-Rundschau. Zürich.

1928 : Das Gymnasium und sein Accusativ.

S. B. B.-Revue. Bern.

1927. 15. Dezember : Weihnachtsplauderei im Eisenbahnwagen.

Schweizer Illustrierte Zeitung. Zofingen.

1925. Nr. 15 : Stimmungsbildchen aus der Vergangenheit.

Schweizerische Litterarische Monats-Rundschau, Stans.

1. Jg., 1895/1896 : Buchbesprechungen. S. 13, 29, 33, 45, 46, 61, 68, 75.
2. Jg., 1896/1897 : « S. 8, 24, 39, 73, 119, 134, 161.
3. Jg., 1897/1898 : « S. 42, 57, 86, 87, 88, 97, 129, 136.
4. Jg., 1898/1899 : « S. 23.
«Tendenz». S. 49, 85, 90, 97, 145.
5. Jg., 1899/1900 : Buchbesprechungen. S. 7, 72, 168.

Schweizerische Rundschau. Einsiedeln/Zürich.

25. Jg., 1925/1926, Heft 1 : Das Heil vom Norden ? Liter. Geplauder.
Heft 9 : Sigrid Undset, die jüngste Nobelpreisträgerin.
26. Jg., 1926/1927, Heft 10 : Der französische Tambour.
27. Jg., 1927/1928, Heft 2 : Gedanken beim Lesen der Pastor'schen Papstbiographien.
Heft 11 : Begegnung mit Francesco Chiesa.

Süddeutsche Monatshefte. München.

Jg. X, 1912/1913, 1. Halbjahr. S. 42 ff. ; 161 ff. ; 343 ff. : Sisto e Sesto.
Jg. XI, 1913/1914, 2. Halbjahr. S. 640—653 : Der Schweizerdichter im Himmel.

Ueber Land und Meer. Stuttgart.

Jg. 1915. Nr. 19 : Wie ein Schweizer zum deutschen Kronprinzen gelangte. Ein wahres republikanisch-monarchisches Histörchen.

Velhagen & Klasings Monatshefte. Berlin.

24. Jg. Heft 5 (Jan. 1910) : Beatrice Cencis Bruder. (Gedicht).
25. Jg. Heft 7 (März 1911) : Fräulein Männlich. Erzählung.
Heft 8 (Apr. 1911) : Einmal Ruhe. (Gedicht.)
26. Jg. Heft 4 (Dez. 1911) : La padrona Agnese. Ein umbrisches Geschichtlein.
Heft 6 (Febr. 1912) : Der Krüppel von Orvieto. Reiseskizze.
27. Jg. Heft 10 (Juni 1913) : Reisegeschichtlein aus den Abruzzen.
29. Jg. Heft 1 (Sept. 1914) : Brigittli. Erzählung.
33. Jg. Heft 4 (Dez. 1918) : Die Langeweile des Anton Renker. Erzählung.
40. Jg. Heft 4 (Dez. 1925) : Unter südlichen Sonnen und Menschen. Nov. I. Zwei Christbäume in Rom. Novelle.
Heft 5 (Jan. 1926) : Unter südl. Sonnen und Menschen. Novellen II. Sandra Giullini. — Der Wilderer Augusto Sarti. — Einer, der Steine sucht und Menschen findet. — Isaak der Stotterer. — Der rote Zauber des Mastro Giorgio von Gubbio. Novellen.
Heft 6 (Febr. 1926) : Unter südlichen Sonnen und Menschen. III. Die Buchbinderin Mala Golzi. Novelle.
41. Jg. Heft 1 (Sept. 1926) : Lieber leben als schreiben.

Westermanns Monatshefte. Berlin.

1924/1925 : September 1924 bis März 1925 : Der Friede einer andern Welt. (Papst und Kaiser im Dorf.)

Zeitbilder. (Tages-Anzeiger) Zürich.

1923. April : Misox.

Zürcher Wochenchronik, Zürich.

1909. 27. März : Dr. Ferdinand Matt.

Kalender

Kalender der Waldstätte.

1925 : Mätteliseppi.
1926 : Erinnerung aus Sachseln.
1927 : Drei unheimliche Nächte.
1928 : Das letzte Dorf.

Leo-Kalender, St. Gallen.

1922 : Der Tod des Pankraz Eisenring.
1923 : Des grossen Bischofs Sterbestündlein.
1924 : Ein Gruss und Spruch zum heurigen Kalender.
Ein kleines Geplauder über einen grossen Heiligen.
1925 : Der grosse Kardinal in der Schweiz.
1926 : Auf den Spuren des heiligen Franz.

Märkischer Kalender.

1928: Franziskanische Wanderungen.
1. In und um Assisi.
2. Italienische Bergtruppen.

O mein Heimatland, Bern.

1918: Die Katzen vom Pantheon. Ein Reisegeschichtlein.
1919: Römische Ballade — anno domini 1208.
1923: Drei Plaudereien.
1. Weihnachten vor 50 Jahren, 1870/71.
2. Jungfer Köchin.
3. Tag und Nacht.

Almanache

Grethlein Almanach, Zürich.

1925: Anima Turicensis.

Grote Almanach, Berlin.

1912: Meine Erzähler.
1916: Husch um die Ecke, das Mätteliseppi kommt.
1921: Das Land der Griechen mit der Seele suchend.
1926: Bei den Orgelpfeifen.

Peter Dörfler-Almanach, herausgegeben zum 50. Geburtstag des Dichters. 1928.

S. 70 ff: Peter Dörfler.

Verlagsalmanach Rascher & Cie. Zürich 1922.

Felix Xylanders Leidenschaft.

Jahrbücher

Bodenseebuch. Konstanz.

1927; S. 33 ff: Heimkehr in die liebe alemannische Schweizer Landschaft.

Heimat. Buch für das deutsche Volk. Hrsg. von H. Mohr.

1916: Wanderungen durch Umbrien.

Renaissance. Jahrbuch des Verbandes der Renaissance-Gesellschaften. Basel.

1928—1929. 7. Jg.: Die grosse deutsche Orgel.

Bemerkungen zur Bibliographie.

In dieser Bibliographie der Beiträge Heinrich Federers an die periodische Presse sind die Artikel im «Alttoggenburger» (Bazenhaid, Kt. St. Gallen) und im «Wiler Boten» (Wil, Kt. St. Gallen) nicht aufgeführt, da die fraglichen Jahrgänge jener Blätter mir nicht zugänglich waren. Unvollständig aus dem gleichen Grunde ist die Bibliographie inbezug auf «Die Ostschweiz» für die Jahre 1893 bis 1895.

Der Verfasser.

Lebenslauf

Ich wurde am 5. Mai 1906 in meiner Vaterstadt Winterthur geboren. Das erste Jahr Primarschule durchlief ich in Oberwinterthur, weitere drei Jahre — 1914 übersiedelten meine Eltern nach der Bundeshauptstadt — in Bern. Im Frühling 1917 trat ich ins städtische Progymnasium ein (4 Jahre), dem sich viereinhalb Jahre Literarschule des städtischen Gymnasiums anschlossen. Im Herbst 1925 bestand ich die Reifeprüfung und bezog hierauf die Universität Bern. Neben dem Studium in meinen Examenfächern neudeutsche Sprache und Literatur (Prof. Maync, Fränkel und Strich), germanische Philologie (Prof. Singer und de Boor) und Nationalökonomie (Prof. Reichesberg, Weyermann und König) hörte ich in den ersten Semestern Vorlesungen über französische und englische Literatur (Prof. de Reynold und Funke), Völkerrecht (Prof. Burckhardt und von Waldkirch) und Psychologie (Prof. Herbertz). Den genannten Herren bin ich für zahlreiche Anregungen zu aufrichtigem Dank verpflichtet ; ganz besonders aber danke ich meinem verehrten Lehrer Herrn Prof. Strich für die fruchtbare Förderung, die er mir während der Arbeit an meiner Dissertation zukommen liess.